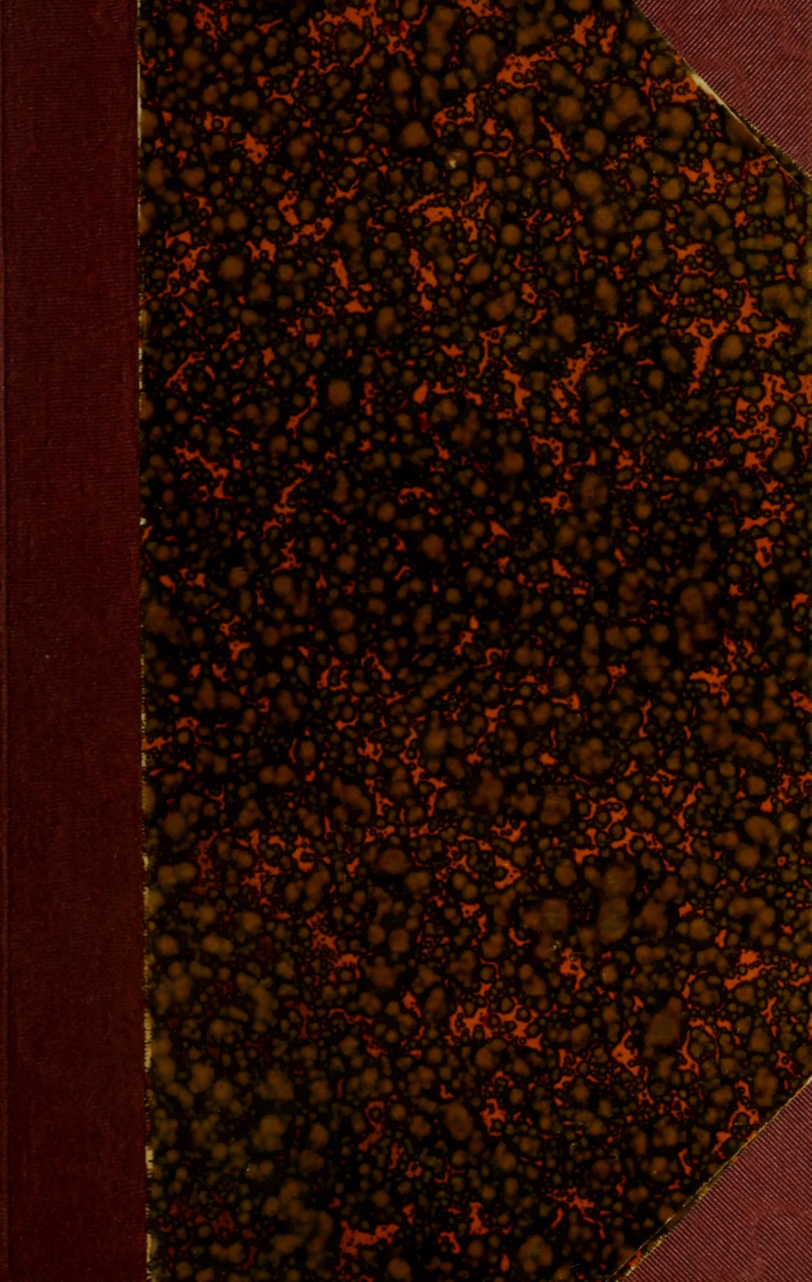








Binnen der rothen Tonne.

Erster Band.

Binnen

der rothen Tonne.

Novellenbuch der Niederelbe.

Von

Heinrich Smidt.

Erster Band.

Berlin, 1865.
Verlag von Otto Janke.

Inhalt.

Die rothe Tonne.

Die rothe Tonne.

„Was bedeutet sie und wo finde ich sie?"

Jene Damen und Herren, die auf der Hamburger Dampfschiffsbrücke stehen, werden es Euch sagen, wenn sie heimkommen.

Die Glocke läutet zum ersten Male und einzelne Passagiere beschreiten das Verdeck. Ein zweiter, größerer Strom ergießt sich, als zum zweiten Male die Glocke angezogen wird. Da schlägt es sieben Uhr vom großen Michaelisthurm und der Wachtmann auf der Hafenjacht giebt sechs Glasen an. Es läutet zum dritten Male. Die Spätlinge und Nachzügler rücken ein und als der letzte Ton verhallt, rundet der Dampfer von der Brücke ab und in den Strom hinein.

Der Himmel lacht in Gold und Azur. Ein leiser Südost kräuselt die wallende Fluth. Sonnenschein auf allen Gesichtern. Die Erwartung färbt die Wangen röther: „Was wird kommen? Was werden wir sehen?"

Hinab geht es mit der Ebbe. Zuerst an Altona und den Gärten von Neumühlen und Oevelgönne vorüber; dann längs den lieblichen Höhen von Blankenese, bis die letzte derselben vor der Wedeler Bucht in den

Strom fällt und dieser sich zu einem See ausdehnt. Das Romantische der Fahrt ist vorüber. Berg und Thal liegen hinter uns. Zu beiden Seiten des Stromes dehnen sich die weiten Marschstrecken mit ihren hohen Deichen, über die nur einzelne Bäume und Kirchthürme auf die Vorübersegelnden sehen. Mit dem „Krautsand" entschwindet auch die letzte Insel und das Auge wird durch Nichts gehemmt, wenn es die stolze Bahn durchmessen will, welche der Strom auf seiner Wanderung nach dem Meere durcheilt.

Da kommt die Station Brunsbüttel und das holsteinische Ufer weicht bald soweit zurück, daß es mit dem bloßen Auge nicht mehr erreicht wird. Die Elbe nimmt den Charakter der See an. Ihre Wellen gehen hoch und die weißbefiederten Möven ziehen mit heiserem Krächzen dem Schiffe nach. Während der ganzen Fahrt flog der Dampfer an einer großen Anzahl von Tonnen vorüber, bald weißen, bald schwarzen. Sie sind wie Kreisel geformt, an deren unterster Spitze ein schwerer Anker hängt, der in den Grund gesenkt ist. Er hält die Tonne fest, die sich nun stets um ihre Achse dreht. Diese Marken deuten das Fahrwasser an. Mancher schelmische Matrose sucht den gutmüthigen Binnenländern einzureden, daß in den schwarzen Tonnen die Schuster und in den weißen die Bäcker wohnen. Aber sie glauben es nicht.

Nun kommt Cuxhafen. Auf den verschiedenen Stationen gingen die Strompassagiere ab und zu. Hier entfernen sich die letzten. Als das Boot bei der „alten Liebe“ anlegt, strömen sie über die Stege weg, den Gasthäusern zu. Ein Neugieriger fragt: „Die alte Liebe? Was bedeutet sie?“ Die nachfolgenden Blätter werden von der halbverschollenen Sage reden. Die alte Liebe! Und sie war doch so jung und hoffnungsreich. Nun liegt sie zu unsern Füßen und wir treten darauf.

Die letzten Strompassagiere verschwinden hinter den Deichen. Die Herrschaften, die nun zurückbleiben, sind die „Passagiere über See“ und Helgoland ist ihr Bestimmungsort. Alle diese Damen und Herren zeigen ein doppeltes Gesicht. Das eine glüht von Selbstbewußtsein. Das Heroische des Unternehmens haucht eine leichte Röthe über die Wangen der Damen hin. Das zweite Gesicht zieht sich in die Länge. Es ist sehr bleich und auf der Stirn macht sich eine Vorahnung von Seekrankheit und den dazu gehörigen Unannehmlichkeiten bemerkbar.

Aber das Boot rundet wieder ab und in den Strom hinein. Das letzte Dorf fliegt vorüber und nach diesem die Kugelbaak, das letzte Merkzeichen des Festlandes. Vorüber geht es an der Insel Neuwerk und den Feuerschiffen, vorüber am Lootsgaliot und an der rothen Tonne.

An diese letztere heftet sich das Auge unwillkührlich. Nachdem die schwarzen und die weißen kreiselnden Tonnen verschwunden sind, naht eine rothe. Es ist die letzte schwimmende Marke und deutet an, daß sich hier die Elbe von der Nordsee scheidet.

Und wenn die „Passagiere über See" nach einiger Zeit heimkommen und nach der rothen Tonne gefragt werden, antworten sie:

„Es ist ein Merkzeichen, welches andeutet, daß daselbst die Elbe aufhört und die Nordsee anfängt. Auf der Rückreise war es umgekehrt."

Aber von Allem, was ihnen diesseits oder jenseits der rothen Tonne begegnete, von der Stunde an, da die hohen Deiche emporwuchsen, die das Land versteckten, bis zu der Stunde, da sie das Land ganz und gar aus dem Gesichte verloren und an der rothen Tonne vorübersteuerten, haben sie nichts vernommen. Entweder war das Wetter schön und sie hatten so viel zu scherzen und zu lachen, zu singen und zu tanzen, daß die Stunden flogen wie Minuten; oder das Wetter war schlecht und nicht ungestraft wiegt man sich auf der grünen Fluth, wenn die Stürme brausen. Thalatta! Thalatta! Der Meergott fordert seine Opfer.

O über die Blinden! Welch' ein Schauplatz dehnt sich aus zwischen dem Festlande und der rothen Tonne!

Die alte Liebe.



Die alte Liebe.

Die alte Liebe! So heißt die Landungsbrücke zu Cuxhafen, jenes aus Holz und Eisen roh zusammengezimmerte Bollwerk, wo die Fischerböte und die Dampfschiffe anlegen, wo vom frühesten Morgen bis zum späten Abend das Leben in seinen stärksten Pulsen klopft.

Die alte Liebe! Sie ist das A und das O der Cuxhafener. Sie ist ihnen der Anfang und das Ende aller Dinge. Der Eingeborne braucht sie zu seinem Leben so nothwendig, wie die Luft, die er athmet. Und auf den Fremden übt sie eine gleiche magische Kraft. Der Petersburger findet hier seine Newsky-Perspective, der Hamburger seinen Jungfernstieg, der Pariser seine Boulevards und der Berliner seine Linden.

Die alte Liebe! So heißt die Brücke, wie man sagt, von unvordenklichen Zeiten her, und doch ist hier Alles jugendlich-frisch, in der heitersten Ursprünglichkeit.

Mit dem letzten Einsetzen der Fluth, die schlotternden Segel am Mast, gelingt es dem von der See antreibenden Blankeneser Ever, sich der ganzen Länge nach vor die Brücke zu legen und seine Fangtaue hinten und vorne auszuwerfen. Und kaum hat er seine Luken geöffnet, als Große und Kleine mit Körben und Mulden von allen Seiten herbeiströmen, um ihre Einkäufe zu besorgen. Wer hat es ihnen gesagt, daß eine Ladung frischer Fische für sie bereit liegt? Niemand! Kein Ausrufer hat seinen Bierbaß erschallen lassen; keine Trommel wirbelte den Deich entlang. Es liegt in der Luft. Es ist das Arom der Maischolle, das in ihre Stuben dringt und sie hinauslockt an den Deich und auf die Brücke mit den zersplitterten Bohlen.

Keine Seezunge, keine Steinbutte mehr am Bord! Sie werden für die reichen Feinschmecker und für die Gastwirthe aufbewahrt. Nur Maischollen, klein und zierlich, aber springend-lebendig, in unbeschränktester Auswahl.

„Das Stück einen Schilling und auf fünf einen sechsten zu!“ Man kann nicht wohlfeiler kaufen.

Es ist dies die Meinung des Fischers, die der Käufer lebhaft bestreitet und die nimmer zur Ausgleichung kommt. Aber haltet den erkauften Segen fest, sonst geht es Euch, wie dem alten Mütterchen, aus

deren Korb der Fisch einen Saltomortale machte, der ihn in den Strom zurück beförderte.

Und während dieses harmlosen Handels um Schillingsfische segeln die stolzen Fregatten und Briggs, dampfen die Steamer aus aller Herren Länder dicht an der Brücke vorüber, bald auf-, bald niederwärts mit ihrer Ladung, die nach Hunderttausenden berechnet wird, mit einer Kajüte und einem Zwischendeck voll Passagieren, reich an Hoffnungen und Erwartungen, in jedem Kopfe ein Luftschloß, das jenseits des Oceans vor dem leisesten Hauche znsammenstürzt.

Das Proviantboot holt aus, um den draußen harrenden Feuerschiffen den ersehnten Mundvorrath zuzuführen. Der kleine „Neuwerk“ und der große „Brillant“ dampfen ab, um die vollen Schuten des Baggers zu entfernen und sie leer zurück zu bringen. Die Herren Agenten und Schiffsmakler stehen auf dem Lugaus. So bald sie einen fremden Segler erspähen, fliegen sie ihm mit ihren leichten Segelböten entgegen und das erste Geschäft wird auf offener See gemacht.

Brausend kommt der dreimastige „Helgoland,“ geführt von dem mannhaften Herrmann Otten, der auf seinem Siegesfluge von und nach Helgoland hier einen Augenblick anhält, um an und von Bord zu nehmen und zu geben, was hier seinen Zielpunkt hat. Und

dann dampft er weiter, die flüssige Arena entlang, er selbst allein, denn von den Dampfern aller Nationen, die hier stündlich auf- und abfahren, ist auch nicht Einer, der ihm entfernt die Spitze bieten kann. Sie bleiben alle in seinem Kielwasser zurück.

Noch lebendiger ist es hier, wenn der „Patriot" sich naht, jener Dampfer mit den zierlichsten Formen, den Capitain Nagel so energisch führt und der als Postschiff seine Stunde einhält, als beherrsche er das Element, das ihn trägt. Aber weit bis hinein in das Land steht die harrende Menge, wenn dasselbe Schiff an Sonntagen als Extraboot erscheint, bedeckt mit Festflaggen und Wimpeln, mit voller Musik und Hunderten von fröhlichen Passagieren am Bord. Da ist ein Rufen und ein Jauchzen, ein Willkommen und Händeschütteln, ein Singen und Klingen, das von der Brücke bis in das Hotel Belvedère hineinreicht und darüber hinaus.

Und dieses frische, fröhliche, ungebundene Dasein ist die alte Liebe? Dies Kinderjauchzen, dieses Jünglingsleben, dieses Mannesbewußtsein, das sich in Thaten ausspricht, schritte alt und grau umher, vielleicht mit wackelndem Kopf und den Stab in zitternden Händen? Giebt es einen grelleren Widerspruch, als diesen Namen und diese Thaten? Woher kommt das?

Der laute Markt des Lebens hat keine Antwort auf diese Frage. Das Grübeln und Forschen erlahmt. Erst die Stille der Nacht giebt schweigend den Schlüssel in die Hand des Dichters.

Es ist allmählich still geworden auf diesem nordischen Rialto. Die letzten ungewissen Gestalten, gehüllt in Paletots und Mäntel, verschwinden in dem Dunkel des Abends und finden sich wieder in dem behaglichen Zimmer, wo die Theemaschine ihr eintöniges Lied summt.

Die alte Liebe besitzt nur eine Bank und diese ist schmal und kurz. Bei Tage ist es eine Kunst, sich einen Sitz auf derselben zu erkämpfen; allein jetzt ist Platz vollauf, und der Blick des Beobachters schweift ungehindert über den weiten Spiegel des Stromes.

Der letzte Abendschimmer stirbt. Die Nebel brauen aus der Tiefe und ballen sich zu allerlei seltsamen Gestalten zusammen. Die rastlos wandernden Schwestern Ebbe und Fluth begegnen sich zur kurzen Zwiesprach, und ein geheimnißvolles Flüstern klingt aus den zusammenrauschenden Wellen an die Oberfläche hinauf. Der Nordwest, der mit aufgeblasenen Backen den schwesterlichen Streit belauscht, fährt auflachend dazwischen und jagt sie auseinander. Hoch geht die Fluth mit immer wilderem Tosen und wirft ihre Wellen gegen

die Brücke, daß diese zusammenschüttert, und den einsamen Träumer auf der Bank ein leises Fürchten ergreift.

Aber die Mitternachtsstunde erscheint und die Welt der Geister tritt in ihre Rechte ein. Es schweigt der Sturm und die Wellen ruhn. Die Wolken verschwinden in eine unbestimmte Ferne und der Mond wirft sein magisches Licht über die weite, unbewegliche Fläche. Feierliche Stille herrscht rings umher. Der Elbgeist steigt aus der Tiefe und breitet segnend seine Arme aus über den Strom, der seines Reiches Anfang und Ende ist. Wunderbare Melodieen klingen durch die Luft. Und wer im Stande ist, diese Melodieen zu fassen und ihren Sinn zu enträthseln, dem enthüllen sich die Sagen des Stromes in all' ihrer Fülle und unter diesen tönt hell und deutlich das Mährlein von der alten Liebe.

Hart an dem Deiche, der von Cuxhafen nach Ritzebüttel führt, lag auf dem halben Wege das Haus des Mynheer Thomas to Baben. Es hatte zu beiden Seiten einen Hof mit blühenden Linden, der durch ein hohes Gitter von den Nachbarhöfen geschieden war. Mynheer liebte es nicht, daß seine Nachbarn ihm in die Fenster schauten, darum war auch das Haus etwas

rückwärts gebaut und ein breiter Graben, über den eine schmale Brücke führte, trennte es von der Straße.

Aber in einem besuchten Seehafen kann man auf die Länge nicht den Einsiedler spielen, wenn man auch wollte. Die Leute erfahren nach und nach Alles und was sie nicht erfahren, das ergänzen sie nach Gutdünken. Mynheer Thomas to Baben hatte Niemandem seine Lebensgeschichte anvertraut; aber sie ward in den wechselndsten Formen erzählt, bald kurz und mürrisch, wie er selbst sich den Leuten gab; bald breit und nichtssagend, wie das Gesicht seiner Frau Rebekka, bald lieblich und holdselig, wie seine Tochter Magteld mit den goldenen Ringellocken und den lichtblauen Augen.

Es waren nur wenige gesetzte Männer in Cuxhafen, mit denen Mynheer Thomas to Baben Umgang hielt, und ihre Unterhaltung drehte sich hauptsächlich um Geld und ähnliche Angelegenheiten. Er mußte früher, bevor er sich hier niederließ, ein schwunghaftes Geschäft betrieben haben, worauf noch jetzt Manches hindeutete, und wenn er einmal warm wurde, hatte er durchaus kein Hehl, daß er all' sein irdisches Glück der See verdanke, welche ihm Alles, wornach von je sein Herz verlangte, mit verschwenderischer Fülle zuwarf.

Darum hatte sich Thomas to Baben hier in der Nähe des Stromes angebaut, um seine Wohlthäterin stets vor Augen zu haben. Wollte er sich eine Lust gönnen, ging er den Deich entlang bis zur Kugelbaak, den Blick immer auf die wallende Fluth und auf die vorüber segelnden Schiffe gerichtet. Dort stand er eine lange Zeit mit übereinander geschlagenen Armen, in Gedanken seine ganze Vergangenheit durchlaufend, vom ersten Knabenalter an bis zur gegenwärtigen Stunde. Wendete er sich dann zur Heimkehr, malte sich die vollste Zufriedenheit in allen seinen Zügen und er grüßte die Vorübergehenden noch einmal so herablassend, als es auf dem Hinwege geschehen war.

Frau Rebekka nahm an diesen Vergnügungen ihres Eheherrn keinen Antheil. Sie saß in ihrer besten Stube, umgeben von allen Herrlichkeiten Alt-Niederlands, wozu im Winter die blanke, mit hinreichenden glimmenden Kohlen gefüllte Feuersorge und der summende Theekessel zu allen Jahreszeiten gehörte. Wenn sie diese Gaben in aller Ruhe genießen konnte, schien sie keine andern Wünsche mehr zu haben. Manchmal mochte es Jemand bedünken, als leuchte ein unbestimmtes Etwas aus den sonst so gleichgültig blickenden Augen, das auf etwas Größeres, Tieferes schließen

lasse; aber es war dies ein Moment, der gedankenschnell entwich, wie er kam.

Zwischen diesen Beiden stand Magteld, das jugendliche blühende Kind mit den goldenen Locken und den blauen Augen. Sie war der Liebling der Aeltern, welche nie einiger waren, als wenn es galt, dem holden Kinde einen Wunsch zu gewähren, oder ihr einsames Leben durch irgend etwas Ungewöhnliches aufzufrischen. Sie durfte sich ihren Umgang nach Belieben unter den jungen Mädchen des Ortes wählen. Bezeigten die lebenslustigen Dirnen auch wenig Lust, sich in das stille Haus des einsamen Niederländers einschließen zu lassen, war dagegen Magteld desto häufiger in den Häusern ihrer Freundinnen zu finden und gab sich ohne Rückhalt einer offenen, lebensfrischen Heiterkeit hin. Es war die harmlose Ruhe eines unbefangenen Herzens, welches der glühende Sonnenstrahl der Liebe noch nicht zu des Lebens Glück und seinen unendlichen Schmerzen wach küßte.

Eine Schönheit, wie die Magteld's, konnte nicht lange unbemerkt bleiben und manche Anträge, versteckte und offene, gelangten an den Vater, der sie gelassener aufnahm, als man nach seinem ganzen Wesen hätte vermuthen sollen. Aber die harmlose Maid verstand alle diese verblümten und versteckten Anspielungen nicht,

die von den jungen Brüdern und Vettern ihrer Gespielinnen ausgingen, und hüpfte lachend davon.

Abermals war ein solcher Antrag aus einem achtbaren Hause dem Vater zu Händen gekommen und dieser blickte fragend auf seine Frau.

„Will sie ihn?“ fragte Frau Rebekka nach einer Pause.

„Ich weiß es nicht.“

„Dann frage sie, Thomas. Und wenn sie Nein sagt, schicke ihn fort.“

„Sie sagt immer Nein!“ unterbrach er die Frau verdrießlich. „Ich habe es nun satt. Sie ist alt genug zum Heirathen.“

„Willst Du sie *zwingen*?“ fragte Frau Rebekka, den Mann fest ansehend, und in ihren Augen zeigte sich jenes räthselhafte Etwas, das sie so wunderbar belebte. „Willst Du sie zwingen, wie einst die Mutter gezwungen wurde?“

„Nein!“ entgegnete Mynheer Thomas nach einer Pause fast weich. „Zwingen will ich sie nicht.“

„Dann ist es gut!“ sprach Frau Rebekka und fiel wieder in die frühere kalte Gleichgültigkeit zurück.

Gleich darauf stand Thomas to Baben draußen auf dem Deich und begann seine gewohnte Wanderung nach der Kugelbaak. Das Gespräch mit seiner Frau,

so kurz es war, hatte ihn doch ungewöhnlich aufgeregt, und der sonst so kalte Niederländer lieh unwillkührlich seinen Gedanken Worte:

„Zwingen! Hm! Ich zwinge Niemand. Aber die arme Rebekka bildet es sich ein und kann den Gedanken nicht los werden, obgleich schon mehr als dreißig Jahre darüber hingegangen sind. Sie hat es freiwillig gethan. Sie hat mir die Hand gereicht und gesagt: Nehmt mich hin, ich will Euer Weib sein. Da freite ich sie und kann nicht sagen, daß mir das Glück, wonach ich mich sehnte, besonders zum Heile ausgeschlagen ist. Es ist still und traurig gewesen in dem Hause immerdar. Erst als wir nach vielen Jahren die Magteld bekamen und als ich hierher zog, dicht an die See, wo kein Wald ist und wo das Horn des Jägers nicht klingt ....“

Er hielt plötzlich inne. Ein Gemisch von Wuth und Schmerz malte sich auf seinem Gesicht und er beschleunigte unwillkührlich seine Schritte.

„Burkhard Daun!“ rief er mit lauter Stimme und die frisch aufstürmende Brise trug seine Worte auf die See hinaus. „Burkhard Daun, Du bist mir zeitlebens ein böser Geist gewesen. Und ich hoffe stark, Du bist es *gewesen*. Gebe Gott, daß wir uns niemals wiedersehen.“

Die brausenden Wellen in seinem Innern hatten sich noch lange nicht gelegt, als Thomas to Baben am Abend in sein stilles Haus am Ritzebütteler Deich zurückkehrte.

Es ist kaum möglich, daß in einem Stranddorfe zwei Knaben gefunden werden können, deren Lebensverhältnisse sich in allen Dingen so sehr glichen, als die von Burkhard Daun und Thomas to Baben. Ihre Väter trieben gemeinschaftlich das Fischerhandwerk. Sie besaßen nur ein Boot und eine Hütte. Der spärliche Verdienst reichte kaum hin, das Nothwendige für sich und die Knaben zu beschaffen, allein sie waren herzinnig vergnügt dabei. Beide hatten keinen andern Wunsch, als daß die Freundschaft der Väter auf die Söhne forterben und diese mit denselben Netzen fischen und unter demselben Dache ruhen möchten, wie sie — die Alten — es so lange und mit solcher Lust gethan.

Aber es schien nicht, als ob der Herzenswunsch der Väter sich erfüllen sollte. Ein Zwiespalt eigener Art offenbarte sich in den beiden jungen Herzen, der zu einem tiefen Abgrunde zwischen ihnen ward.

Schon in frühester Jugend gab sich diese Verschiedenheit kund, die mit den Jahren an Stärke zu-

nahm. Wenn die Stürme toseten und die Wellen auf den Strand niederschlugen, daß der Boden weithin erdröhnte, jauchzte Thomas laut auf und stürmte fort. Je höher die Wellen gingen, je wilder die Brandung rauschte, je lustiger wurde er und sang mit ihnen um die Wette. Er lief der heranrauschenden Fluth entgegen, ließ sie über sich hinwegströmen und schüttelte lachend die Tropfen aus den triefenden Haaren. Und nie kam er wieder von einem solchen Streifzuge heim, ohne daß die See ihm von ihrem Ueberflusse eine Gabe hinwarf, die er freudig ergriff, so unbedeutend sie mitunter war, und sie im Triumph nach Hause trug. Dann empfing ihn ängstlich zagend der Freund, und rieb ihm mit zitternder Hand die vor Frost fast erstarrten Glieder Er schalt auf die böse See und verwünschte sie zu ewigen Tagen, bis Thomas mit lautem Gelächter diesem Auftritt ein Ende machte.

Unfern von dem Dorfe und in dem Rücken desselben erhob sich ein mit Moos und Heidekraut bewachsener Sandhügel. Auf der Spitze desselben stand Burkhard manche Stunde und schaute nach binnenwärts, wo ein dunkelblauer Streifen den Horizont umgränzte. Und das war der Wald, dessen Wipfel wunderbare Melodieen sangen, wenn der Sturm sich vom Binnenlande aufmachte und der See zuflog. Kam Burkhard

dann von seinem Hügel herab, spottete der Thomas ihn aus und schalt auf die dummen Bäume, die in der Erde festgewachsen wären und nicht mit dem Winde fortlaufen könnten, sondern sich tüchtig von ihm zerzausen und sich Alles gefallen lassen müßten. Aber Burkhard stahl sich von der Seite des scheltenden Freundes weg und eilte in den Wald, dessen Quellen ihm entgegenzogen, dessen Bäume ihm mit ihren Zweigen winkten und dessen zwitschernde Bewohner ihn mit leisen Flügelschlägen umkreiseten, bis sich Vergangenheit und Zukunft von ihm trennten und er nur allein in der magisch-grünen Gegenwart mit seinem vollen, jugendlichen Herzen lebte und webte. Oft kam er am späten Abend, oder gar erst bei dem Anbruch des Tages heim, eine Melodie auf den Lippen, wie er sie den Vögeln ablauschte, einen Kranz von Laub und Blumen im Haar, den er, kaum wußte er zu sagen, wie, um die Stirn geflochten. Die ganze Seele war voll von bunten Träumen, womit, ihm unbewußt, die Fee des Waldes ihn umspann. Des Hänselns war dann kein Ende, bis die Geduld des jungen Waldgängers riß und er sich gegen den tyrannischen Freund auflehnte, der ihn mit Gewalt beherrschen wollte. Der Scherz und das bewußtlose Spiel der Knaben wurde mit den Jahren allmählich zum

Ernst und die Zwei, welche sich brüderlich zur Seite stehen sollten, standen sich bald in fast unnatürlicher Schroffheit einander gegenüber.

Da trat ein furchtbares Ereigniß ein, welches plötzlich allen Träumen und Spielen ein Ende machte und Beiden das Leben in der ernstesten Gestalt zeigte. Mit vielen andern Schiffern und Fischersleuten waren die beiden unzertrennlichen Gefährten Daun und to Baben auf den Fischfang gegangen. Mit dem Eintritt der Nacht brach ein furchtbares Gewitter aus und am folgenden Abend erscholl die Trauerkunde, daß sie mit vielen Andern verunglückt seien. Des Jammerns und Wehklagens wurde kein Ende. Es gab fast kein Haus im Dorfe, worin nicht der Tod irgend eines Verwandten betrauert wurde. Von Diesem war ein Vater, von Jenem ein Bruder oder Sohn gegangen, um nicht wiederzukehren.

Thomas und Burkhard waren verwaist. Jedermann im Dorfe hatte mit seinem eigenen Schmerz zu thun und fand wenig Zeit und Lust, sich um das Unglück der Anderen zu bekümmern. Als die Wenigen, welche dem Unwetter entronnen waren, eidlich erhärtet hatten, daß die Fischer Daun und to Baben vor ihren sichtlichen Augen ertranken und das Fahrzeug derselben gesunken sei, ging der Vorstand des Dorfes zu den

Knaben, gab ihnen Kunde von dem Vorgefallenen und ermahnte sie, auf eigenen Füßen zu stehen, da die Zeit des Spielens jetzt ein Ende habe, worauf er etwas Rechtes gethan zu haben glaubte und sich entfernte.

Burkhard und Thomas gingen Hand in Hand dem Strande zu und sahen auf die noch immer grollende und tobende See. Beide wußten, was sie verloren, und eine dunkle Ahnung stieg in ihnen auf, daß sie das Verlorne niemals wieder gewinnen würden. Da bewältigte der Schmerz die Knaben. Sie brachen in Thränen aus und Beide hielten sich fest und innig umschlungen.

Aber ein Schmerzens-Ausbruch, wie heftig er auch ist, dauert nicht ewig. Thomas machte sich sanft von dem Spielgefährten los und sagte:

„Wir müssen nun daran denken, wie wir uns selbst forthelfen. Der Voigt hat uns ermahnt; allein zu essen wird er uns nichts geben und im Hause ist nichts."

„Ich gehe in den Wald!" sagte Burkhard. „Dort wachsen Beeren die Fülle und wir werden vollauf zu essen haben."

„Mit Deinem Wald und Deinen sauren Beeren!" fuhr Thomas dazwischen. „Ich halte mich an die See, die giebt etwas Besseres her."

„Was?“ rief Burkhard und sein Gesicht röthete sich vor Zorn. „Du sprichst von der See? Von dem Ungeheuer sprichst Du, das eben erst unsere Väter tödtete und uns zu unglücklichen Waisen machte? Ich verabscheue sie und sehe sie nicht mehr an mein Lebelang.“

„Sie wird sich nichts daraus machen,“ entgegnete Thomas rasch. „Wenn Du mit ihr schiltst und sie verachtest, wird sie Dich anfassen und Dich schütteln, daß Du es sobald nicht vergißt. Das macht sie immer so.“

Der Streit der Knaben war im Wachsen und nahm so sehr überhand, daß sie sich im größten Zorn trennten und Burkhard schwur, er wolle nie wieder etwas von einem Jungen wissen, der so schlecht sei, ein treuloses Element zu lieben, das eben erst seinen Vater tödtete.

Und als Burkhard dies gesagt hatte, eilte er fort, schnurgerade mitten in das Land hinein und hielt nicht eher an, als bis er im Walde war, wo am plätschernden Quell die Hütte des Holzwärters stand, die er so oft mit sehnsüchtigen Augen betrachtet hatte. Bald mahnte ihn der Hunger, und als er einen Platz fand, wo Beeren die Fülle standen, sammelte er eifrig ein, aber vorerst nur von der Hand in den Mund.

Der Holzwärter, der ihn seit einiger Zeit beobachtete, trat näher und schalt ihn, daß er nehme, was ihm nicht gehöre, ohne einen Erlaubnißschein vom Förster zu haben. Aber als nun Burkhard treuherzig sein Unglück schilderte, half der Alte ihm selbst sammeln, flocht ihm ein Paar Körbchen von Zweigen und Binsen, that die süße Last hinein und schickte ihn mit einem Stück Brod und einem „Gott helfe weiter!“ heim.

In dem Stranddorfe selbst war eine nicht ungewöhnliche Bewegung. In der Nähe ankerte eine holländische Handelsbrigg und deren Eigner machte sich am Lande mancherlei Gewerbe. Seine Anliegen waren so unbedeutend, daß darum kein vernünftiger Seemann die Fahrt unterbricht. Die Schiffer in der Kneipe schüttelten die Köpfe und der Pfiffigste unter ihnen wollte herausgebracht haben, es sei nur ein leerer Vorwand, um das eigentliche Vorhaben zu verbergen. Ein Krieg komme in das Land und mit ihm stände eine Blokade bevor. Das Dorf liege in einer versteckten Bucht, die wegen ihres flachen Strandes von großen Schiffen nicht befahren werden könne, und ein gescheuter Kerl käme leicht auf den Gedanken, ob hier nicht ein passender Ort für ein einträgliches Schmugglergeschäft sei.

Den Männern fiel ein Stein vom Herzen, als

ihnen diese Auslegung ward. Sie bauten darauf sogleich die kühnsten Hoffnungen und hatten so wenig für etwas Anderes Sinn, daß sie einen Knaben, der von dem Einen zu dem Andern mit flehenden Worten lief, hart abwiesen und ihn zum Teufel gehen hießen.

Der fremde Handelsmann, der von den Seinigen Mynheer Gerritz genannt wurde, verwies den Männern ihre Härte, ließ sich erklären, wer der Knabe sei, und winkte ihn mit den Worten zu sich:

„Thomas to Baben, komme hierher und erzähle mir Deine Geschichte."

Der Knabe gehorchte und als er endete, sagte Mynheer Gerritz zu einem Manne, der sein erster Steuermann war:

„Wenn die See einem solchen Jungen in einer Nacht Alles nimmt, woran sein Herz hängt und er ihr dann noch nicht gram wird, sondern nur begehrt, ihr zu dienen, dann sollte ich meinen, wäre auf einen solchen Jungen etwas zu bauen und ich bin nicht abgeneigt, ihm am Bord meines Schiffes eine Stelle zu geben und zu sehen, was aus ihm zu machen ist."

Der Steuermann stimmte seinem Patron in allen Stücken bei und Mynheer Gerritz sagte dem Knaben, daß er ihn für eine Reise zur Probe an Bord nehmen

wolle. Darüber war der Thomas über die Maßen vergnügt und des Jubels war kein Ende.

Um diese Zeit war es, als Burkhard, in jeder Hand ein Binsenkörbchen voll Beeren und ein Stück von des Holzwärters grobem Brode in der Tasche, aus dem Walde zurückkam und sich über die Herrlichkeiten freute, die er in das verödete Haus brachte. Aber sein Muth sank bald von seiner Höhe, als er das Glück des jungen Freundes sah, der die duftenden Beeren achselzuckend betrachtete und den Antheil an dem groben Brode hochmüthig ausschlug. Mynheer Gerritz, dem sehr daran gelegen schien, bei dem Volke am Strande sich einen guten Namen zu machen, hatte nicht sobald von dem Schicksal des zweiten Knaben gehört, als er sagte:

„Es wäre Schade und fast eine Sünde, ein Paar Jungen, die durch die eigenthümlichsten Umstände mitsammen verknüpft sind, zu trennen. Darum dehne ich mein Erbieten, das ich dem Thomas gethan, auch auf diesen Burkhard aus und nehme Zwei für Einen an Bord, wenn die Gemeinde, der sonst doch diese Kinder zur Last fallen, damit einverstanden ist."

Eine solche Großmuth von Seiten eines ganz Unbekannten war im Dorfe noch nicht erhört worden. Der Voigt ergoß sich in die lebhaftesten Danksagungen

gegen den großmüthigen Herrn und die ganze Gemeinde stimmte in solcher Einhelligkeit bei, daß Burkhard gar nicht daran denken durfte, sich den Wohlthaten, die ihm wider seinen Willen zu Theil werden sollten, zu entziehen und noch selbigen Tages mit sammt dem Thomas an Bord gebracht ward. Am andern Morgen lichtete die Handelsbrigg ihren Anker und Burkhard blickte mit thränenfeuchten Augen auf den dunklen Waldessaum, der immer schmaler ward und endlich hinter den Wolken verschwand. Das heimische Dorf aber sahen Beide nicht wieder.

Nun vergingen viele Jahre. Burkhard hatte sich zur See niemals besonders hervorgethan und wurde verächtlich von einer Ecke in die andere geschoben, was ihm den erzwungenen Beruf gerade nicht angenehmer machte. Thomas dagegen hatte eine Leidenschaft für das ruhelose Element an den Tag gelegt, welche ihn auch das Schwierigste spielend überwinden ließ. Er wurde der Liebling Aller und Mynheer Gerritz und sein Steuermann prophezeiten ihm eine große Zukunft.

Einmal that der Burkhard einen ungeschickten Fall, der ihn mindestens für Jahr und Tag, wenn nicht auf immer, für den Seedienst unfähig machte. Er wurde mit dem Ersparten vom Schiffe entlassen und

erhielt durch die Vermittlung seines ehemaligen Capitains einen kleinen Posten als Schreiber bei dem Hafenmeister, der ihm ein dürftiges Auskommen sicherte. Hier verbrachte Burkhard seine Tage, während sein Freund Thomas, von der See fortdauernd begünstigt, bald das Commando eines eigenen Schiffes erhielt und sich von seinem bisherigen Patron, der sich längst zur Ruhe gesetzt hatte, trennte.

Das Landleben bekam dem Herrn Gerritz schlecht. Seitdem er nicht mehr zur See thätig war, verfiel er auf allerlei Liebhabereien und Speculationen, die ihm, da sie zum Oeftern schlecht ausfielen, vieles Geld kosteten. Er mußte sich mehr und mehr einschränken, und es ward Zeit, inne zu halten, wollte er nicht seinen gänzlichen Ruin herbeiführen. Er wurde mürrisch, lag im Hader mit der ganzen Welt und ließ, wenn er niemand anders hatte, seinen Groll an seiner jungen Tochter Rebekka aus, die ihm nur mit Thränen Widerstand leistete. Sie war schön diese Rebekka und von allen jungen Leuten, die dies bemerkten, war Burkhard Daun nicht der Letzte. Aber wie durfte der arme Schreiber es wagen, seine Augen zu der Tochter des reichen Gerritz zu erheben? Er verschloß seine Empfindungen im tiefinnersten Herzen.

Nun geschah es, als er einst in der Garküche sein bescheidenes Mahl einnahm, daß ein Gast ihm zurief:

„In dieser deutschen Zeitung, die mir in die Hände geräth, sehe ich Euern Namen groß und deutlich gedruckt. Das Andere kann ich aber nicht lesen. Seht zu, ob Ihr besser damit fertig werdet.“

Mit diesen Worten empfing Burkhard Daun die Zeitung und erblickte ein gerichtliches Proclam, wornach die Erben des in einem Schiffbruche umgekommenen Schiffers Daun sich wegen einer Erbschaft melden sollten, die ihnen zugefallen sei. Es war Alles auf das Deutlichste angegeben und ein Irrthum nicht möglich. Ein naher Verwandter seines Vaters hatte diesem sein Eigenthum vermacht. Es bestand aus einem Hause, nebst einem Acker und einem Stück Forst, groß genug, um eine Familie ehrlich durch die Welt zu bringen. Nach einem Vierteljahre war Burkhard Daun zu der Gewißheit gekommen, daß ihm dies Erbe zugesprochen war und er dasselbe antreten könne, sobald es ihm selbst beliebe.

Die Kluft zwischen Burkhard Daun und Herrn Gerritz, der unterdessen wieder ein Paar schwere Niederlagen erlitten, war jetzt nicht mehr so unausfüllbar und Burkhard trug den Kopf höher, wenn ihm die schöne Rebekka in der Kirche, oder sonst wo begegnete.

Er grüßte sie freundlich und sein Gruß ward in gleicher Weise erwiedert. Es dauerte nicht lange, bis es sich herausstellte, daß Beide sich verstanden und über ihr Geschick entschieden hatten, noch ehe sie zehn Worte mit einander wechselten.

Und als Beide mitsammen herzinnig und herzeinig waren, faßte sich der Burkhard ein Herz, trat vor den stolzen Gerritz hin und bat ihn um die Hand seiner Tochter, dieweil ihm Rebekka das Herz bereits freiwillig schenkte.

Hei, wie es da bei dem stolzen Mynheer zum Dache herausbrannte! Man konnte nicht genug Wasser finden, um die Gluth zu dämpfen, die sich nach allen Seiten hin verbreitete. Burkhard ließ den ersten Zorn austoben und hielt ihm wacker Stand, bis allmählich dem Meister Gerritz die Besinnung zurückkehrte. Er mußte sich gestehen, es sei nicht mehr an der Zeit, so ungebehrdig aufzutrumpfen, und es stehe ihm besser an, klein beizugeben. Aber es mit dürren Worten auszusprechen, konnte er nicht über sich gewinnen; darum brummte er unterschiedliche Worte ohne Sinn vor sich hin und polterte zur Thür hinaus, ohne seine eigentliche Absicht kund zu thun. Die beiden jungen Leute schöpften daraus für sich die besten Hoffnungen und trennten sich mit einem vielsagenden Händedruck.

Da erschien Thomas to Baben, als junger Capitain von einem Streifzuge an der Küste von Afrika heimkehrend, wo er einen einträglichen Tauschhandel getrieben und eine seltene Ladung von Goldstaub und Elfenbein an sich gebracht hatte. Keinen Augenblick säumte er, seinen alten Meister Gerritz aufzusuchen, und ward von diesem mit offenen Armen empfangen. Kaum hatte Thomas die schöne Rebekka gesehen, als er in heißer Liebe zu ihr entbrannte und schwur, er werde Alles daran setzen, sie für sich zu gewinnen. Ein willkommenerer Schwiegersohn konnte nicht gefunden werden und Mynheer Gerritz griff mit beiden Händen zu. Aber er wollte sich den Schein der Unpartheilichkeit bewahren und sagte:

„Gern nähme ich Euch zum Sohne an, aber mein Rechtsgefühl verbietet mir, Euch die Hand meiner Tochter ohne Weiteres zuzusagen. Es hat sich noch ein zweiter Bewerber eingefunden und dieser ist niemand anders, als Euer ehemaliger Kamerad, der Burkhard Daun. Morgen früh um die zehnte Stunde findet Euch wieder hier ein und ich will Euch eine entscheidende Antwort geben."

Als Thomas sich zu der bestimmten Zeit einstellte, traf er seinen Spielgefährten Burkhard, den er mit einem vornehm-nachlässigen Kopfnicken begrüßte und

von diesem auf eine gleiche Weise abgefertigt ward. Herr Gerritz ließ nicht lange auf sich warten und sagte zu ihnen ohne weitere Einleitung:

„Ihr werbt Beide um meine Tochter Rebekka. Ihr seid mir gleich lieb und werth und ich gönne sie dem Einen so gern, wie dem Andern. Weil uns aber damit nicht geholfen ist, stelle ich eine Bedingung. Wer von Euch Beiden diese erfüllt, soll meine Tochter haben und der Andere mag sich trösten, so gut er kann."

Beide betheuerten, Alles zu thun, was in ihren Kräften stehe, um des verheißenen Glückes theilhaftig zu werden. Mynheer Gerritz ließ sie nicht lange in Ungewißheit über seine Lage und sagte, daß ihm Derjenige ein willkommener Schwiegersohn sein werde, der seine verwickelten Angelegenheiten derartig in Ordnung bringe, daß er mit Ehren vor den Leuten bestehen könne.

Da sank dem armen Burkhard das Herz. Er begriff, daß er nicht im Stande sein würde, mit dem ihm zugefallenen bescheidenen Erbe auch nur den zehnten Theil der gestellten Bedingung zu erfüllen. Thomas aber war mit den größten Versprechungen zur Hand und gelobte, diese im Laufe der nächsten Tage zur Gewißheit werden zu lassen.

„Dann seid Ihr mein vielgeliebter Schwiegersohn,“ sagte Herr Gerritz, und rief alsbald seine Tochter, um sie mit seinem Entschlusse bekannt zu machen. Erschrocken hörte Rebekka den strengen Ausspruch des Vaters und warf sich ihm zu Füßen. Burkhard ergriff seine Hand und beschwor ihn, keinen Entschluß zu fassen, der zwei Menschen für ihre Lebenszeit unglücklich mache. Aber was Beide immer sagten, das war tauben Ohren gepredigt. Mynheer Gerritz hörte nicht darauf, sondern sagte abweisend:

„Was wollt Ihr? Lege ich Jemandem einen Zwang auf? Ich handle nach meiner Ueberzeugung und suche mich vor dem gewissen Untergang zu retten; das ist rein menschlich und wird mir von Niemandem verdacht werden. Mit Euch, Herr Burkhard, habe ich nichts mehr zu schaffen. Du aber, meine Tochter Rebekka, höre mich aufmerksam an. Es ist mein erstes und mein letztes Wort in dieser Sache und Du kannst nach eigener Ueberzeugung handeln. Ich bin ein ruinirter Mann. Da steht Herr Thomas, der mich retten will, damit ich bei Ehren bleibe und in meinen alten Tagen keinen Mangel leide. Er verlangt dafür zur Belohnung Deine Hand und verspricht Dir ein glückliches, sorgenfreies Leben, was ich Dir nicht zu gewähren vermag. Nun wähle.“

Aber Rebekka war nicht im Stande, die von dem lieblosen Vater verlangte Antwort zu ertheilen. Sie sank ohnmächtig hin und Burkhard entfernte sich bleich, mit geschlossenen Lippen, die Hände gegen die convulsivisch arbeitende Brust gepreßt. In der Thür wendete er sich um und die Hand drohend gegen Thomas erhebend, sagte er:

„Sei verdammt zur ewigen Herzensleere für den Mord, den Du an unserer jungen Liebe begehst. Der Gedanke daran soll Dich quälen bei Nacht und bei Tage und es wird kein Frieden und keine Versöhnung sein, als nur durch die Liebe, die Du vernichtet hast, und die vor Dir flieht, wenn Du ihre Spur zu betreten wagst."

Thomas lachte hinter dem Fliehenden her. Aber es fröstelte ihn bei dem eisigen Gelächter, das er aufschlug, und er konnte ein leises Zittern nicht unterdrücken.

Am andern Morgen trat Mynheer Gerritz zu seiner Tochter, als sie ihrem Burkhard einen letzten Liebesgruß zu schreiben im Begriff war, und hielt der armen Rebekka einen Beutel mit Gold vor Augen, den ihm Thomas schickte.

Acht Tage später war die Verlobung. Sie fand vor vielen Zeugen statt und Jeder konnte an Eides-

statt aussagen, daß Jungfrau Rebekka unaufgefordert ein lautes Ja gesprochen und mit dem Verlobten vor Aller Augen die Ringe gewechselt habe. Allein Niemand sagte, das Lächeln, welches dieses „Ja!“ begleitete, habe mehr dem Lächeln einer Sterbenden, als dem einer glücklichen Braut geglichen. Und Keiner wollte wissen, daß der Mund, der das verhängnißvolle Wort gesprochen, sich den ganzen Tag nicht wieder öffnete.

Von dem Burkhard aber hörte man seit dem Tage nichts weiter. Er hatte seinen Dienst in der Schreibstube aufgegeben und wurde in der Stadt nicht wieder gesehen.

Sommer war es und einer der schönsten und reichsten, den der gütige Himmel seit lange auf die kalte Erde herabsandte. Die Elbdeiche grünten mit den Feldern und den Wiesen um die Wette. Die Bäume seufzten unter der Last des reifenden Obstes und am Strande entfaltete sich ein fröhliches Leben. Noch gab es keine aus Holz und Eisen bestehende Landungsbrücke mit dem duftenden, poetischen Namen; noch war hier keine Badeanstalt, welche Kurgäste von nahe und fern anlockte. Aber auch ohne Vorsichtsmaßregeln und ohne Bequemlichkeiten am Strande stürzten sich die kühnen

Schwimmer in die kühlende Fluth und all' das Jungvolk, hoch und niedrig, wenn es nach dem Strande ging, oder von demselben zurück kam, warf einen sehnsüchtigen Blick nach den Fenstern in dem Hause mit den blühenden Linden, ob sie nicht die schöne Tochter des Mynheer Thomas to Baben erblickten und von ihr einen freundlichen Gegengruß bekämen. Aber die junge Schöne ließ ihre Anbeter ungehört verzweifeln. Sie war eifrig mit ihrem Putze beschäftigt. Es war bereits hoch am Mittage und ihre Freundinnen erwarteten sie mit Ungeduld, denn heute war das Kinderfest in Brookswalde.

Mit lachendem Gesicht flog sie in die Stube und in die Arme der Mutter, welche sie mit der innigsten Zärtlichkeit an sich drückte. Dann fiel sie dem Vater um den Hals, gab ihm einen herzigen Kuß und sagte:

„Nun, wie gefalle ich Euch? Bin ich nicht artig geputzt und kann ich mich nicht ohne Furcht sehen lassen, selbst wenn die Töchter des ehrenfesten Herrn Amtmanns draußen im Walde sein sollten? Ihr antwortet mir wieder nicht? Meine Lustigkeit ist Euch nicht recht? Und ich zeige sie Euch doch nur, damit Ihr nicht stets so ernsthaft darein schauen sollt."

„Liebe Magteld!" sagte die Mutter und drückte die Hand des Kindes.

„Ja, Mütterchen, es ist schon gut. Aber es ist doch auch gar zu traurig, daß Ihr Euch nirgend sehen laßt. Die andern Dirnen werden von ihren Aeltern mitgenommen und ich muß immer allein gehen.“

„Ich gehe in keinen Wald!“ unterbrach sie Thomas to Baben kurz, und Magteld versetzte:

„Du hast es mir gesagt, wenn ich gleich nicht begreife, weshalb. Was hat Dir denn der Wald gethan, daß Du ihn nicht leiden kannst? Es ist doch so schön draußen.“

Der Vater antwortete nicht, aber seine Stirn umdüsterte sich und eine unheimliche Gluth zuckte im Auge, so daß Magteld fast vor dem eigenen Vater erschrak und sich entfernen wollte.

„Magteld!“ sagte der Vater und winkte ihr zu bleiben. „Du bist mir noch die Antwort auf meine gestrige Frage schuldig. Der reiche Kornhändler Brümmer hat für seinen Sohn, den Steuermann, um Deine Hand angehalten.“

Sie erröthete und spielte verlegen mit den Bändern ihrer Schürze. Der Vater sah es und sagte:

„Ich warte auf Deine Antwort.“

„Sie schweigt!“ sagte Frau Rebekka. „Das ist Antwort genug.“

Thomas to Baben hielt nur mit Mühe an sich und sagte scharf:

„Das ist abermals ein ehrenwerther Freier, den Du ausschlägst. Wohin denkt eigentlich die Jungfer, daß ihr Keiner von Allen gut genug ist? Wer soll es denn endlich sein?"

„Der Aermste, Vater!" sagte sie entschlossen, „wenn er im Stande ist, dies Herz zu gewinnen und zu machen, daß es ihm entgegenschlägt. Das ist mir bisher noch bei keinem der jungen Männer begegnet, die sich hierorts um mich bewarben, und bei des Herrn Brümmers langem Gottfried, der mich immer ansieht, als wäre sein letztes Stündlein gekommen, nun vollends nicht."

Sie konnte ein flüchtiges Lächeln nicht unterdrücken, dann aber ergriff sie die Hand des Vaters, küßte sie und sprach mit dem Tone wahrhafter Empfindung:

„Ich sage es Dir, Vater, wenn der Rechte gekommen ist; Dir zu allererst. Es soll Nichts in diesem Herzen vorgehen, wovon ich Dir nicht Rechenschaft ablege. Jetzt ist es aber darin ganz still und ich wüßte nicht, was ich Dir vertrauen sollte."

„Es ist gut, Magteld," sagte der Vater, ruhiger geworden. „Ich glaube Deinen Versicherungen und will auch diesen Freier abweisen. Aber Eines sage ich Dir: mißbrauche meine Geduld nicht. Wähle nicht so lange, bis Dir keine Wahl mehr übrig bleibt. Und wenn Du wählst, richte Deinen Sinn auf Keinen, den ich Dir nicht geben will, nicht geben darf. Schließe Deine Augen, wenn sie unter den grünen Bäumen wandeln . . ."

Frau Rebekka sah ihren Mann mit einem durchdringenden Blicke an und dieser sprach darauf kurz ab:

„Wir reden nicht weiter davon. Ich wiederhole es Dir, Magteld, daß ich Dich nicht zwingen werde. Aber ich sage Dir auch, daß ich mir kein Jawort abtrotzen lasse für einen Eidam, der mir nicht genehm ist. Und wenn er bis über die Ohren im Golde säße und er wäre mir nicht genehm, wirst Du ihn in alle Ewigkeit nicht bekommen."

„Um Gotteswillen, was bedeutet das nur Alles?" fragte Magteld fast erschrocken und sah auf den Vater, der ihr den Rücken zukehrte und unverwandt zum Fenster hinausschaute. „Ich weiß ja, daß Du verlangst, ich soll nur einen Seemann heirathen und ich will Dir auch gern gehorsam sein. Nun sieh' mich aber auch an und nicke mir zu, sonst habe ich nicht

den Muth, fortzugehen und bleibe lieber zu Hause, als daß ich mich draußen unter den fröhlichen Menschen mit einem traurigen Gesicht sehen lasse."

Mynheer Thomas to Baben wandte sich zögernd zu seiner Tochter, gab ihr die Hand und sagte, sie mit einiger Freundlichkeit anblickend:

„Es ist schon gut. Wir wissen, wie wir zusammen stehen und wollen ehrlich zu Werke gehen."

„Geh', mein Kind," sagte die Mutter, ihr die Wangen streichelnd und sie küssend. „Geh', kleine Magteld, und komme am Abend recht fröhlich zurück."

Zögernd verließ Magteld die Stube, einen Zug der Trauer in ihrem Angesicht. Als sie aber draußen die lachenden Freundinnen erblickte, die ihr erwartungsvoll entgegen eilten, schwand der melancholische Zug und fröhlich schwatzend traten sie mitsammen die Wanderung an, die längs blumigen Gärten und durch wallende Kornfelder führte.

Da liegt Brookswalde! Ein liebliches, anmuthiges Gehölz; ein künstliches Werk auf öder Haide, von frommen Händen gepflanzt und gepflegt, aber so fest und dicht in einander verwachsen, daß man die Kunst vergißt und Nichts erblickt, als die sprossende Natur in ihrer alten Herrlichkeit.

Hei! Welch' ein ursprüngliches, jugendliches Leben entfaltet sich unter diesen grünen Laubdächern. Ein kleiner Jahrmarkt baut sich auf, bestehend aus allerlei Kindertand und Spielwerk. Es klingt die Fiedel und die Flöte lacht. Im Busch und im Grase singt und springt es und schäkert und kichert und Niemand weiß, wer fröhlicher ist, die kleinen Kinder oder die großen.

Der Vogel von Holz schwebt auf der Spitze einer schwankenden Stange. Die kleinen Schützen mit der Armbrust zielen bedächtig, als gälte es, den Meisterschuß des Tell zu thun. Und wenn der Bleibolzen gegen den Vogel anprallt und einzelne Splitter umherfliegen, dann jauchzt die muntere Schützenschaar, als wäre ein glänzender Sieg erfochten, oder der gewandte Meister hätte den gefährlichsten Landesfeind aus dem dichtesten Pulverdampf herausgeholt und das Reich vom Untergange gerettet. Der Vater des jungen Helden wächst um einen halben Fuß; er sagt keine Silbe, aber von der Stirn liest man ihm die stolzen Worte ab:

„Es ist mein Sohn!"

„Das muß wahr sein, Nachbar," nahm ein guter Freund die Rede auf. „Euer Matthes kann es noch einmal weit bringen."

„Geht wohl noch hin!" entgegnete nachlässig hin-

geworfen der Vater. „Glaube, er hat es von mir. Schoß in meiner Jugend, daß es eine Lust war.“

„Ihr habt nicht nur geschossen, sondern auch getroffen!“ entgegnete der gefällige Nachbar und der geschmeichelte Vater gab demselben die Hand, indem er sagte:

„Laßt uns ein wenig an die Schenke treten und ein Glas mitsammen trinken. Es ist warm heute und ein kühler Tropfen Jedermann willkommen.“

Der Nachbar ließ es sich nicht zwei Mal sagen und auf den kleinen Matthes deutend, schwatzte er weiter:

„Laßt es ihn so forttreiben und ich stehe Euch dafür, daß er den Wolfgang Daun überholt, der weit und breit für den besten Schützen gilt, obgleich ich es nicht finden kann.“

Zwei Andere hatten das Gespräch gehört und Einer von ihnen sagte lachend:

„Meister Lautrup ist ein Maler, der sein Handwerk versteht.“

„Warum?“ fragte der Andere.

„Er tunkt seinen breitesten Pinsel in Honigseim und salbt damit einen andern Pinsel, der vor Hochmuth berstet, das ganze Gesicht so derb ein, daß ihm

die Augen übergehen. Sie werden eine gute Zeche herantrinken."

Ein fröhlicher Gesang ertönte und von allen Seiten rief es:

„Da kommen die Jäger! 'Die Jäger kommen! Nun wird der Spaß erst recht losgehen."

Das lustige Jägerlied fand sein Echo im Walde und das Waldhorn begleitete die Melodie. Vier bis fünf junge Bursche, die Jagdtasche über der Schulter, den Eichenzweig am Hute und die Büchse im Arm, erschienen auf dem Schauplatz und wurden von allen Seiten als die Helden des Tages begrüßt. Unfern von dem Schießstande der Knaben hatten sie den ihrigen und mancher lockende Gewinn war heimzubringen vom fröhlichen Jägerfest. Alsbald fanden sich auch die Gleichgesinnten zu ihnen. Die Lust war im vollen Gange und nur Eines war zu verwundern, daß nämlich Derjenige unter ihnen, der sonst der Lustigste und Ausgelassenste war, fern von dem Gewühl an einer einsamen Stelle saß und die allgemeine Fröhlichkeit nicht zu bemerken schien. Das wurmte die Andern, die den guten Kameraden nicht entbehren wollten, und Rudolf, der am vertrautesten mit ihm war, trat an ihn heran und sagte:

„Hollah, Wolfgang Daun, was ist es heute mit

Dir? Sitzest da wie ein Geestbauer, dem der Buchweizen verhagelt ist, und machst ein Gesicht, als ob Du nicht bis vier zählen kannst."

„Laß mich, Rudolf! Es ist mir nicht sonderlich lustig im Herzen."

„Hast wohl rechte Ursache, traurig zu sein!" spottete Rudolf. „Wolfgang, das Glückskind, wie sie Dich nennen, sitzt in Brookswalde auf einem Baumstumpf und fängt Grillen. Warum bist Du denn hinausgegangen mit den Fröhlichen, wenn Du keine Lust zum Lachen hast? Willst Du uns etwa den Spaß verderben?"

„Nein, nein!" rief Wolfgang Daun und sprang auf. „Das ist es nicht. Vergieb, es ist mein böser Geist, der einmal wieder über mich gekommen ist und meinem alten Oheim Burkhard schon so manche schlimme Stunde verursachte. Es zischelt und brodelt mir vor den Ohren, daß ich mich nicht zu lassen weiß . . ."

Rudolf unterbrach ihn lachend: „Ich weiß es schon. Nun, sieh' mich nur nicht so grimmig an, daß ich über Etwas lache, was doch des Lachens werth ist. Wir wissen es allseitig zur Genüge, daß Du Deinen Lebensberuf verfehlt hast. Freilich triffst Du, wenn Du nur die Büchse anlegst, aber dennoch bist Du zum

Jäger verdorben und hättest eigentlich ein Seemann werden sollen. Kann es Deinem Oheim Burkhard nicht verdenken, daß er grimmig wird, wenn er solchen Unsinn hört. Du ein Matrose! Ein Kerl, der statt des schmucken grünen Rockes eine schmutzige Theerjacke auf dem Leibe trägt."

„Und doch ist es so!" sagte Wolfgang mit gepreßter Stimme. „Ich fühle es immer und immer in mir aufsteigen, wenn ich es auch noch so tief begraben wähne. Ich werde dieses Gefühl nur mit meinem letzten Athemzuge los."

Rudolf wandte sich verdrießlich ab, als von dem Schießstande her ein verworrenes Rufen ertönte.

„Sie verlangen nach Dir," sagte Rudolf, den Arm des Freundes fassend. „Du bist am Schuß und wirst ihnen doch nicht den Triumph bereiten, zu sagen, Du habest Deinen Schuß ausfallen lassen, aus Furcht, Du könntest fehlen? Das wäre ein Schimpf für uns."

„Das soll Niemand sagen!" rief Wolfgang Daun, sich aufraffend. „So lange ich die Büchse noch in meiner Hand halte, so lange weiß ich auch mit ihr umzugehen und Keiner soll mir den Platz streitig machen, den ich mit Ehren zu behaupten hoffe."

Schnell eilte er dem Schießstande zu, wo eben ein

Anderer sich bereit machte, für den Wolfgang Daun einzutreten. Er zog denselben mit einiger Hast zurück und sagte rasch hingeworfen:

„Nimm Dir Zeit, mein Junge. Was Du für mich geschossen hättest, möchte kaum des Pulvers werth sein, das Du auf die Pfanne geschüttet hast. Wollen sehen, was sich thun läßt, wenn gleich Sonne und Wind mir nicht besonders wohl wollen."

In der That brach in diesem Augenblicke die Sonne grell durch das vom Winde geschüttelte Laub und schlug blendend gegen die Scheibe. Wolfgang Daun nahm seine Büchse, untersuchte flüchtig das Schloß und legte an.

Die Aufmerksamkeit der Anwesenden war ungetheilt. Nur ein leises Flüstern unterbrach die erwartungsvolle Stille. Alle Augen waren auf den jungen Jägersmann gerichtet. Man beobachtete jede seiner Bewegungen.

Da hallte der Schuß durch den Wald. Der Merker zeigte mit seinem Stab auf die Scheibe und ein allgemeiner Jubelruf erhob sich an allen Ecken und Enden:

„Das war ein Meisterschuß! Mitten in das Schwarze! Keiner hat es ihm vorgemacht und Keiner wird es ihm nachthun! Hurrah hoch!"

Kein Ende nahm das Rufen und war im Zunehmen bei jedem Schritte, den der junge Jäger vorwärts that. Bald wußte es ganz Brookswalde, daß Wolfgang Daun den besten Schuß gethan. Ein fröhlicher Kreis von Freunden und Bekannten drängte sich glückwünschend um ihn und kam ihm mit vollen Bechern entgegen."

„Dank Euch Allen!" rief er, unwillkührlich fortgerissen von der allgemeinen Lust. „Was macht Ihr denn für Aufhebens von einem Schuß, der mir zufällig glückte? He, Rudolf, warum lachst Du? Nun ja doch! Es ist ein herrliches Ding um die Jägerei und ich will ihr treu bleiben, nicht nur um des Oheims, sondern auch um Deinetwillen. Ist es so recht?"

„Das ist ein Wort!" rief Rudolf plötzlich aus. „Daran will ich mich halten in guten, wie in bösen Tagen. Und der das bricht, der ist ein Lump. Nun sollst Du aus dem silbernen Becher trinken, den Du Dir erschossen hast, und wenn es zum Tanze geht, bekommst Du zur Tänzerin die schönste Dirne, die im Walde zu finden ist. Wollen das gleich besorgen.

„Das ist schon besorgt," sagte ein alter Waidmann, der auf dem Schießplatz die Oberaufsicht führte. „Wir haben den Becher mit dem edelsten Weine gefüllt, der hierorts aufzutreiben ist, und damit er dem Sieger

besser munde, haben wir die schönste Dirne gebeten, daß sie ihm denselben kredenze und mit ihm den Ehrentanz thue. Macht Platz für die Jungfrau Magteld und ihre Begleiterinnen."

Die Genannte trat vor, mit gesenkten Augen, den Becher in der Hand. Sie blieb dicht vor dem Sieger stehen und sagte leise:

„Verstattet mir, daß ich dem Wunsche der Freunde folge, die mich erwählt haben . . ."

Sie schlug die hellen Augen zu ihm auf und sah ihn groß an.

In demselben Moment war es, als habe Magteld eine Erscheinung, die alle ihre Sinne gefangen nähme. Keines Wortes mächtig, stand sie ihm gegenüber, Zeit und Raum vergessend, als gäbe es nur diesen einen Gegenstand auf Erden und keinen Andern neben ihm. Und Wolfgang sah nur auf sie allein. Er verschlang ihre Gestalt mit seinen Blicken und das Leuchten der Augen bekundete, daß Herz und Sinn gefesselt seien für die kurze Erdennacht.

Das gab ein Geflüster und Gekicher unter den Umstehenden. Sie stießen sich unter einander an und wiesen mit den Fingern auf die seltsamen Zwei, die nicht zu begreifen vermochten, welche himmlische Macht sich vor ihren sichtlichen Augen offenbarte. Der Ru-

dolf sprach ein schnelles Wort mit dem alten Waidmann, der die Aufsicht bei den Schießständen führte. Dieser rüttelte den Wolfgang aus seinem Sinnen auf und sagte ermahnend:

„Seid Ihr ein Schütz, der fast gar nicht zielt und doch den schwarzen Punkt in der Scheibe trifft, und laßt Euch nun niederwerfen, ohne daß ein Wort aus Eurem Munde geht, der doch sonst nicht zugewachsen ist? Seht Ihr denn nicht den blinkenden Becher mit dem funkelnden Wein in der Hand der schönen Maid? Greift zu, junger Mensch, sagt Euern Spruch, leert den Becher bis zur Nagelprobe und dann fort mit Euch zum Tanze, sonst kommen Euch die Andern zuvor und Ihr könnt hintendrein hopsen. Habe all' mein Lebstage keinen jungen Mann gesehen, der so unbeholfen ist, wenn er Wein trinken und ein schönes Mädchen küssen soll."

Bei diesen Worten, die von manchem derben Ruck begleitet wurden, schrak Wolfgang Daun aus seinen Träumen auf. Er sah der Freunde und Genossen lachende Gesichter, den grünen Wald und das gaffende Volk umher, das kaum noch seine Ungeduld in Schranken hielt. Mit einem tiefen Athemzuge trat er nahe an Magteld heran, flüsterte ihr einige Worte zu, so leise, daß auch die Nächststehenden

nicht im Stande waren, Etwas davon zu verstehen, drückte seine Lippen auf ihre Stirn und leerte dann den Becher in einem Zuge. Die schöne Gestalt bebte in seinen Armen; sie sah ihn an mit Thränen in den Augen; aber ihr Mund blieb geschlossen, und als er mit ihr im Tanze dahinschwebte, flogen die übrigen Paare unter lautem Lachen und Scherzen hinter ihnen drein.

„Das bedeutet Etwas!“ sagte Rudolf der Jäger zu dem alten Waidmann und dieser holte zu einer langen Geschichte aus die mit einer Waldnymphe anfing und mit einer Teufelsbeschwörung endete. Zwei alte Theerjacken aber, die um die halbe Windesrose gesteuert waren und sich hier mit einer spärlichen Ration vor Anker gebracht hatten, sahen dem Spiele der Jugend von weitem zu und der Eine sagte:

„Das gönne ich ihm!“

„Wem gönnst Du etwas?“ fragte der Andere ungläubig, denn er wußte aus Erfahrung, daß sein alter Maat nicht gern etwas missen mochte.

„Dem alten Thomas to Baben!“ fuhr Jener fort. „Da läuft eine von den Landratten, die er Alle über die Maßen verachtet, mit seiner schönen Dirne davon und ich meine, er wird sie sobald nicht loslassen. Wenn der alte hochmüthige Narr, der

andern Leuten nicht das Weiße im Auge gönnt, es sähe, ich glaube, er kriegte das Gallenfieber."

„Hast ein schwarzes Herz, Maat! Das macht Dein dickes Blut!" entgegnete Jener. „Solche Verwünschungen passen für einen Heidenkerl, aber nicht für einen Christen."

„Was Herz und Blut! Was Heide und Christ!" polterte Jener weiter. „Der alte Thomas to Baben ist mehr Heide, als alle Türken in der Welt und darüber hinaus. Komm' mit! Wir wollen sehen, was vollends aus der Geschichte wird, damit wir etwas zu erzählen haben, wenn wir nach der Schenke zum Engelsmann gehen."

„Sie gingen selbander weiter, um Stoff zu sammeln für die Kneipe und sich damit einen freien Trunk zu erwerben. Sie sahen, wie fern vom Tanzplatze die beiden jungen Leute Hand in Hand unter den Bäumen auf- und abgingen, in deren Zweigen die Vögel ihr Abendlied sangen und die Dämmerung sich friedlich einheimte.

„Magteld heißest Du?" sagte Wolfgang. „Mit diesem Namen werde ich von jetzt ab Alles nennen, was mir auf Erden lieb und theuer ist. Magteld heißt für mich jetzt mein Leben und meine Seligkeit. Sein

Klang ist meine Wonne; wo er erschallt, ist mein Paradies."

„Du mußt das nicht sagen, Wolfgang," sagte sie bittend. „Ich bin ein fröhliches Kind gewesen, das an nichts dachte bis zu dieser Stunde, da ich Dich sah, und bei'm ersten Herzschlage Dir angehörte. Du heißest Wolfgang. Ich habe den Namen nie vorher gehört und nun ich ihn kenne, ist es mir, als hätte ich nie einen andern vernommen. Lieber Wolfgang!"

„Liebe, liebe Magteld!" sagte er und drückte sie zärtlich an sich. „Ich meine, Magteld heißt Mathilde und Mathilde hieß meine gute Mutter."

Beide gingen schweigend weiter.

„Wie ist mir die Sonne des Glückes so herrlich aufgegangen!" sagte Wolfgang feurig nach einer Pause.

„Und in Nebel und Wolken wird sie untergehen!" entgegnete Magteld, von einer trüben Ahnung erfaßt.

Wolfgang sah überrascht zu ihr auf. Sie sprach leise weiter:

„Bist Du nicht ein Jägersmann, dessen Heimath der Wald ist?"

Er nickte ihr zu und sie sagte: „Ich bin eines Seemanns Tochter, und mein Vater haßt den Wald

und alle Menschen, die darin athmen. Er wird unserer jungen Liebe fluchen und ich werde sterben."

„Du wirst leben!" rief Wolfgang lebhaft. „Du wirst leben, als mein liebes, theueres Weib und ich werde Dir einen Himmel auf Erden bauen, darin die Liebe Königin ist. Wenn Dein Vater den Wald haßt, drehe ich dem Walde den Rücken um Deinetwillen. Kann er die Jäger nicht leiden, ziehe ich den grünen Rock aus und fahre mit beiden Armen in die blaue Rundjacke und lasse mich am Bord hänseln und stoßen, bis ich etwas Rechtes geworden bin; Alles um Deinetwillen."

Sie sah ihn mit ihren leuchtenden Augen an und fragte lebhaft:

„Das wolltest Du?"

„Ich will es, so mir Gott helfe!" sagte er feierlich, die Hand zum Himmel hebend. „Und den Stern, der dort zu unsern Häupten glüht, nehme ich zum Zeugen meines Schwures."

„Ach, Du lieber, lieber Wolfgang!" rief sie laut und sank an seine Brust. In ihrem Innern aber verflogen in diesem einen Moment alle finsteren Wolken und wandelten sich in eine hellleuchtende Abendröthe.

„Magteld! Magteld!" rief es von mehreren

Seiten und erschrocken fuhren die Beiden aus ihren Liebesträumen empor.

„Magteld! Magteld!“ rief es von Neuem. „Es ist die höchste Zeit zum Aufbruch. Wenn Du nicht gleich kommst, gehen wir ohne Dich.“

Es waren die Stimmen der Freundinnen, welche sie riefen. Keine Sekunde war zu verlieren. Ein flüchtiges Wort des Abschiedes, ein langer, inniger Kuß und fort war sie, wie ein aufgescheuchtes Reh.

Da stand der Jägersmann und sah ihr nach, die Füße wie im Boden festgewurzelt. Sein Herz klopfte hörbar, seine Augen netzten sich und als er endlich aufsah und sich an einer andern Stelle fand, als wo ihn die Geliebte verließ, wußte er kaum zu sagen, wie er dahin gekommen war.

Da vernahm er das Rollen eines Wagens und eine kräftige Männerstimme, die ein lustiges Waidmannslied sang. Als er sich vollends gesammelt hatte, wurde er inne, daß es die Stimme seines Oheims sei, und rief dem fahrenden Sänger entgegen:

„Oheim Burkhard! Oheim Burkhard! Seid Ihr es, der singend und klingend die nächtliche Straße zieht?“

„Bin es, junger Wolfgang!“ antwortete der alte Herr und ließ das Gefährt halten, das er so schnell

verließ, als es die podagristischen Beine gestatten wollten. „Komme daher, um den jungen Sieger zu begrüßen, und halte es für ein gutes Zeichen, daß wir uns hier auf offener Straße begegnen, wo so viele Nebenwege beiher laufen, daß ein Fehlgang leicht möglich war.“

„Wie konntet Ihr aber wissen?“ fragte Wolfgang und Jener fiel ihm in die Rede:

„Der Rudolf hat mir einen Boten gesendet und weil die Thiere gerade müssig im Stalle standen, dachte ich, eine kurze, rasche Bewegung wäre ihnen nützlich. Nun aber lasse uns Arm in Arm eine Strecke Weges fortschlendern und erzähle mir, wie Alles gekommen ist.“

Das that nun der Wolfgang. Er sprach Anfangs rasch und mit großer Lebendigkeit, dann aber, als er zu der Erscheinung des jungen Mädchens kam, bei deren Anblick sein Herz zu schlagen begann und ihm die Augen übergingen, stockte die Zunge und er brachte kein vernünftiges Wort über die Lippen. Dem alten Herrn schien diese Sprache nicht fremd zu sein und lachend fuhr er nach einiger Zeit dazwischen:

„Gefangen! Gefangen! Der Gimpel hat die Leimruthe nicht gesehen und kann nun nicht davon loskommen, wie ängstlich er auch mit den Flügeln schlägt. Und wenn ich mich recht auf dergleichen verstehe, ist

es ihm auch gar nicht um die Freiheit zu thun und er bleibt gern in dem Netze hängen."

„Ja, Oheim Burkhard, so ist es!" rief Wolfgang lebhaft. „Je fester die Schnur sich zuzieht, die mich hält, je lieber ist es mir und ich begehre nichts weiter, als in ihrem Dienste zu leben und zu sterben."

„Ist es etwa eine Königstochter aus irgend einem Mährchen? Ein verloren gegangenes Grafenkind, oder so etwas dergleichen, daß Du von Dienst und Sklavenketten faselst? Dergleichen giebt es bei uns nur in den Liedern und Du wirst doch wissen, in wen Du Dich bis über die Ohren verliebt hast, Du Teufelsbursche?"

„Lacht nicht über mich, Oheim Burkhard," sagte Wolfgang kleinlaut, „wenn ich Euch sage, daß ich nichts weiter von ihr weiß, als daß sie Mathilde, wie meine selige Mutter heißt. Wo sie zu Hause ist, was ihre Aeltern sind und was sonst wohl ein vorsichtiger Bursche zu erfahren sucht, ehe er ein Wort mit der Dirne spricht, die ihm wohlgefällt, davon weiß ich nichts. Es ist mir nicht eingefallen, darnach zu fragen. Von mir weiß sie auch nur, daß ich Wolfgang heiße, und daß ich ein Jäger bin, hat sie gehört und gesehen. Das Einzige, was ich weiß . . ."

Er stockte. Der Oheim, der sich dabei nichts Arges dachte, sagte fröhlich:

„Nun? Und dieses Eine? Darf ich es nicht wissen, mein Junge?"

„Ich vermuthe, daß es Euch nicht gefallen wird, was ich weiß."

„Ist es etwa eine Prinzessin Habenichts?" fuhr der Alte lachend fort. „Hm! Es wäre mir gerade nicht lieb, aber ich werde mich nicht darum grämen, denn wir sitzen warm und haben manchen schönen Thaler im Sack!"

„Das meine ich nicht, Oheim Burkhard, denn darauf kenne ich Euch. Aber der Stand des Vaters wird Euch nicht gefallen, denn dieser ist, daß ich es Euch kurzweg sage, ein Seefahrer."

„Einer vom blauen Wasser!" rief der alte Burkhard aus und der Ton der Stimme ließ genugsam erkennen, wie sehr ihm dies zuwider war. Er fluchte und wetterte nach Waidmannsart, daß Wolfgang, der sich umsonst bemühte, ihn zum Schweigen zu bringen, ihn endlich gewähren ließ und seinen Träumen nachhing. Jetzt aber rief der alte Herr laut:

„Nun taugen wir nicht länger auf der Landstraße neben einander. Ich setze mich auf den Wagen und Du magst hintendrein traben. Einer vom blauen

Wasser! Wollte, ich wäre daheim geblieben, dann hätte ich dieses Wort nicht gehört."

Der Wagen rollte mit dem alten Burkhard davon. Als Wolfgang später anlangte, herrschte im Hause die tiefste Ruhe. Nirgends ein Laut; nirgends ein Fünkchen Licht.

„Mit dem neuen Tage kommt die Erkenntniß und der Oheim wird sich besinnen!" sagte Wolfgang, sich beruhigend, als er in seine Kammer ging. Aber es war ihm nicht besonders fröhlich zu Sinne, als er es sagte, denn er kannte seinen Oheim und es dauerte lange, ehe der Schlaf besänftigend über ihn kam.

Der folgende Tag verstrich unter den gewohnten Beschäftigungen. Als es zum Feierabend ging, stand Wolfgang, zu einer längeren Wanderung gerüstet, auf dem Hofe. Es litt ihn nicht länger daheim. Da hörte er die Stimme des Oheims, der ihn bei Namen rief.

„Mag es sich denn entladen, je eher, je lieber!" sagte er zu sich selbst. „Es wird ein heißer Kampf werden, den ich mit den Vorurtheilen des alten Mannes zu bestehen habe, allein ich kämpfe für meine Liebe. So mag sich das Spiel in dieser Stunde entscheiden."

Entschlossen suchte er den Oheim auf und ging mit ihm in dem breiten Baumgang auf und ab. Beide

waren sehr ernst und gemessen. Endlich sagte der Oheim:

„Mein Junge! Ich fühle, es ist ein großes Opfer, was ich von Dir fordere, aber ich muß es verlangen; Gott helfe mir; ich kann nicht anders. Du mußt dieser Liebe entsagen."

„Ihr verlangt das Unmögliche, Oheim!" rief Wolfgang leidenschaftlich.

„Ich weiß, was ich fordere und von Wem!" sprach Burkhard und drückte dem jungen Manne die Hand. „Ich stand allein und verlassen in der Welt, als ich das bescheidene Erbe fand, das unter meinen Händen zu unser Aller Freude gewachsen ist. Und auf dem Erbe fand ich Dich, den kleinen zarten Knaben, den der ferne Verwandte mir zugleich mit seinem Hab' und Gut hinterließ. Ich schloß mich an Dich an, mein Junge, mit all' der Liebe, deren mein Herz fähig war."

„Das thatet Ihr!" fiel Wolfgang feurig ein. „Ihr seid mein zweiter Vater. Was ein wirklicher Vater nur für den geliebten Sohn thun kann, das thatet Ihr zwiefach für mich. Und wenn jemals . . ."

„Es ist nicht das, was ich sagen wollte," unterbrach Burkhard Daun den jungen Mann. „Du weißt besser, daß ich es nicht liebe, von Dem zu sprechen, was ich für Andere that. Aber indem ich für Dich schaffte

und sorgte, habe ich mich so in Dich hineingelebt, daß ich nicht mehr ohne Dich sein kann. Du bist mein erster Gedanke am Morgen und mein letzter am Abend. Wenn ich Dich nicht sehe, fehlt mir der Sonnenschein; wenn ich den Ton Deiner Stimme auch nur von Weitem höre, ist es still und ruhig in mir. Ich kann nicht ohne Dich sein, Wolfgang. Es wäre um die letzte Freude meines Lebens geschehen, wenn ich mich von Dir trennen müßte."

„Wer denkt daran, Oheim? Meine Mathilde wird Euch lieben, wie ich Euch liebe und ein neues, junges Leben wird unter diesen Bäumen aufblühen."

„Du trägst ein unbestimmtes Sehnen in die Ferne mit Dir umher, Wolfgang," sagte der Oheim nach einer Pause. „Mit aller Liebe ist es mir niemals gelungen, diese Sehnsucht nach jenen fremden Ländern und Meeren in Dir zu dämpfen. Ich habe sie nur zurückgedrängt, nicht getödtet. Und nun kommst Du zu mir mit Deiner vollen heißen Liebe zu einem Seemannskinde."

„Was kann Magteld dafür, daß ihr Vater einem Stande angehört, dem Ihr nicht hold seid?" sagte Wolfgang hart.

Der Oheim hielt einen Augenblick an sich, dann sprach er langsam:

„Gut denn! Ich will auch dieses Opfer bringen und die Siegel der Vergangenheit lösen. Setze Dich zu mir auf diese Rasenbank und höre mich an. Vernimm die Geschichte meiner Jugend und meiner Leiden."

Burkhard Daun erzählte. Als er geendet hatte, stand er auf und sagte:

„Du weißt jetzt Alles. Mein Sinn bleibt fest und unwandelbar. Wähle zwischen mir und Deiner jungen Liebe, denn das sage ich Dir: Eher wandelt sich Feuer in Wasser, als daß ich mein Wort breche. Keine Gemeinschaft mit Einem von Denen, die das treulose Element mit dem treulosen Kiele pflügen. In Deine Hand lege ich Dein Geschick und das meinige. Siehe zu, wie Du den Knoten lösest, oder zerschneidest."

Wolfgang war sich selbst überlassen. Mit der Jugendgeschichte seines Oheims im Kopfe und der jungen, sich vor Sehnsucht verzehrenden Liebe im Herzen, wanderte er vor sich hin. Er achtete nicht auf Weg und Steg. Wie ein Träumender ging er seine Straße und schrak fast zusammen, als er das Brausen der Elbe hörte, die, von der mächtigen Fluth getrieben, gegen den Deich schlug und von demselben zurückprallte. Aber es war ein freudiger Schreck. War er nun doch

dort, wo sie ihre Heimath hatte; athmete er doch eine Luft mit der Geliebten.

Näher kam er dem Hafenorte und das frische Leben, das in demselben herrschte, ergoß sich um ihn her.

Mehrere junge Männer, welche gestern zum Freudenschießen in Brookswalde gewesen waren, erkannten ihn wieder und begrüßten ihn mit aufrichtiger Freude.

„Ein Meister von alter Erfahrung und mit einem jugendlichen Kopfe!“ sagte Einer von ihnen. „Er hat gestern zwei Preise gewonnen, statt des einen, der ihm bestimmt war.“

Die Andern stimmten bei. Wolfgang sah sich fragend um und Jener fuhr fort:

„Nun, ist es etwa nicht wahr? Habt Ihr nicht den schönen Becher gewonnen, mit dem besten Weine gefüllt und das Herz der Jungfrau dazu, die Euch aus dem Becher zutrank? Wollt Ihr es leugnen?“

Wolfgang glühte. Ein Anderer aus dem Kreise sagte:

„Neider genug habt Ihr und ich gehörte gewiß dazu, wenn ich nicht schon meinen Theil vorweg hätte. Aber mit dem Vater werdet Ihr einen harten Strauß zu bestehen haben, denn wie ich weiß, hat der

alte Thomas to Baben den härtesten Kopf in ganz Cuxhafen."

Dieser Name schlug wie ein kreischender Mißton an sein Ohr:

„Was sagtet Ihr? .. Thomas to Baben nanntet Ihr den Mann ..."

„Nun freilich!" entgegnete Jener lachend. „Von dem Vater der schönen Magteld spreche ich, mit der Ihr gestern schwatztet und tanztet nach Herzenslust. Nun, hier geschieht etwas, was über meinen Horizont hinausgeht. Thut schön mit der reichsten Dirne im Orte und weiß nicht einmal ihren Namen. Einen ersten Preis habt Ihr gestern heimgebracht. Gelingt es Euch, auch diesen zweiten zu erwerben, seid Ihr geborgen. Aber dazu gehört etwas mehr, als zielen und losdrücken. Nun Adjes und viel Glück, Wolfgang."

Die jungen Männer gingen davon. Wolfgang Daun blieb allein. Er stand unfern von dem Hause des stolzen Mannes, der seines Oheims erbitterter Gegner war, und sah die schöne Magteld am Fenster. Das Erkennen war gegenseitig. Das Herz des Jünglings schlug der Geliebten in vollen Schlägen entgegen.

Liebe findet ihre Wege. In dem schattigen Garten einer Freundin trafen sich Beide. Allabendlich fand

Wolfgang die Spur der Geliebten und trennte sich erst spät von diesem glückseligen Orte. Die Gelübde ewiger Liebe und Treue waren gewechselt; der Bund auf Tod und Leben geschlossen.

Am vierten Tage nach dem Freudenschießen stand Wolfgang bleich und ernst vor dem Oheim. Dieser hörte ihn schweigend an. Keine Miene verrieth die tiefe Bewegung in dem Herzen des alten Mannes, der seine letzte Lebenshoffnung begrub. Eine kurze peinliche Stille herrschte, als Wolfgang endete; dann sagte Burkhard Daun mit eisiger Kälte:

„Du hast gewählt und ich bin viel zu stolz, um Dir Deinen Entschluß auszureden. Folge dem Stern, der Dich unwiderstehlich in den Abgrund führt. Thomas to Baben! Das ist die Klippe, woran Du scheiterst. Wir trennen uns in dieser Stunde, um uns nie wieder zu begegnen. Ich verbiete Dir, mich jemals aufzusuchen. Uebertrittst Du diesen Befehl, soll mein Fluch Dich von meiner Schwelle jagen. Fort mit Dir auf Nimmerwiedersehn."

Burkhard Daun stürmte fort. Er wollte die Thränen verbergen, die ihm unwillkührlich über die Backen rollten. Betäubt von tiefem Schmerz starrte Wolfgang ihm nach und sprach leise vor sich hin:

„Das ist das Opfer, welches ich Dir bringen konnte, Magteld! Mögest Du nie in meinen Augen lesen, wie schwer es mir geworden ist.“

In einer Seitenstraße, die sich durch ein von Bäumen halb verstecktes Kornfeld weiter schlängelte, stand eine Hütte. Sie war alt und baufällig, doch ward sie sauber gehalten und die kleinen Fensterscheiben waren eben so hell und blank, wie die breiten Spiegelscheiben in dem Prachthause des reichen Seefahrers.

In dieser Hütte wohnte Jakob Reem, ein alter eisgrauer Schädel, mit einem kindlichen Geiste darin. Außer dem bescheidenen Dache, das ihn beherbergte, besaß er ein handliches Boot mit den nöthigen Segeln, einige Netze und Angelschnüre und einen genügsamen Sinn, der ihn niemals eine Entbehrung fühlen ließ. Seine Jugend= und Mannesjahre hatte er auf weiten Reisen verbracht. Er war heimisch gewesen in der eisumstarrten Straat=David, welche der Grönlandsfahrer nur mit klopfendem Herzen durchschifft, und hatte dem Sumpffieber seinen Tribut gezahlt, das auf Java, an den Ufern des Jakatra, den Europäer rittlings anfällt und ihn mit glühenden Ketten an das Schmerzenslager fesselt. Und nun im Alter hausete er in Frieden hinter dem heimathlichen Deiche, Jedem hülf=

reich, der seinen Beistand anrief, und von Keinem, wer es immer sei, Etwas fordernd oder erwartend, stets nur auf sich selbst rechnend; dem eignen Kopfe und den eignen Armen vertrauend.

„Willkommen, mein Sohn!“ redete er Wolfgang an, der in der Dämmerung bei ihm eintrat. „Nun ist es bald jährig, daß wir uns kennen, und ich meine, wir bedauern es Beide nicht, daß wir zusammen gekommen sind.“

„Ich nicht, Jakob Reem! Ich nicht!“ entgegnete Wolfgang lebhaft. „Und wenn Ihr ebenso gesonnen seid, werdet Ihr mich auch ferner als Euern treuen Schüler um Euch dulden.“

Jakob Reem lächelte. Indem sein Auge wohlgefällig über den jungen Mann hinglitt, sagte er:

„Allmählich hat sich das heiße Blut abgekühlt und will sich zur Ruhe begeben. Hei, wenn ich denke, wie Du glühtest und übersprudeltest, als Du zum ersten Male bei mir eintratst. Der Hut mit dem Eichenzweig flog in den einen und der grüne Rock in den andern Winkel. Alles brannte lichterloh an Dir, daß ich glaubte, die Flammen müßten jeden Augenblick zum Dache hinausschlagen.“

„Meine Hoffnungen hatte ich begraben,“ sagte

Wolfgang schwermüthig. „Ich glaubte an Nichts mehr auf der Welt und wäre am liebsten gestorben."

Der alte Seemann sah den jungen Mann fest an und sagte langsam:

„Mein Sohn, es stirbt sich nicht so leicht. Die Leiden des Herzens, welche Du keine Stunde ertragen zu können glaubtest, haben mein Haar gebleicht und mich siebenzig Jahre alt werden lassen. Ein Menschenherz kann viel ertragen an Leid und Kummer und schlägt noch immer, wenn ein anderes, das die Freude tödtete, längst still steht."

„Ihr seid ein liebes, frommes Herz," sagte Wolfgang, dem alten Manne die Hand reichend, der ihn im Seewesen unterrichtete und ihm behülflich war, auf größeren und kleineren Schiffen den Dienst zu lernen. „Ihr habt mich geführt, wie kein wirklicher Vater seinen einzigen Sohn treuer führen kann, und wenn ich einmal ein tüchtiger Seemann werde, habe ich es Euch allein zu danken. Was für einen Grund habt Ihr doch nur, daß Ihr mich so lieb gewonnen und in Euer Herz eingeschlossen habt?"

„Weil ich gleich sah, daß Du eine schmucke Rundjacke abgeben würdest und weil ich Dich der See lieber gönnte, als dem dunklen Walde, den eigentlich vor lauter Bäumen kein Mensch finden kann. Das blaue

Wasser braucht solche flinke Gesellen, welche des kreuz und quer durchpflügen, und ich denke, Du sollst noch manchen lieben Tag darauf herum schwimmen. Da ich selbst nicht mehr etwas Rechtes thun kann, muß ich für einen Stellvertreter sorgen."

Jakob Reem sprach diese Worte in einem Tone, der scherzhaft klingen sollte. Aber das Herz saß ihm auf der Zunge und die Stimme begann unwillkührlich zu zittern, als er langsamer sprach:

„Rücke mir näher, ganz nahe. Ich will Dir Etwas vertrauen."

Wolfgang saß dem alten Manne gegenüber und hielt dessen Hände. Jakob Reem fuhr fort:

„Wir waren in der Mittellandssee und kamen in eine große Stadt. Den Namen weiß ich nicht mehr, aber sie war sehr alt und es standen viele vornehme Schlösser darin. Vor den Thoren befanden sich die Erbbegräbnisse der Grafen und Herren, wie in Hamburg auf den Kirchhöfen von Sanct Petri und Nicolai die Erbbegräbnisse der reichen Kaufleute stehen. Vor einem derselben saß ein Wächter und zeigte uns zwei goldene Statuen, welche ein Liebespaar vorstellten. Dies hatte sich im Leben so lieb gehabt, wie nur zwei Menschen sich lieben können. Aber die Väter haßten sich und schwuren, die ganze Stadt solle in Feuer auf-

gehen, ehe die Heirath zu Stande käme. Nun, es ist auch nichts daraus geworden; aber die jungen Herzen brachen und ruhen jetzt neben einander in dem großen steinernen Gewölbe. Als die Väter dies klägliche Ende vor sich sahen, kam die Reue über sie und sie versöhnten sich. Vor der Grabespforte aber stellten sie die beiden Statuen auf und ein frommer Mönch machte ein langes Gedicht aus dieser herzbrechenden Geschichte und der Wächter am Grabe sagte es uns zur Erbauung Aller Wort für Wort vor. Es ist auch niedergeschrieben und in großen Büchern gedruckt, damit sich jedes verhärtete Menschenherz daran spiegeln mag."

„Und weiter, Jakob Reem?" drängte Wolfgang den alten Mann. „Euere Geschichte ist noch nicht zu Ende."

„Nein, mein Sohn, das ist sie nicht und wird auch nicht enden, so lange es junge Herzen voll Liebe und alte Herzen voll Haß giebt. Man stellt nur nicht an jedem Grabe, wo solche Opfer ruhen, goldene Statuen auf. Es gab auch eine Geschichte von einer jungen, wohlhabenden Bauerntochter und einem armen Matrosen. Der Dirne Herz war weich wie Wachs und konnte dem Sturme nicht widerstehen. Sie war noch nicht neunzehn Jahre alt, als sie auf dem Kirchhofe zu

Döse begraben ward. Der Matrose war schon zäherer Natur. Er mochte es anfangen, wie er wollte, das Herz hielt fest zusammen und schlug und hämmerte bald auf dem Eise in Norwegen, bald im stillen Ocean. Und höre, Jungkerl, es hämmert und schlägt noch immer, wenn er mit seinem weißen Kopfe an dem Kirchhofe von Döse vorübergeht und das Mondlicht auf eine bestimmte Stelle fällt."

Thränen erstickten die Worte des alten Mannes. Er sank mit seinem Kopf an die Brust des Jünglings und dieser drückte ihn fest an sich und küßte ihm die Stirn. Es war eine feierliche Stille in der Hütte des alten Jakob Reem.

Als Beide in der späten Nacht von einander mit einem stummen Händedruck Abschied nahmen, blieb Wolfgang Daun vor dem Hause seiner Geliebten stehen und zu deren Fenster aufblickend, sagte er:

„Werden wir einst in derselben Gruft neben einander schlafen? Oder muß ich, wie der alte Jakob Reem, viele Jahre an Deinem Todtenhügel vorüber gehen und die alten Wonnen fühlen und den alten Schmerz? Aber diese Ungewißheit ertrage ich nicht länger und diese Heimlichkeit bringt mich in Schimpf und Schande. Morgen schleiche ich mich zum letzten

Male zu Dir und ehe ich meine neue Reise antrete, ist unser Schicksal entschieden."

Wolfgang Daun sagte es und er hielt Wort. Als er am andern Abend mit Magteld in dem einsamen Garten zusammentraf, schloß er ihr sein ganzes Herz auf. Unter Thränen und Küssen suchte sie seinen Entschluß wankend zu machen, als sie aber begriff, daß ihr dies nicht gelingen werde, trocknete sie ihre Augen und sagte, ihm die Hand reichend:

„Folge Deinem Herzen. Was Du willst und thust, ist immer das Rechte und ich würde Dich um dieser Festigkeit willen noch mehr lieben, wenn dies möglich wäre. Aber Du sollst mich Deiner werth finden und ich will Dir den Weg bereiten, soviel ich kann. Morgen früh im hellen Tageslicht sehen wir uns wieder und Du kannst meinem Vater Alles sagen, wie es Dir um das Herz ist."

Es war noch früh, als Magteld die Mutter aufsuchte und sie mit stillem Weinen in ihre Arme schloß. Frau Rebekka war nicht wenig erschrocken, als sie die Erregtheit des geliebten Kindes gewahrte. Sie verlor ihre ganze Ruhe und bat mit der innigsten Muttersorge, sie möge doch nur reden und ihr Herz erleichtern.

Magteld sprach. Aber je länger und eindring-

licher sie zu ihrer Mutter redete, je furchtsamer wurde diese und konnte sich der Fieberschauer nicht erwehren. Frau Rebekka hatte ihre Fassung ganz und gar verloren und wußte sich nicht zu rathen und zu helfen. Als darauf der Vater eintrat und sah, daß hier etwas Ungewöhnliches vorgehe, begehrte er in seiner harten Weise, sogleich Alles zu wissen.

Frau Rebekka vermochte nur mit einem Thränenstrom zu antworten. Magteld aber, die etwas von dem festen Sinn des Vaters geerbt hatte, sagte zu diesem:

„Ich will Dir Alles offen und ehrlich gestehen, Vater ....“

Als sie bei diesen Worten den Vater fest anblickte und in dessen zornfunkelnde Augen schaute, schlug sie die ihrigen nieder und wußte sich nicht zu rathen. Thomas to Baben antwortete mit seiner rauhen Stimme:

„Das erwarte ich. Und wenn ich aus Deinem Munde etwas von Dem hören werde, was sich draußen die Menschen zuflüstern und wovor ich meine Ohren nicht habe verschließen können, dann gnade Gott Dir und uns Allen.“

„Um Gotteswillen, was wird das, Mann?“ rief Frau Rebekka auffahrend. Er gebot Ruhe und sagte:

„Sie soll reden!“

„Ich will es!“ entgegnete sie fest. „Die rechte Stunde ist gekommen, und ich habe versprochen, ihm die Wege zu bereiten. So möge mir Gott gnädig und barmherzig sein. Vater! Mutter! Ich liebe! Und ich kann von dem Manne nicht lassen, dem ich mein Herz zu eigen gab. Es gehört ihm im Leben, wie im Tode.“

Sie war in die Kniee gesunken und streckte flehend die Hände nach dem Vater aus:

„Sei gnädig und barmherzig, wie Gott im Himmel gnädig und barmherzig ist mit uns Allen; sonst muß ich sterben.“

Thomas to Baben riß sie vom Boden auf, sah sie mit seinen blitzenden Augen an und sagte:

„So ist es wahr, daß Du Dich an einen Kerl weggeworfen hast, der wie ein fauler, träger Hund den armen Thieren nachschleicht und ihnen Fallen stellt? Und ist es wahr, daß dieser Mensch .... ich bringe den Namen nicht über die Zunge! Der Haß und der Zorn ersticken mich.“

„Wolfgang Daun heißt er und war ein Jägersmann,“ sagte sie. „Mir und Dir zu Liebe ist er ein Seefahrer geworden und hat sich von seinem alten

Oheim getrennt, um Deine Freundschaft und meine Liebe zu gewinnen."

„Das weißt Du Alles ..?" fragte der Vater und das Wort stockte ihm im Munde. Magteld aber fuhr fort:

„Ich wußte es und baute darauf meine Hoffnung. Ich glaubte, daß der Herrgott Dein Herz anrühren und Dir die Augen öffnen werde. Ich hoffte, daß die junge Liebe groß und stark genug wäre, um den alten Haß zu ersticken. Ich glaube und hoffe es noch und flehe in meiner Noth zu Dir ...."

„Genug!" rief Thomas to Baben mit seiner mächtigen Stimme, daß Frau Rebekka, die schützend zu ihrer Tochter getreten war, unwillkührlich erbebte. „Du sollst empfinden, wie ich strafe, und meine Strenge soll eine Abbitte sein für alle Güte und Schwäche, welche ich Dir gegenüber bis auf den heutigen Tag bewiesen habe. Was aber jenen erbärmlichen Gesellen betrifft, der sich wie ein Dieb in mein Haus stiehlt ..."

„Beschimpfe ihn nicht, Vater!" rief die Tochter, sich ermannend. Aber Wolfgang Daun, der kurz vorher eingetreten war, sagte:

„Ich spreche für mich selbst, Magteld, und möge mir Gott Besonnenheit verleihen, daß ich das rechte

Wort finde. Herr Thomas to Baben, ich schleiche mich nicht als ein Dieb in Euer Haus, sondern betrete es offen und ehrlich vor Aller Welt Augen am hellen Tage. Ich komme zu Euch mit einer Werbung. Wenn Ihr mich angehört habt, könnt Ihr mich abweisen und meines Weges gehen heißen. Aber mich zu schelten und mich zu beschimpfen, habt Ihr kein Recht und ich werde jede Ungehörigkeit mit dem gebührenden Ernste zurückweisen."

„Ich will doch sehen, wie weit diese Frechheit geht," sagte im höchsten Zorne der Vater. Jener aber fuhr fort:

„Ich löse das Wort, das ich mir selbst gab, wenn ich gleich nach Dem, was ich sehe, begreife, wie vergeblich Alles ist, was ich Euch sagen kann."

„Ihr könnt diese Worte sparen!" sagte Thomas to Baben, sich bezwingend, mit eisiger Kälte. „Nehme den Sermon, den Ihr mir zugedacht habt, für genossen an und will mit der Antwort nicht warten lassen."

Frau Rebekka befand sich in der größten Spannung. Sie sah mit einer Mischung von Furcht und Staunen auf den jungen Mann, der den Namen Desjenigen trug, auf den sie einst ihres Lebens ganze Hoffnung und ihr irdisches Paradies baute. Als sie

die Stimme des jungen Mannes hörte, glaubte sie, es sei dieselbe Stimme, die einst wie eine fromme Melodie tief in ihr Herz drang, und als sie die jugendlich-kräftige Gestalt erblickte, glaubte sie den Mann zu sehen, an dessen Hand sie durch das Leben zu gehen hoffte, an dessen starke Schulter sie sich gelehnt haben würde in den Tagen der Noth und des Kummers. Es war in diesem Augenblicke nicht die alte Frau, die ein Leben voll Kummer und Eiseskälte niederbeugte; es war die jugendlich-kräftige Rebekka Gerritz, die auf ein Wort wartete, das sie in den Himmel erheben, oder tief in den Abgrund schleudern sollte.

Thomas to Baben achtete nicht auf das Behaben seines Weibes, sondern suchte und fand die härtesten und schärfsten Worte, womit er das Begehren des jungen Mannes abwies, daß dieser bei jedem neuen Laut zusammen zuckte, der aus dem Munde des gereizten alten Mannes ging. Dann aber, als jede Schranke übersprungen war, erhob er sich im edlen Zorn und rief:

„Ihr weiset mich nicht ab, wie man einem ehrlichen Manne eine Bitte abschlägt, die man ihm nicht gewähren kann oder will. Ihr behandelt mich wie einen gemeinen Verbrecher, dessen Nähe besudelt und für den jede Erniedrigung noch eine Ehre ist. Wahret Euere Zunge! Ich bin nicht gewillt, diese Schmä-

hungen länger gelassen zu ertragen, und wenn Ihr fortfahrt ...“

Da brausete Thomas to Baben gewaltig auf und mit hochgehobenen Händen trat er dem jungen Mann entgegen:

„Du unterstehst Dich, mir in meiner eigenen Wohnung zu drohen? Noch einen Laut und ich zerschmettere Dir Deinen Hirnschädel, Du nichtsnutziger Bursche!“

Vielleicht hätte der erzürnte Alte sein böses Wort wahr gemacht; allein in diesem Augenblicke fühlte er seinen Arm gehalten und als er sich mit einem Fluche losreißen wollte, blickte er in das zornglühende Gesicht seines Weibes. Ihre Augen sprühten, daß ihn eine Furcht überkam und mit unsicherer Stimme fragte er sie:

„Was willst Du?“

„Rühre ihn nicht an!“ befahl sie festen Tones. „Ungehindert soll er sich entfernen. Der Schlag, der auf ihn niederfällt, trifft mich zum Tode.“

Magteld eilte zur Mutter und hielt sie mit beiden Armen umschlungen, als wollte sie diese gegen einen Zornesausbruch des Vaters schützen. Dieser aber sah voll Erstaunen auf die Frau, welche sonst stets in dumpfer Gleichgültigkeit neben ihm herging und jetzt,

mit einem Male, einer Löwin gleich, ihr Kind vertheidigte.

Mynheer to Baben wußte nicht, wie ihm geschah; allein es gelang ihm, sich zu fassen, und wie oft nach einer wilden Sturmbö eine fast ängstliche Stille eintritt, sagte er nach einer Pause mit eisiger Kälte:

„Ei, wer hätte gedacht, daß der Bursche in diesem Hause eine so warme Theilnahme finden würde? Da darf ich nicht zurückbleiben und will mein Wort auch dazu geben.“

Er achtete nicht auf den Eindruck, den diese überraschende Wendung auf Magteld und Rebekka hervorbrachte, und sagte zu Wolfgang Daun:

„Hört, Herr Jägersmann! Ihr habt Euer altes Gewerbe aufgegeben und die blaue Rundjacke angezogen?“

„Das habe ich, Herr!“ entgegnete dieser rasch. „Und wenn Ihr meinen Betheuerungen Gehör geben wollt . . .“

„Ihr sollt Nichts betheuern, noch geloben,“ entgegnete Thomas to Baben kalt. „Ihr habt nur ruhig anzuhören, was ich Euch sagen will. Euer jetziger Herr und Meister, der Jakob Reem, dem Ihr als Knecht dient, wie man sagt, hat Euch die Mündung der Elbe schauen lassen und Ihr wißt Bescheid von den Banken und Untiefen . . .“

„Ja, Herr, ich kenne sie ...“

„Hören sollt Ihr, nicht reden, habe ich Euch gesagt!“ unterbrach ihn der Alte mit erhobener Stimme. „Wenn die Ebbe das Vogelsand blank legt, streckt es seinen Rücken hoch aus der Elbe empor und giebt den Robben Gelegenheit, sich zu sonnen. Nun ist es an Euch zu zeigen, daß Ihr in Euerm Walde etwas lerntet. Nehmt Euere jungen Bäume auf den Rücken und den Spaten in die Hand; grabt die schwachen Wurzeln tief in den Sand und wenn es so weit ist, daß die Robben in dem Schatten Eurer Linden und Buchen ruhen können, wie bei Euch binnenwärts der Hirsch und das Reh im Forst, dann kommt wieder und es soll eine fröhliche Hochzeit geben. Bis dahin aber meidet diese Schwelle, wenn Euch Euer Leben lieb ist; denn, so wahr Gott lebt, ertappe ich Euch bei dem Jungfernraube, schlage ich Euch todt.“

Wolfgang Daun wollte aufbrausen, als das eisige Gelächter des Alten an sein Ohr schlug, aber der bittende Blick der Geliebten, die flehend ihre Hände nach ihm ausstreckte, hatte eine solche Gewalt über ihn, daß er seinen Zorn bezwang und, ohne ein Wort zu entgegnen, das Haus verließ, in welchem ihm ein so tiefer Schmerz bereitet wurde.

In großer Niedergeschlagenheit langte er bei Jakob

Reem an. Dieser versuchte nicht, ihn zu trösten, sondern deutete nur an, daß die Reise nach Westindien, welche er ihm ausmachte, in den nächsten Tagen angetreten werden solle und daß er ihm eine Gelegenheit bereitet habe, womit er nach Hamburg und an Bord gelangen könne.

„Und wenn Du jenseits der rothen Tonne bist, mein Sohn," setzte er hinzu, „wirf Deinen Gram über Bord und laß den Hoffnungswimpel vom großen Maste wehen. Der alte Gott lebt noch."

Und Wolfgang folgte dem Winke des Meisters.

— — — —

Die Zeit ging ihren gewöhnlichen Gang. Auf Sturmesflügeln lief sie vor dem Glücklichen her; mit bleiernen Schwingen zog sie hinter den Bekümmerten drein. Seine Tage und Nächte wollten nicht enden. Eine westindische Reise war beendet und eine zweite begann. Der junge Seemann, der sich dem selbstgewählten Beruf mit seltener Treue hingab, stand überraschend schnell am Ziel seiner Wünsche. Er betrat als Kajütenoffizier das Halbdeck und sah eine glückverheißende Zukunft vor seinen Blicken sich gestalten. Aber im Herzen war es still und eine bittere Empfindung machte ihn fühllos für jedes freudige Ereigniß.

Die Morgensonne ging im Nebel auf. Er hoffte nicht mehr auf einen glückbringenden Abend.

Während Wolfgang Daun fern von seiner Heimath war, lebten Manche dort, die sich mit seinem Schicksal beschäftigten und für eine glückliche Wendung desselben Sorge trugen. Es wohnte unter vielen andern Ehrenmännern daselbst ein angesehener Mann, der mit Glücksgütern gesegnet war und bei Allen wegen seiner Rechtschaffenheit in großem Ansehen stand. Er hieß Jens Radelef und stammte aus einem ehrbaren Hause in den sogenannten Vierlanden, die ein kostbares, gemeinsames Besitzthum der Städte Hamburg und Lübeck sind.

Marie und Doris hießen seine Töchter und diese hatten mit Magteld eine herzinnige Freundschaft geschlossen, die im Wachsen begriffen war, seitdem das Unglück über die Jungfrau kam und ein böser Nachtfrost ihre junge Liebe im Beginn des Lenzes tödtete. Herr Jens Radelef empfand das innigste Mitleid mit dem armen Mädchen und eines Tages, als sie gar trübselig darein schaute, nahm er sie bei der Hand und sagte:

„Magteld, ich will Dir Etwas erzählen und wenn es geschehen ist, soll um diese bleichen Lippen ein freudiges Lächeln spielen. Ich kenne einen jungen See-

mann, der ein braver Bursche ist und wohl verdient, daß sich eine helfende Hand nach ihm ausstreckt. Ich nenne seinen Namen nicht, Magteld, aber ich glaube, Du kennst ihn ohnedies und wirst es gerne sehen, wenn er einmal hierher kommt. Nun habe ich eine Brigg auf den Helgen setzen lassen, ein stattliches Fahrzeug, das fertig ist zum Ablaufen, und ich suche für dasselbe eine Pathin, welche ihm den Namen giebt, unter dem es in der Welt umherschwimmen soll. Was meinst Du, Magteld? Möchtest Du wohl das Schiff taufen, das ich dem jungen Seemann gebe, dessen Namen ich nicht nenne, und den Du doch so gut kennst?"

Da warf sich Magteld in die Arme des wackern Jens Radelef. Ihre Thränen flossen häufig und ihre Aufregung war so groß, daß der Ehrenmann fast erschrak und sie nur mit Mühe zu beruhigen vermochte.

Am andern Morgen begann Herr Jens Radelef sein längst vorbedachtes Werk. Er war nicht damit zufrieden, sein Schiff, welches er einem jungen talentvollen Seemann zugedacht hatte, durch die Geliebte desselben taufen zu lassen; er wollte auch ein allgemeines Friedens- und Versöhnungsfest feiern. In seiner Seelengüte glaubte er, er dürfe es nur wollen, so werde sich Alles nach seinem Herzenswunsche fügen.

Der ehrliche Jens Radelef griff in seine eigene Brust und meinte, alle andern Herzen schlügen für Menschenglück und Menschenwohl, wie sein eigenes. Er irrte sich schon oft der gute Jens Radelef und sein thörigtes Herz wollte doch noch immer nicht zur Erkenntniß kommen.

Jetzt waren die Vorbereitungen getroffen. Der Schiffsbauherr hatte an den Niederländer Mynheer Thomas to Baben das Ersuchen gestellt, er möge gestatten, daß seine Tochter die neue Brigg taufe, und darauf eine zusagende Antwort erhalten. Damit hatte er sich aber nicht begnügt, sondern war, ohne ein Wort darüber zu verlieren, ein paar Meilen in das Land hinein auf die hohe Geest gefahren, wo das Besitzthum des Burkhard Daun lag, mit dem er im Geschäftsleben öfter zusammenkam und den er wohl leiden konnte. Es ward ihm nicht leicht, die Bedenklichkeiten zu überwinden, welche seine Einladung hervorrief. Burkhard Daun hatte durchaus kein Hehl, daß ihm Alles von Grund des Herzens zuwider sei, was irgend mit der See in Berührung stände, und nur die Versicherung, daß er durch seine Gegenwart ein gutes Werk stiften helfe, war stark genug, das Vorurtheil zu überwinden und eine zusagende Antwort herauszulocken. Hiermit gab sich Jens Radelef zufrieden und hütete sich wohl,

auf eine nähere Erklärung einzugehen, die das mühsam Erbaute wieder über den Haufen werfen könnte. Und als Burkhard Daun neugierig hin und her fragte, um den Grund einer eigenthümlichen Einladung zu erfahren, schützte Jener solche Eile vor und gab seinem Kutscher so dringende Befehle, das Einspannen zu beschleunigen, daß Burkhard Daun nicht wußte, was er sagen sollte und dem rasch davon fahrenden Besuch kopfschüttelnd nachsah.

Der festliche Tag brach an. Es war ein mild-freundlicher Julimorgen, der die Erde mit seinem schönsten Lächeln begrüßte. Der Werft wurde mit Blumen, Laubgewinden und Flaggen verziert und auf dem Deck der Brigg Alles hergerichtet, um die Gäste nach Würden zu empfangen.

Herr Thomas to Baben erschien mit Frau und Tochter genau zur vorgeschriebenen Stunde und betrat das Verdeck am Steuerbord. Zur selbigen Zeit erschien Burkhard Daun auf dem Fallreep am Backbord.

Die Zeit ändert viel. Zwanzig Jahre üben eine gewaltige Macht über den äußern und den innern Menschen. Thomas to Baben und Burkhard Daun standen sich gegenüber. Sie erkannten sich nicht, allein Beide fühlten, daß sich irgend Etwas in ihrer Nähe befand, was sie verletzend berührte. Sie sahen sich

an und schlugen ihre Augen gleichzeitig nieder; sie vermieden es, sich näher zu kommen; eine ungewisse Scheu zwang sie, sich so fern als nur möglich zu bleiben.

Der Geistliche erschien und verlieh der Feier die ächte Weihe durch seine festliche Ansprache. Als der Segen über Kiel und Mast gesprochen war, trat Herr Jens Radelef mit einem Becher voll edlen Weines an Magteld heran und sagte:

„Nun, Jungfrau, mahne ich Euch an Euer Versprechen, daß Ihr dieses Schiff taufen und den Namen nennen mögt, den es mit Gottes Hülfe in allen Ehren führen soll, so lange noch ein Splitter davon übrig ist. Leert diesen Becher über das Steuer aus und endet somit das Fest, wozu wir Alle hier in Gottes Namen versammelt sind."

„Das will ich gern thun, lieber Herr," sagte Magteld, den Becher nehmend. „Und damit ich mein Werk ohne Tadel verrichten möge, sollt Ihr mir sagen, wie Ihr es genannt haben wollt."

„Ich will, daß es genannt werden soll: die alte Liebe. Es ist die alte Liebe gemeint, die bereits auf Erden war, als der erste Mensch geschaffen ward, und die dennoch jung blieb mit allen ihren Leiden und Freuden, allen ihren Hoffnungen und Schmerzen, bis auf den heutigen Tag. Die alte Liebe, die jeder gute

Mensch im Herzen trägt und die noch von dem Morgenrothe der Jugend überstrahlt wird, wenn der letzte Stern am Firmament erlöscht. Die alte Liebe, kleine Magteld, die allen Hindernissen trotzt und nur in dem Diesseits erliegt, um jenseits in hoher Verklärung neu zu erstehen."

„Das walte Gott!" sagte der Pastor und Magteld trat an das Steuer, goß den vollen Becher darüber hin und sagte:

„So sei getauft, mein gutes Schiff, und heiße „die alte Liebe," auch dann noch, wenn Deine Nägel rosten und Deine letzten morschen Bretter zusammenbrechen. Trage den Namen, den ich Dir gebe, in Treuen und laß Alle, die an Deinen Bord kommen und Dir dienen, Dir treu und gewärtig sein, dann wird mitten in dem Kampfe mit den Elementen der Friede in Dir wohnen und Dich über den Wassern erhalten."

Ihre Augen leuchteten, ihre Wangen glühten, als sie das sagte. Alle sahen auf die Jungfrau, welche diese Worte mit Begeisterung gesprochen hatte. Magteld aber, fortgerissen von dem feierlichen Ernste der Stunde und getrieben von einer innern Stimme, der sie nicht zu widerstehen vermochte, rief laut über das Halbdeck hin:

„Und wenn ein Tag kommt, da Du von der Erde verschwindest; wenn sie Deine stolzen Wände einreißen und Dich auf den Grund des Meeres senken, soll doch Dein Name nicht vergehen! Die alte Liebe soll bleiben zu allen Zeiten, zum Gedächtniß, daß die Treue fortdauert über Grab und Tod in alle Ewigkeit.“

Alle Anwesenden waren ergriffen von der Feierlichkeit des Augenblicks, am meisten aber Burkhard Daun und Thomas to Baben, deren innere Erregtheit sich auf den Gesichtern wiederspiegelte. Sie sahen zu einander herüber und hinüber und eine Ahnung, daß sie sich kannten und sich einst im Leben nahe standen, schien sie mächtig zu ergreifen. Aber ehe noch die innerste Bewegung zum Ausbruch kam, erhob sich der Schiffsbauherr, Jens Radelef, und lenkte mit einigen Worten die Aufmerksamkeit der Versammlung auf sich selbst, indem er sagte:

„Wollt nun so geneigt sein, Damen und Herren, die mir die Ehre erweisen, bei meinem Schiffe Pathenstelle zu vertreten, einen Ehrentrunk zu thun und mit mir auf das Wohl des jungen Täuflings ein Glas zu leeren.“

Dies wurde mitnichten verschmäht. Eine Schaar von muntern Schiffsjungen verbreitete sich über das Verdeck, die vollen Gläser herumreichend und die Schenk-

kannen in der Hand, um die leer gewordenen Gläser wieder frisch zu füllen. Dabei wurde mancher Trinkspruch hergesagt, mancher gute Wunsch gesprochen und soviel angeklungen und gejubelt, daß der Schiffsbauherr vollauf zu thun hatte, für allen guten Willen zu danken, und zum Schlusse sprach:

„Nun muß das gute Schiff auch einen Herrn haben, der es regiere in Sturm und Wetter, bei Regen und Sonnenschein. Und Niemandem zum Leide, Allen zur Hoffnung und guten Erwartung ernenne ich zum Capitain der alten Liebe den jungen Seemann Wolfgang Daun, der ehestens aus der Havannah hier erwartet wird und mit diesem Schiffe seine erste selbstständige Reise machen soll. Wer mir darin beistimmt, der nehme sein Glas zur Hand und stoße mit mir an in der Hoffnung, daß ich eine gute Wahl getroffen habe."

Das geschah unter freudiger Zustimmung der ganzen Gesellschaft, denn Keiner hatte Etwas gegen den neuen Capitain einzuwenden, von dem die Meisten nichts wußten, und die ihn kannten, gönnten ihm das gewonnene Glück. In der allgemeinen Lust ward es nicht bemerkt, daß Zwei am Bord waren, welche durch diese Ernennung unangenehm berührt wurden. Die Meisten sahen mit Theilnahme auf Jungfrau Magteld,

die, als sie den Namen ihres Geliebten nennen hörte, sich an die Brust des wackern Freundes warf und ihren Thränen freien Lauf ließ.

Thomas to Baben und Burkhard Daun suchten sich zu entfernen, aber es wollte ihnen nicht gelingen; denn weder an dem Steuerbords-, noch an dem Backbords-Fallreep war ein Boot zu finden und mißmuthig stiegen sie hinunter in das Zwischendeck, um dem Tumulte, der ihnen lästig ward, aus dem Wege zu gehen. Es hatte aber Keiner von ihnen auf den Andern geachtet.

Darum, als Beide, in dem dämmernden Lichte, das in den untern Räumen herrschte, einander plötzlich gegenüber standen, sahen sie sich mit blitzenden Augen an und Jedem ward es klar, daß er seinem Feinde in das Auge schaue. Sie waren keines Wortes mächtig, aber ihre Blicke glühten unheimlich und ihre Finger krallten sich krampfhaft in einander.

Da erschien ein Dritter auf dem einsamen Schauplatze. Es war ein stiller, bescheidener Mann, der wenig in Verkehr mit den Reichen und Vornehmen stand und sich in seinem Hause, wie in seinem Boote, in friedlicher Zurückgezogenheit glücklich fühlte. Das war Jakob Reem, der in jungen Jahren so manches

bittere Leid erfuhr und es im hohen Alter noch nicht vergessen hatte.

„Wer seid Ihr? Wo kommt Ihr her?“ polterte Thomas to Baben, während Burkhard Daun bei dem Ton dieser Stimme sich eines Schauers nicht erwehren konnte. „Wer hat Euch gerufen?“

„Es kommt wohl manchmal Einer zu Jemandem ungerufen, Mynheer, der Anfangs nicht gerne gesehen ist, und wenn sie nachher scheiden, geschieht es in Frieden und in aller Ruhe. Das ist der Fall, wenn der Tod an unser Bett tritt, und wir setzen uns gegen ihn zur Wehre. Aber es hilft uns nichts. Er lullt uns in den Schlaf und nimmt uns mit sich fort.“

„Wer ist der Mann?“ fragte Burkhard Daun sich selbst, während Thomas to Baben störrisch schwieg. Jakob Reem aber sagte:

„Ich bin ein einfacher Mann, der wenig unter Menschen geht, und es ist nicht der Mühe werth, sich um mich zu bekümmern. Aber Ihr Beide seid angesehene Leute, die bei sich daheim in hoher Achtung stehen und die ich wohl kenne. Weil uns nun der Zufall hier unten zusammen führt, wo es still ist, wie im Grabe, während über unsern Köpfen das junge Leben brausend dahin fährt, möchte ich ein Wort mit Euch reden. Und um Eurer selbst willen bitte ich

Euch, laßt es nicht auf den Boden fallen, weil es aus dem Munde eines geringen Mannes kommt, sondern bedenkt es wohl und laßt es in Euern Herzen eine Stätte finden."

„Was könnt Ihr sagen?" fragte Burkhard Daun zögernd, während Thomas to Baben die Lippen fest geschlossen hielt.

„Ihr seid als Knaben in Feindschaft auseinander gegangen," sagte Jakob Reem. „Ihr habt Euch gemieden Euer Lebelang und trefft nun unerwartet auf diesem schmalen Raume zusammen. Meint Ihr, daß dies ein Zufall sei? Was Ihr heute gesehen und gehört habt, griff Euch an das Herz. Es berührte Euer Heiligstes, denn es handelte sich um Diejenigen, die Gott der Herr Euch am nächsten stellte und für deren Glück Ihr ihm verantwortlich seid. Ich kenne Euch Beide und Euer Leben liegt ohne alle Hülle vor mir da. Was Ihr erduldet habt, Burkhard Daun, das habe ich auch erduldet, nur noch unverdienter und härter. Aber ich habe mich nicht störrisch gegen den Willen Gottes aufgelehnt, sondern mich in Demuth seiner Allmacht gebeugt; darum ist mir Gott auch barmherzig gewesen und hat mir Frieden und Herzensfreudigkeit geschenkt, daran ich mich in meinem hohen Alter aufrecht halte. Und was Ihr Euerm

Freunde thatet, Thomas to Baben, das ist mir auch geschehen von einer andern Hand, und diese andere Hand ist verdorrt und verwelkt, weil sie starr und regungslos blieb, als sie sich zur Versöhnung und zum Frieden öffnen sollte. Den Jüngling, den Ihr verstießet, nahm ich auf und sprach zu ihm in der Einfalt meines Herzens und Gott der Herr hat es wohl mit ihm gemacht. Und die Jungfrau, die dort oben in Kummer und Thränen des Ausganges harrt, ist ein liebes, frommes Kind, das erst an dem Eingange in das Leben steht und auf den Sommer hofft. Werft nicht mit eigensinnigem Stolze den erkältenden Frost auf die jungen Blumen, die ihr Leben schmücken sollen. Es ist eine Sünde, deren Ihr Euch theilhaftig macht und die Ihr nicht wegbeten könnt, wenn Ihr auch noch hundert Jahre lebt. Geht hinüber nach Döse und fragt bei den Aeltesten in der Gemeinde nach dem reichen Bauer, der in Verzweiflung gestorben ist, weil er die Liebe seines jungen Kindes umbrachte. Es ist ein bitterer Tod gewesen und ich wollte den Vater Magteld's und den Oheim meines lieben Wolfgang vor einem solchen Ende bewahren."

Jakob Reem glich einem der wandernden Apostel, die einst der Herr unter dem niedern Volke erweckte, damit sie in alle Welt gingen und die Heiden lehrten

und ihnen das Evangelium verkündeten. Sein Antlitz glühte von edler Begeisterung und in seinen Augen strahlte ein Funken höherer Erkenntniß, ohne daß er selbst zu wissen schien, von welcher Macht er beseelt wurde. Aber die Herzen, an die er pochte, wurden ihm nicht aufgethan. Sie blieben hart wie Marmor, aus welchem kein Mosesstab den kühlenden Wasserstrahl lockte.

Als nun der alte Mann sah, wie all' sein Bemühen fruchtlos war und er in seinem Geiste fühlte, daß die traurige Geschichte, die er selbst in seinen jungen Tagen erlebte, sich hier wiederholen werde, wurde er über die Maßen traurig und sagte tief bekümmert:

„So gehe ich denn mit um so schwererem Herzen, als ich voll freudiger Hoffnung hierher kam und Euch zur Versöhnung stimmen wollte. Möge Gott nicht mit Euch in's Gericht gehen, wenn der Tag der Vergeltung kommt. Ich hätte nie geglaubt, daß eine solche Herzenshärte in irgend einem Menschen wohnen könnte. Wollt Ihr denn nimmer Frieden haben, Ihr starren, unversöhnlichen Männer?“

Burkhard Daun sah flüchtig zu dem ehemaligen Freunde hinüber, als erwarte er, von dessen Lippen

ein Wort zu hören. Aber Thomas to Baben wandte sich ab und sagte mit scharfem Tone:

„Nein!“

„Nein!“ wiederholte Burkhard Daun und Beide entfernten sich, ohne sich eines Blickes zu würdigen. Jakob Reem sah ihnen nach und mit der umgekehrten Hand über die Augen fahrend, sagte er:

„Ich dachte es gut zu machen und habe vielleicht die Gluth noch mehr geschürt, statt sie zu löschen. Gottes Wille geschehe.“

Vergessen war der festliche Tag der Taufe von allen Theilnehmern, nur nicht von Denen, die auf eine so wunderbare Weise von demselben berührt wurden. Magteld gedachte träumend und wachend der alten Liebe und als ihr die Kunde zu Ohren kam, der junge Capitain sei erschienen, um den Dienst auf der neuen Brigg anzutreten, schlug das jugendliche Herz mächtiger in der Brust. Der Vater duldete nicht, daß sie sich irgend wohin begab, wo sie mit Wolfgang Daun zusammentreffen konnte. In trauriger Einförmigkeit vergingen die Tage. Begraben und vergessen schien Alles. Da vernahm sie ein Wort, das für immer jede schwache Hoffnung zerstörte, die vielleicht noch in ihrem Herzen schlummerte. Ein Fremder war bei dem

alten Thomas to Baden erschienen, um sich bei ihm nach Etwas zu erkundigen. Durch einen Zufall war von der neuen Brigg und deren jungem Capitain die Rede. Als der Name ihres Geliebten genannt wurde, sah Magteld ihren Vater mit flehenden Blicken an. Der Vater verstand diesen Blick und entgegnete kalt: „Wenn auf Vogelsand die Linden blühen." Der Fremde, der nicht wußte, was er aus diesen Worten machen sollte, war nicht wenig verwundert und entfernte sich, ohne Etwas darauf zu entgegnen. Aber Magteld hatte die Meinung des Vaters wohl verstanden und es starb nun auch die letzte ihrer Hoffnungen. Sie sah den heißgeliebten Freund vor ihrer Abreise nicht wieder; sie empfing nur durch ihre Freundin Marie Radelef seinen letzten Gruß: „Die alte Liebe dauert über Grab und Tod hinaus!"

„Das soll sie auch!" sprach Magteld vor sich hin und scheute nicht die rauhen Herbstwinde, die zu stürmen begannen, sondern verweilte stundenlang auf dem hohen Deiche und sah den vorüberziehenden Schiffen nach, die sich beeilten, vor dem herannahenden Winter die offene See zu gewinnen. Und als einst in der dämmernden Nachmittagsstunde eine leichtbesegelte Brigg von Hamburg kam, die dicht an dem Deiche hinsteuerte und bei deren Anblick ihr wohl und

weh im Herzen ward, daß es freudig zu schlagen begann und sie sich der Thränen nicht erwehren konnte, da stand Jakob Reem ihr zur Seite und sagte:

„Es ist sein Schiff. Und da oben auf der Galerie steht er und hält das Sprachrohr in der Hand. Er will uns ein letztes Lebewohl zurufen, aber der Wind verweht es und wir werden es nicht hören.“

„Lebe wohl! Lebe wohl!“ rief sie in die brausende Fluth hinein und war so freudig erregt, als hätte er diesen Gruß vernommen und ihn zehnfach erwiedert. „Ich will Dir ein sichtbares Zeichen hinaussenden auf die See, das soll Dir verkünden, daß ich Deiner stets in Treuen gedenke und daß ein liebendes Mädchen zu Gott um Deine glückliche Heimkehr bittet.“

Mit diesen Worten gab sie dem alten Jakob Reem die Hand und kehrte in das Haus des Vaters zurück, wo neue Sorge ihrer harrte, denn die geliebte Mutter war erkrankt und der Arzt schaute gar bedenklich darein.

Unermüdlich sorgend, harrte Magteld die langen Tage und Nächte an dem Lager der geliebten Kranken aus und suchte das flüchtige Leben aufzuhalten. Wenn aber der Abend zu dämmern begann, stieg sie hinauf in ihre Kammer. Sie zündete die Lampe an, stellte sie an das Fenster und sagte: „Trage meinen Gruß

zu ihm hinaus auf die brausende See. Sage ihm, daß ich seiner gedenke bei Tage und in der Nacht, und wenn er heimkehrt, wird Dein glimmender Funke ihm Zeugniß geben, daß die alte Liebe, jugendlicher Hoffnung voll, seiner harrt."

Dann aber kehrte sie wieder an das Krankenbett der Mutter zurück.

Frau Rebekka bedurfte der treuen Pflege nicht lange. Das arme Herz, das so Vieles ertragen hatte, und dann allmählich erstarrte in freudenloser Ehe, hörte auf zu schlagen.

Thomas to Baben stand tief erschüttert an dem Sterbebette der Frau, die durch ihn so wenig des Glückes erfahren hatte und welcher er so manchen schweren Kummer bereitete. Er beugte sich zu ihr nieder, um ihren letzten Seufzer zu empfangen. Er faltete ihre Hände in einander und sprach mit bebenden Lippen: „Und vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern!" Dann aber fuhr er mit einem unterdrückten Schrei risch in die Höhe. Ihm war es, als hätte er den Namen „Burkhard Daun" leise an sein Ohr schlagen hören.

Seit dem Tode seiner Frau wurde Thomas to Baben noch schroffer und unzugänglicher, als vorher. Manche Tage vergingen, ohne daß er ein Wort sprach,

und seine einsamen Spaziergänge dehnten sich immer länger aus. Magteld schien wenig darauf zu achten. Sie wartete des Haushaltes mit unermüdlichem Fleiße und zündete Abends ihre Lampe an, welche ihren Gruß dem Freunde entgegentragen sollte, wenn er heimkehrte zu der Elbmündung, wo Liebe und Freundschaft ihn mit klopfendem Herzen erwarteten.

Aber ein Monat überholte den andern, ohne daß von der alten Liebe und ihrem jungen Capitain die geringste Kunde einlief. Ein Jahr verging und ein zweites, aber Keiner konnte sagen, was aus dem Schiffe geworden war. Die ersten Orte seiner Bestimmung hatte er glücklich erreicht. Günstige Fahrten zu Anfang erregten freudige Hoffnung für die folgenden Reisen. Darauf lief eine Kunde ein, daß Wolfgang Daun ein günstiges Anerbieten angenommen habe und nach den ostasiatischen Gewässern abgesegelt sei. Nun hörte aber auch jede weitere Nachricht auf. Alle Bemühungen, über den Verbleib des Schiffes etwas Gewisses zu erfahren, blieben fruchtlos und selbst die Beharrlichsten mußten sich am Ende gestehen, daß an dem Gerüchte, wornach es mit Mann und Maus verloren ging, nicht mehr zu zweifeln sei.

Während diese Ungewißheit wie eine Gewitterschwüle auf Jedermann lastete, der irgendwie dabei

betheiligt war, erhob sich ein anderes Gerücht, welches die Bewohner von Cuxhaven in nicht gewöhnlicher Weise aufregte. Anfangs wagte es sich nur mit einiger Schüchternheit an die Oeffentlichkeit. Es waren einzelne hingeworfene Worte, unbestimmte Notizen, für die kein Mensch eine Bürgschaft übernehmen konnte und wollte. Allein nach und nach vereinigten sich die verschiedenen Gerüchte zu einem Ganzen und es war nicht mehr zu bezweifeln, daß der Erste, welcher die Nachricht brachte, die Wahrheit sprach: „Der ehemalige Seefahrer und jetzige Kaufmann Thomas to Baben ist von einem auswärtigen Bankerott hart betroffen und wird sich schwerlich halten können.“ Die Befürchtungen wurden zur Gewißheit. Mynheer to Baben hatte sich seinen Mitbewohnern stets von einer schroffen Seite gezeigt, darum erweckte sein Unglück ihm nur geringe Theilnahme. Die Meisten hörten es an, als die gleichgültigste Sache von der Welt, und Manche sagten achselzuckend:

„So geht es, wenn die Leute nicht mit Dem zufrieden sind, was sie haben, sondern sich auf ihre alten Tage noch mit gewagten Speculationen befassen. Es geschieht dem hochmüthigen Hans schon recht.“

Es war eine trübe Zeit, die über den stolzen Niederländer hereinbrach; die wenigen Bekannten, die

er hatte und die der Eigennutz bei ihm erhielt, fielen ab und er blieb nun ganz auf sich beschränkt. Nur der wackere Jens Radelef versuchte es, sich ihm zu nähern und seine Hülfe anzubieten; allein Thomas to Baben wies ihn hochmüthig zurück, da dieser Mann es war, der den Neffen seines Feindes in Schutz nahm und gegen ihn in eine offene Verschwörung trat. So schied nun auch der Letzte von der ungastlichen Schwelle.

Und wie die Meinungen der Menschen mit der Schnelligkeit des Windes wechseln, das offenbarte sich nicht blos in Bezug auf Mynheer Thomas to Baben, sondern auch seine Tochter, die sonst von Allen gepriesene und gesuchte Schöne, mußte diese bittere Erfahrung machen. Da erschienen Mehrere, welche sich einst eifrig um ihre Gunst bewarben und es für das größte Glück erachtet hätten, wären ihre Bewerbungen angenommen worden. Sie konnten es nicht verschmerzen, abgewiesen zu sein, und trugen es ihr auf jede Weise nach. Sie zuckten die Achseln, wenn von der Jungfer Habenichts die Rede war, und Einer sagte so laut, daß Jeder es hören konnte:

„Früher trug sie den Kopf höher, als eine Senators Tochter und das Beste war ihr nicht gut genug. Jetzt nähme sie wohl mit dem Geringsten vorlieb, wenn er

Ernst machte. Aber ihr kommt Keiner mehr und sie bleibt sitzen, was ihr gar nichts schaden kann."

Magteld fühlte den Scorpionstich im Herzen. Es giebt stets dienstfertige Seelen, die gern eine unwillkommene Botschaft überbringen, wobei sie vor Bedauern zerfließen und sich insgeheim an dem Schmerz des armen Opfers erquicken. Sie lächelte den falschen Freundinnen zu, die sich mit Betrübniß von ihr losrissen, um sie ihrem gerechten Schmerz zu überlassen. Es war das Lächeln des Todes, das diese blassen Wangen noch einmal flüchtig erröthen machte.

Da trat der Vater eines Morgens mit verdüsterten Mienen in die Wohnstube und sagte zu seiner Tochter:

„Zu Martini muß eine Veränderung im Hause vorgehen. Wie es jetzt ist, kann es nicht bleiben."

Magteld sah ihn fragend an und er fuhr zögernd fort:

„Es ist nicht wahrscheinlich, daß Dir allein unbekannt sein sollte, was die ganze Welt weiß und worüber sie spottet. Es ist nicht kindlich, daß Du den Vater zwingen willst, Dir sein Unglück stückweise vorzurechnen."

„Du thust mir Unrecht, Vater," entgegnete sie. „Ich halte mit Niemandem Umgang und weiß von Nichts. Was Du aber befiehlst, wird ohne weiteres Fragen von mir pünktlich befolgt werden."

„Ich bin ruinirt!“ fuhr er mit dumpfer Stimme fort. „Falsche Freunde verleiteten mich zu gewagten Speculationen und nun ich in der Klemme sitze, ziehen sie sich zurück. Mein Vermögen ist hin und also die größte Sparsamkeit vonnöthen. Ich will arbeiten, so viel ich kann, um Etwas aus dem Schiffbruche zu retten.“

„Ich will Dir gehorchen,“ sagte Magteld. Sie sah den alten, schwerbetroffenen Mann mit tiefer Betrübniß an und sprach:

„Du armer Vater. Im innersten Herzen fühle ich es, wie schwer dieser Verlust Dich trifft. Du hattest nur dies Eine.“

Thomas to Baben verstand den eigentlichen Sinn der zuletzt gesprochenen Worte nicht und sagte:

„Und wirst Du nicht eben so sehr von dem Unglücke betroffen, als ich? Ist es nicht auch Dein Vermögen, das uns verloren geht?“

„Ich hatte schon lange nichts mehr zu verlieren,“ entgegnete sie. „Um meinetwillen brauchst Du Dich nicht zu sorgen und zu quälen.“

„Wenn Deine Mutter das hätte erleben müssen,“ sprach er weiter. „Weiß ich denn, ob sie mir nicht auch mein Haus nehmen und es öffentlich an den

Meistbietenden verkaufen? Diesen Schimpf überlebe ich nicht.“

„Und hast Du Dir Nichts aus dem Schiffbruche retten können?“ fragte Magteld, von Mitleid bewältigt.

„Ich mir? Aus eigner Kraft? Nein. Aber ein Anderer vielleicht . . . . Bedingungsweise glaube ich wohl . . . . Allein ich sage nichts. Ich verlange von Niemandem etwas. Mein Versprechen, das ich Deiner sterbenden Mutter gab . . . .“

Thomas to Baben hielt inne. Magteld, die es fühlte, daß sich hier etwas Geheimnißvolles offenbaren wollte, konnte sich des Zitterns nicht erwehren und sah angstvoll zu dem Vater auf. Dieser nahm den Hut und sagte:

„Ich muß einen Gang thun. Es könnte sein, daß unterdessen Jemand käme, der mit mir zu sprechen begehrte. Laß ihn nicht fortgehen. Höre ihn an, wenn er auch Dir vielleicht etwas zu sagen hätte. Ich weiß nicht, ob er es thut; aber es könnte sein, er thäte es und verlangte eine Antwort. Dann gieb sie ihm, Magteld; offen und ehrlich!“

„Vater!“ rief sie aus und eine namenlose Angst bemächtigte sich ihrer. „Was wollen diese geheimnißvollen Worte bedeuten? Wie kann ich eine Antwort geben? . . . .“

Thomas to Baden unterbrach sie: „Handle nach Deiner Ueberzeugung und nach Deinem Gewissen, mehr wird von Dir nicht verlangt.“

Mit diesen Worten entfernte er sich und ließ das gequälte Mädchen in banger Furcht zurück. Sie horchte ängstlich auf jeden Schritt, der von außen her ertönte, und fuhr bei dem leisesten Geräusch zusammen.

Nach einer Weile trat die Magd ein und sagte fast erschreckt:

„Es steht ein Mann draußen, der mit Mynheer zu sprechen wünscht. Als ich ihm sagte, daß Mynheer ausgegangen sei, meinte er, er könne es auch mit der Jungfer Magteld ausmachen; ich solle sie nur rufen.“

Magteld zitterte: „Kennt Sie den Mann?“

„Ja, Jungfer Magteld. Es ist der Hans Frohn aus Groden; ein schwer reicher Mann, aber auch eben so ungeschlacht, stolz und hochmüthig, als ob er, ich weiß nicht was für ein vornehmer Herr wäre. Da höre ich ihn schon auf der Treppe. Was wird die Jungfer von Dem Alles zu hören haben.“

Die letzten Worte sprach die Magd schon draußen. Magteld faltete unwillkührlich die Hände und betete leise:

„Allmächtiger Gott und Du, lieber Herr Jesus mein, sei mir gnädig und barmherzig und gehe nicht mit mir in das Gericht.“

Hans Frohn, der feiste Kornwucherer aus Groden mit dem breiten, vollen Gesicht und den verschwommenen Augen trat ein. Ein dummes Lachen verzerrte die feiste Physiognomie noch mehr und er sagte kurzab:

„Komme doch der Jungfer nicht ungelegen? Habe mit dem Vater zu sprechen und höre, daß er ausgegangen ist, was er hätte bleiben lassen können, da er wußte, daß ich kommen würde. Nun, wir Zwei werden auch wohl mit einander fertig.“

„Ich weiß nur wenig von den Geschäften des Vaters, Herr Frohn.“

„Das glaube ich Ihr!“ entgegnete dieser mit einem rohen Lachen. „Ist auch nicht sonderlich viel damit. Nun, nun, Sie braucht nicht gleich ein verdrießliches Gesicht zu machen. Alle Welt weiß ja, daß der Bankerott vor der Thür ist.“

„Womit habe ich es verdient,“ unterbrach ihn Magteld empört, „daß Er mich auf eine so verletzende Weise anredet?“

„Sie ist wohl empfindlich, Jungfer to Baben?“ fragte Hans Frohn verwundert. „Ich muß Ihr nur sagen, daß Ihr das gar nicht wohl ansteht und absonderlich gegen einen Mann, der Hülfe zu bringen entschlossen ist.“

„Hülfe?“ fragte Magteld und sah den Mann staunend an.

„Es kommt darauf an, ob die Bedingungen, die ich stelle, genehm sind,“ sagte Hans Frohn. „Und da das meistens von Ihr abhängt . . .“

„Von mir?“ rief Magteld, von einem jähen Schreck ergriffen.

„Sie ist nicht jung mehr und unverheirathet,“ fuhr Jener rücksichtslos fort. „Der Vater wollte hoch mit Ihr hinaus und zum Mindesten sollte es ein Capitain sein mit einem Schiffe, so groß, wie ein Bauernhof. Das war damals; jetzt giebt er es billiger.“

Magteld wollte sich entfernen. Hans Frohn vertrat ihr den Weg und sagte:

„Gehe Sie jetzt nicht weg. Es wäre unklug, wenn sie es thäte. Ihr Vater braucht Hülfe. Ein Wildfremder wird kein Narr sein und sein Geld hingeben, wo Nichts zu gewinnen und Alles zu verlieren ist. Mit einem Schwiegersohn ist es schon anders. Ich bringe ihm einen solchen Schwiegersohn.“

Der Bauer sah Magteld mit einem Blicke an, der ihr wie ein glühendes Eisen in die Brust fuhr, so daß sie auf einen Stuhl sank.

„Sie verwundert sich,“ sagte Hans Frohn, „daß Einer, der Kisten und Kasten voll hat, bei einem

Mädchen anklopft . . . Nun, reiße Sie doch die Augen nicht so weit auf! Was wird Sie erst sagen, wenn Sie hört, daß ich selbst dieser Schwiegersohn sein will?“

Magteld entgegnete nichts. Ihre Augen schlossen sich; ihre Sinne schwanden.

Hans Frohn ward ungehalten. Er machte seinem Verdruß über solche Zimperlichkeit mit einigen derben Worten Luft und rief die Magd herein. Bald darauf erschien auch der Vater. Beide Männer hatten noch eine kurze, nicht allzu höfliche Unterredung mit einander, worauf der Kornhändler von Groden in den bereitstehenden Wagen stieg und davon fuhr.

Allmählich wich die Ohnmacht, welche Magteld befangen hielt. Der grauenvolle Traum schwand und die grauenvollere Wirklichkeit umgab sie wieder. Sie sah den Vater vor sich stehen und rief verzweiflungsvoll:

„Ist es denn möglich?“

„Du weißt Alles. Der Mann, der eben hier war und Dich zur Ehe begehrt, hat mich in Händen. Wenn er will, kann ich mich halten und bleibe, was ich bin. Läßt er mich fallen, bin ich für immer verloren. Meine Ehre und meine Schande hängen von Deiner Wahl ab. Ich sage Dir nichts weiter und

will keine Zusage von Dir erzwingen. Thue aus eigenem Antriebe, was Du vor Deinem Gewissen verantworten kannst."

Er entfernte sich. Magteld warf sich in die Kniee und jammerte händeringend:

„Mutter! Mutter! Erbarme Dich meiner und rufe mich zu Dir."

--- – ---

Kathrin, die rüstige Magd, hatte ihren Dienst in dem Hause des Mynheer to Baben verlassen und war zu einer Herrschaft in Ritzebüttel gezogen, mit der sie nach Hamburg ging; von dort war sie erst seit Kurzem wieder in die Heimath zurückgekehrt. Hier stand sie eines Abends vor der Thür und hielt Zwiesprach mit einer guten Freundin.

Beide schrieen zu gleicher Zeit erschreckt auf, als ein mit vier Pferden bespannter Wagen an ihnen vorüber fuhr, auf dessen Hauptsitz ein feister Mann mit ausgespreitzten Armen und Beinen saß. Das Gefährt hatte die Richtung nach Groden eingeschlagen.

„Wer war das?" fragte die Kathrin erschreckt.

„Siehst Du denn mit Deinen gesunden Augen nicht, wer dicht vor Dir steht, oder geht?" fragte Jene. „Wer soll es denn anders gewesen sein, als der dicke Prahlhans, der Hans Frohn aus Groden?

Er wird froh sein, daß er seinen Willen nun doch durchsetzt."

„Aber wie ist das nur gekommen?" fragte Kathrin. „Die kleine Magteld ist doch eigentlich gar keine Frau, auf die ein solcher Mann, wie der Hans Frohn, ein Auge wirft."

„Von Hause aus ist es der reine Eigensinn gewesen; Rechthaberei und was weiß ich!" war die Antwort. „Er hänselte die jungen Leute, die von der Jungfer Magteld abgewiesen wurden, sagte, sie hätten keine Courage und es wäre ihnen schon ganz recht, daß sie mit langer Nase abziehen müßten. Der grobe Mensch trieb es so weit, daß das junge Volk hitzig ward und es einen gefährlichen Streit setzte. Die Köpfe erhitzten sich immer mehr und Einer sagte, er wolle tausend Thaler in die Elbe werfen, wenn Hans Frohn nicht zum Hause hinaus geworfen würde, sobald er als Brautwerber erschiene. Da fing dieser an zu fluchen und vermaß sich hoch und theuer, er wolle das kleine, blasse Ding heirathen, oder sein ganzes Hab und Gut hinter den tausend Thalern herwerfen."

„Gott behüte und bewahre uns!" schrie Kathrin auf. „Das ist ja ein wahrer Heidenkerl!"

„Nun hat auch der Hans Frohn mit dem Herrn to Baben gesprochen und von ihm seine Tochter be=

gehrt; der aber hat ihn zum Teufel scheeren heißen. Darauf ist Hans Frohn wüthend geworden und hat geschworen, es dahin zu bringen, daß er ihn um Gotteswillen bitten müsse, sein Schwiegersohn zu werden. Bald nachher ist es geschehen, daß Herr to Baben in's Unglück kam; da hat der Hans Frohn mit beiden Händen zugegriffen und das Andere kann man sich wohl denken."

„Aber das arme Mädchen? Ward sie denn nicht gefragt? Wie ist es nur zugegangen, daß sie einwilligte?"

„Das ging wohl ganz natürlich zu. Sie haben dem armen Kinde so Vieles vorgeschwatzt, bis sie endlich mürbe geworden ist. Ich höre, der Herr Pastor hat auch seinen Senf dazu gegeben und ihr in der Kinderlehre laut zugerufen: „Ehre Vater und Mutter, auf daß es Dir wohlgehe und Du lange lebest auf Erden." Die ganze Gemeinde hat sich gekreuzigt und gesegnet, als sie das arme Kind ohnmächtig aus der Kirche und in das Küsterhaus getragen haben, wo man ihr eine Ader geschlagen hat. Darauf ist sie krank geworden und hat sehr lange mit Tod und Leben gerungen. Und als sie wieder genesen war ..."

„Was wurde dann?" fragte Jene.

„Da hat sie in Alles gewilligt und nur gebeten, daß man ihr Zeit lassen möge, sich zu fassen. Es ist

ein langes Hin- und Herreden gewesen und es hat manches harte Wort gesetzt, bis der Hans Frohn sich dazu verstanden hat, ein halbes Jahr zu warten. Nun, das halbe Jahr ist glücklich vorüber und die Trauung soll am nächsten Sonntage stattfinden. Der Küster aus Groden war gestern bei meiner Herrschaft, die auch mit zur Hochzeit geladen ist. Es soll hoch hergehen, sagen die Leute."

„Ich möchte nichts von allen diesen Herrlichkeiten hören und sehen!" sagte die Kathrin. „Das arme Geschöpf! Sie war immer gut mit Unsereiner und hat mir Manches zu Liebe gethan. Muß nun so ein alter Kerl ...."

Sie schaute gar böse darein und sagte dann zu der Freundin, die sich zum Gehen anschickte:

„Weißt Du sonst nichts von ihr?"

„Gar nichts. Seitdem sie das Jawort vor Zeugen ausgesprochen hat, ist sie so gut, wie stumm. Man muß ihr jedes Wort abfragen. Nach ihrem Liebsten, den Wolfgang Daun, fragt sie nicht. Sie wird es wohl endlich glauben, daß er umgekommen ist, wie man ihr so lange gesagt hat. Aber ich weiß, daß sie an seinen Oheim, den Burkhard Daun, einen langen Brief geschrieben hat. Und ich weiß auch, daß der alte Mann bei'm Lesen laut geweint und schwere

Verwünschungen gegen den Thomas to Baben ausgestoßen hat. Nun wird es aber doch nachgerade Zeit, daß ich zu Hause komme. Gute Nacht, Kathrin, und laufe am Trautage nicht gegen Dein Versprechen in die Kirche. Mir ahnt nichts Gutes."

Die Mägde trennten sich. Es wurde Abend. Die breitästigen Linden, die um das Schloß zu Ritzebüttel standen, schüttelten sich, von dem kühlen Nachthauche berührt. Es war ein melancholisches Flüstern, das die schlafenden Vögel aus ihren Träumen aufschreckte.

Magteld war in ihre einsame Kammer getreten. Sie hatte dem reichen Hans Frohn ihr Jawort gegeben und den Vater vom Untergange gerettet. Morgen sollte sie in der Kirche zu Ritzebüttel getraut werden, und dann in das Haus ihres Gatten nach Groden ziehen. Zum letzten Male hatte sie die Geschäfte in dem Hause des Vaters besorgt; jetzt streckte sie ihre Hand nach der Lampe aus, welche sie allabendlich anzuzünden und an das Fenster zu stellen pflegte, wie sie es dem scheidenden Freunde gelobte. Vom Frost geschüttelt, zog sie die Hand zurück und sagte:

„Nein! Nicht mir will es geziemen, Dir den frommen Dienst zu leisten, da ich Dir das Gelübde der Treue brach und einen Anderen freie. Vergieb der Schuldigen, die ihren Eid mit Füßen tritt und

ihres feierlichen Gelübdes spottet. Mein Herz bricht, indem ich dem Gebote der Pflicht gehorche. Ich werde meine Schuld mit dem Tode büßen und jenseits des Grabes werde ich Dich wiedersehen."

Die Lampe brannte nicht in dieser Nacht und der Führer einer von Helgoland heransegelnden Brigg würde umsonst geforscht haben, hätte er von dem Opfer gewußt, das treue Liebe seit Jahren unverdrossen brachte.

Der Tag brach an und der Hafenort begann sich festlich zu schmücken. Von den Schiffen auf der Rhede und in dem Hafen, sowie von den Dächern der Häuser wehten die festlichen Flaggen und die Musik machte sich auf, um vor dem Hause der Braut einen Choral zu spielen, denn Herr Thomas to Baben und sein Schwiegersohn Hans Frohn waren vielvermögende Leute, denen sich Jeder gern gefällig zeigte, um bei vorkommender Gelegenheit dafür desto lauter anpochen zu dürfen.

Von Ritzebüttel her erschallte festliches Geläut. Der Bräutigam erschien vierspännig, mit großen Blumensträußen auf der Brust und am Hute. Marie und Doris befestigten als Brautjungfern den Kranz in den Haaren der Braut und Herr Jens Radelef geleitete den Brautvater die Treppe hinab. Herr Thomas to Baben betrat jede Stufe mit wankenden Knieen.

Immer größer ward die Zahl der Neugierigen, die sich vor dem Brauthause sammelte, um eine Jungfrau zu sehen, die mit roth geweinten Augen und bleichen Wangen an den Altar trat. Ganz Cuxhafen war auf eine Stelle zusammengedrängt und nur Wenige blieben auf dem Deiche, oder in dessen Nähe, um die aufsegelnden Schiffe zu beobachten und unter diesen eine Brigg, welche mit vollen Segeln heranschoß.

Unter diesen Wenigen war Einer, der dies Fahrzeug genauer ansah und gleichsam zu sich selbst sagte: „Will gerade keinen Eid darauf schwören, aber ich glaube fest und sicher, daß die Brigg da unseres Herrn Radelef's alte Liebe ist, die Wolfgang Daun commandirt. So lange vergeblich ersehnt und nun gerade an dem heutigen Tage. Es konnte kaum wunderbarer kommen! Hei! Steht da oben auf dem Kamm des Deiches nicht der alte Jakob Reem? Er hält die Hand über die Augen, um besser sehen zu können. He! Halloh! Seid Ihr es, Jakob Reem? Wartet ein Bischen. Habe Euch Etwas zu fragen."

„Kann es mir denken, was Ihr fragen wollt!" sagte Jakob Reem, als Jener vor ihn hintrat. „Es ist eine traurige Begebenheit. Da geht die Brigg vor

Anker und die Mannschaft macht Anstalt, die Jolle seitlängs zu bringen. Nun wird er gleich hier sein. Der Aermste! Aus meinem Munde soll er das Unglück nicht erfahren. Sein Oheim ist vor einer Stunde gekommen. Der alte Mann glaubt, er könne jetzt ein Unglück hindern, das er selbst mit verschuldete. Hört, Nachbar! Die Jolle stößt schon ab. Wenn der Capitain landet und Euch anspricht, sagt es ihm nicht geradezu. Er hätte den Tod davon. Ich kenne ihn darauf."

Jakob Reem ging. Der Andere blieb zurück und sagte:

„Warum sollte ich auch? Der Wolfgang Daun war ein braver Junge, und ich bin auch einer; da werde ich ihm doch keinen Kummer bereiten. Er wird es schon früh genug erfahren."

Unterdessen war die Jolle herangekommen. Der Capitain sprang an das Ufer, schwenkte grüßend den Hut und äußerte seine Verwunderung über alle Staatsflaggen, die, von der Sonne hell beschienen, lustig im Winde flatterten.

„Guten Morgen, Landsmann. Was giebt es hier für eine Festlichkeit?"

„Eine Hochzeit, Capitain."

„Viel Glück dem Brautpaar. Was sind es für Leute? Ich bin hierorts ziemlich bekannt.“

„Glaube kaum, daß Ihr von dem Bräutigam Etwas wißt, der nicht von hier ist. Er heirathet in seinen ältern Tagen ein junges Mädchen. Diese war eigentlich einem Seemann verlobt, aber der blieb lange aus und gilt für verloren ...“

„Und nun bricht sie ihm die Treue und tritt mit einem Andern an den Altar?“ entgegnete Wolfgang Daun erregt. Er beschleunigte seine Schritte und sagte leise vor sich hin:

„Magteld! Das hättest Du nicht gethan!“

Der junge Capitain war allein. Der Mann, der ihn bei der Landung empfing und die ersten Worte mit ihm wechselte, blieb absichtlich zurück. Er wollte es nicht sein, der ihm die Trauerbotschaft offen darlegte.

Da geschah plötzlich etwas Unerwartetes, das Alle, die es erlebten, mit bangem Schauer erfüllte. Abermals erscholl, von der Brise getragen, das Geläut von Ritzebüttel her; aber nicht in feierlich-andachtsvoller Weise die gläubige Gemeinde an den Altar rufend. Es waren die dumpfen, ernsten Klänge, welche dem Erdenpilger auf seinem letzten Lebenswege das Geleite geben. Zu gleicher Zeit senkte sich hier eine

Flagge und dort eine aus luftiger Höhe herab, aber nur, um sich gleich darauf wieder zu erheben und von halber Stange zu wehen, als ein Zeichen der Trauer, dem Andenken eines Abgeschiedenen geweiht. Und Menschen kamen von Ritzebüttel her, erst einzelne, dann mehrere zusammen; regellos durcheinander laufend, Einige von ihnen stumm und starr, Andere laut sprechend und mit den Armen in der Luft fechtend, aber Alle mit dem Ausdrucke des Entsetzens in dem Gesicht.

„Schütze uns Gott und sei uns gnädig und barmherzig! Was will das bedeuten?“ rief Capitain Wolfgang Daun mit lauter Stimme mitten in das unheimliche Geschwirr hinein.

„Das wißt Ihr nicht?“ schallte es aus der Menge zurück. „Der hochmüthige Thomas to Baben, dem das Bankerottwerden sauer ankam, hat seine Tochter, die Magteld, an den Kornwucherer Hans Frohn in Groden verhandelt. Heute war die Hochzeit und als das arme Kind an dem Altar das Jawort aussprechen sollte, fiel sie, vom Schlage getroffen, nieder. Denke wohl, daß es der Mühe werth ist, die Flaggen auf halber Stange zu ziehen.“

Aber Wolfgang Daun sah und hörte nichts mehr. Wie eine Bildsäule stand er regungslos. Jakob Reem, der seinen Liebling von fern überwachte, trat herzu

und nahm ihn in seine Arme. Willenlos ließ der starke junge Mann sich von dem schwachen Greise wegführen.

In dem großen Wohngemache lag Magteld, die geknickte Lilie, bleich und regungslos, im hochzeitlichen Schmucke, die Myrthe im Haar. Der Vater stand daneben. Niemand wagte es, in die Nähe des Mannes zu kommen, der ein thierisches Geheul ausstieß, wenn sich Jemand der Leiche näherte. Dann erhob er beide Arme, wie zum Angriff, als wollte er es wehren, daß Jemand sie berühre, oder gar entferne. Er war nicht klar mit seinen Gedanken.

Wolfgang Daun erschien am Eingange des Zimmers und schrie im Tone des tiefsten Schmerzes:

„Magteld!“

Bei dem Tone dieser Stimme kreischte Thomas to Baben laut auf und hob die Arme empor. Als er aber den jungen Seemann vor sich sah, der sich mit überströmenden Augen der Leiche näherte und ihn erkannte, wendete er sich zusammenschauernd ab und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

Jakob Reem, der am Eingange stehen geblieben war, wandte sich einem Manne zu, der die Treppe hinan stieg, und sagte mit verhaltenem Athem:

„Herr Burkhard Daun, wenn Ihr Euern Neffen

sehen wollt, müßt Ihr Euch gedulden. Er kniet neben der Leiche seiner Geliebten und betet."

Der alte Herr wollte sich nicht zurückhalten lassen, aber Jakob Reem ergriff seine Hand und sagte ernst:

„Hört doch nur, was ich Euch melden will, damit dem ersten Unglück nicht ein zweites folgt. Euer Neffe ist, wie mir der Steuermann sagte, in Indien schwer krank gewesen und befindet sich in einem stets aufgeregten Zustande. Stört ihn nicht, bis er ausgebetet hat. Gönnt ihm Zeit, sein großes Unglück zu erkennen."

Es blieb lange still in dem weiten Gemache, welches noch alle Spuren einer hochzeitlichen Feier an sich trug.

Endlich erhob sich Wolfgang Daun, küßte die Stirn der bleichen Magteld und sagte:

„Fahre wohl, Geliebte! Wir sehen uns bald wieder. Im Leben trennten sie uns, der Tod wird uns vereinigen."

Er ging hinaus. Sein Oheim rief ihn bei Namen und breitete die Arme aus; aber er achtete nicht darauf und schritt stumm an ihm vorüber. Mit großer Bewegung betrat Burkhard Daun das Wohngemach. Er stand dem Gespielen seiner Kindheit gegenüber. Zwischen Beiden lag die todte Magteld.

„Thomas!" sagte Burkhard tief ergriffen. „Wie

kommen wir wieder zusammen? Beide am Rande des Grabes und zwischen uns eine Leiche."

Herr Thomas to Baben sah starr auf den Mann, der vor ihm stand. Er mußte sich erst besinnen. Er rieb sich die Stirn und sagte endlich mit einem tiefen Athemzuge:

„Als wir uns das letzte Mal sahen, sagten wir Nein!"

„Du sagtest es und ich sprach es Dir nach!" entgegnete Burkhard Daun.

Jakob Reem, der die Beiden nicht aus den Augen ließ, trat jetzt näher und sagte:

„Ihr säetet den Haß, darum hat Euch die Liebe verlassen. Schon einmal trat ich an Euch heran und bat um Frieden. Ihr hörtet nicht auf mich, sondern gingt stolz aneinander vorüber, um zwei Herzen zu brechen, die sich innig liebten. Das ist der Fluch, den der Haß mit sich führt. Wollt Ihr noch länger auf dieser Schreckensbahn wandeln?"

Beide waren tief erschüttert, allein Keiner von ihnen konnte oder wollte das Wort ergreifen. Sie betrachteten sich im dumpfen Schweigen.

Jakob Reem sah tiefbekümmert auf die Beiden und sagte:

„Ich bin ein armer Mann und weiß wenig von

den Dingen dieser Welt; aber die Demuth und die Barmherzigkeit haben keine Wohnung bei Euch gefunden. Ihr seid arm mit all' Euerm Reichthum und ich möchte nicht mit Euch tauschen, weder hier auf Erden, noch dort, wenn wir vor unserm ewigen Richter erscheinen. Gott bessere es!"

Mit einem Blicke der innigsten Trauer sah Jakob Reem nochmals auf die Leiche und wendete sich zum Gehen, als ein junger Matrose, der zu der Besatzung der alten Liebe gehörte, eintrat und laut ausrief:

„Jakob Reem! Mein armer Herr verlangt nach Euch. Kommt schnell, ehe es zu spät ist."

„Um Gotteswillen!" rief der erschrockene Alte. „Wo ist er?"

„Noch im Hause. Als er aus dieser Stube kam, wäre er beinahe die Treppe hinabgestürzt. Es ist das alte Uebel, das ihm von der Batavia-Pest geblieben ist. Eilt Euch!"

So schnell es ihm möglich war, eilte der erschrockene alte Mann hinter dem Matrosen her. Burkhard Daun und Thomas to Baben folgten ihm unaufgefordert.

Bei ihrem Eintritt erhob sich Wolfgang Daun von seinem Lager, das man ihm eiligst herrichtete:

„Hierher, Jakob Reem! In Deinen Armen will ich sterben.“

„Und in den meinigen!“ rief der Oheim mit vor Thränen erstickter Stimme.

Jakob Reem stand seinem jungen Freunde sorgsam bei. Er hielt ihn in seinen Armen und Wolfgang sah auf die tief schwer erschütterten Alten, die an seinem Lager standen. Ein Zug unendlicher Trauer flog über das blasse Gesicht und mit großer Anstrengung sagte er:

„Ihr habt ein Grab gegraben, tief und breit. Laßt uns darin neben einander ruhen. Begrabt mit uns zugleich Euern Haß und haltet die alte Liebe in Ehren.“

Da brach die Eisrinde, welche bis dahin zwei Herzen umschloß. Ihre Thränen flossen und sie reichten sich die Hand.

„Amen!“ sprach Wolfgang Daun und sah den Jakob Reem lächelnd an:

„Du sagtest mir einmal: es stirbt sich nicht so leicht und ein Menschenherz kann Vieles ertragen, ehe es bricht. Nun ist das meinige doch gebrochen, weil das ihrige zu schlagen aufhörte. Aber ich werde an ihrer Seite ruhen und darum Frieden . . Frieden!“

Das Haus des Thomas to Baben umschloß zwei Leichen an einem Tage.

Es begab sich zu dieser Zeit, daß der Verkehr zu Cuxhafen so sehr im Wachsen begriffen war, daß die Mittel, welche zu seiner Förderung bereit standen, nirgends mehr ausreichten. Am schwierigsten war es mit dem Landen und es wurden mancherlei Vorschläge gemacht, wie dem Uebel abzuhelfen sei. Am meisten und dringendsten bestand man auf den Bau einer festen Brücke. Es schwebten darüber viele Verhandlungen und es wurde ein Langes und Breites gesprochen, Nöthiges und Unnöthiges, wie es im deutschen Vaterlande ein gar liebsamer Brauch ist.

Um diese Zeit kam Herr Burkhard Daun in die einsame Wohnung des durch so schwere Opfer wiedergewonnenen Freundes und sagte:

„Laß Dir sagen, daß der Jens Radelef bei mir war und mir erklärt hat, er sei dem Schiffe gram, welches Deine Magteld taufte und Wolfgang wacker führte. Täglich und stündlich würde er dadurch an die traurige Begebenheit erinnert, darum wolle er es los sein um jeden Preis; möge es kaufen, wer immer wolle. Das aber, meine ich, dürfen wir nicht leiden.“

„Wir werden es nicht hindern können!“ entgegnete Thomas to Baden.

„Sollen wir zugeben,“ fuhr Burkhard Daun lebhafter fort, „daß ein Schiff, welches einen für mich so bedeutungsvollen Namen führt und das so liebe Hände gepflegt und behütet haben, in den Besitz eines rohen Gesellen geräth, der seinen Spott damit treibt und es vielleicht zu einem unehrlichen Gewerbe verwendet? Eher wollte ich meinen letzten Thaler daran setzen, als daß ich es dahin kommen ließe.“

„Und was wolltest Du mit dem Schiffe beginnen?“ fragte Thomas to Baden.

„Ich wollte es dazu gebrauchen, die alte Liebe zu Ehren zu bringen und ihren Namen dem Volke zu erhalten bis an das Ende aller Tage. Der Bau selbst mag der Zeit zum Opfer fallen und vergehen; der Name aber, der sich fest an das Andenken unserer Kinder klammert, soll nicht verloren gehen.“

„Darauf schlage ich ein!“ sagte Thomas to Baden lebhaft. „Weiß ich auch nicht, wie es geschehen soll, was Du sagst, will ich doch, daß es geschehe und hier ist meine Hand, noch heute kaufen wir die alte Liebe um jeden Preis.“

In dem hohen Rathe der Weisen war unterdessen der Bau einer Brücke beschlossen und es ward festge-

setzt, daß man zur Befestigung des Unterbaues einige unbrauchbare Fahrzeuge erstehen und in die Tiefe senken wolle. Es fanden sich nur die geeigneten Schiffe nicht in hinreichender Anzahl.

Da erschienen in der Versammlung die beiden Freunde Thomas to Baben und Wolfgang Daun und der Erstere nahm das Wort:

„Hier bringen wir den Kaufbrief, woraus Ihr ersehen mögt, daß das Schiff „die alte Liebe“ unser wohlerworbenes Eigenthum ist. Wir geben es in Euere Hände, damit Ihr es zu dem beabsichtigten Bau verwendet, unter der Bedingung, daß diese Brücke den Namen des Schiffes für alle Zeiten führen soll.“

Das vermochten die Herren nicht zu fassen und sahen sich untereinander an. Burkhard Daun aber sagte mit einem schmerzlichen Lächeln:

„Damit wollen wir sagen, daß die alte, ächte Liebe, wie tief sie auch begraben werde, ob in der Erde, oder in den Wellen, stets in ihrer jugendlichen Schönheit wiedergeboren wird von Geschlecht zu Geschlecht. Und dies soll unser Andenken sein an Wolfgang und Magteld.“

Da begriffen die Herren, wie es gemeint sei. Sie nahmen die dargebotene Gabe und versprachen, die Bedingung zu erfüllen. Die verwaiseten Greise

kehrten heim, den treuen Jakob Reem in der Mitte.

Die Nacht ist vorüber und der Elbgeist versinkt in die Tiefe. Die Morgenröthe verjagt die mondbeglänzte Nacht. Der Dichter erhebt sich von seiner Bank und wirft den letzten Blick auf Jakob Reem's Hütte. Ihr Alle aber wißt es nun, weshalb die Brücke „die alte Liebe" heißt.

Haltet ihr Andenken in Ehren!

Vom kleinen Hein.

Der kleine Hein.

Wer ist es?

Frage stromauf und stromab: Es sind nur Wenige, die es Dir sagen können. Aber wo es ist, das wissen Viele noch von ihren Kinderzeiten her. Sie zeigen mit den Fingern darauf und sagen: „Da!"

Von Altona ab entwickelt sich stromabwärts am rechten Ufer ein Panorama, das die lieblichsten Landschaftsbilder aufrollt, bis es in dem reizenden Blankenese gipfelt. Aber kaum liegen die Höhen des Köster- und des Baurberges dem Schiffe seitlängs, als sich die Gegend wie mit einem Zauberschlage ändert. Ein hohes, unfruchtbares Sandufer läuft den Strand entlang, ohne Haus, ohne Baum, ohne ein Zeichen fröhlichen Lebens, nur von niedrigem Buschwerk, oder von schmalen Grasflecken unterbrochen, bis endlich bei der Oase Schulau, welches der Vorort von Wedel und seinem Roland ist, der Wanderer, der zufällig hierher ver-

schlagen wird, leichter aufathmet, weil er Bäume und Menschen findet.

Inmitten dieses Weges am Strande, wo zur Nachtzeit das Rauschen der Wellen doppelt schaurig klingt, weicht das hohe Sandufer zurück. Es spaltet sich auseinander und bildet ein kleines Thal. Hier erheben sich ein Haus und ein Schuppen. Ein Helgen, auf dem eine halbfertige Galeas liegt, giebt Kunde von einem Werft. Ein Dutzend laubreiche Bäume umgrünen dasselbe. Weithin, stromauf und stromab nennen die Leute dieses Plätzchen „Zum kleinen Hein," weil der erste Erbauer dieses Werftes ein Mann von winziger Statur gewesen ist, der den Namen Hein führte. Aber der eisgraue Schiffer am Strande, der es hört, schüttelt lächelnd mit dem Kopfe, denn er weiß, daß der Name des kleinen Hein hier schon gang und gäbe war, als der Baum, aus dessen Stamm der Helgen zusammen gezimmert ward, der die halbfertige Galeas trägt, noch ruhig in seinem Walde stand und sich harmlos sonnte.

Das alte Haupt ist erfüllt von der Gestalt des kleinen Hein und von dem Liede, das in seiner Jugend auf dem Strome und am Strande erklang. Laßt es voll und kräftig austönen!

I.

Gleich hinter Schulau greift die Elbe tiefer in das holstische Land hinein und bildet die Wedeler Bucht. Sie gleicht an stillen Abenden einem Landsee, der wie ein metallner Spiegel im Sonnenglanze ruht. Sie stürmt und brandet zur Herbst- und Frühlingszeit und schüttelt die Dreimaster, die stöhnend vor ihren Ankern reiten, als wären es lecke Boote, die vor Wind und Wellen steuerlos treiben.

Ein langgestreckter Ever mit hohem Mast und schmalem Raasegel, wie solche an dem Strande von Finkenwerder und da herum heimisch sind, schwamm inmitten der Bucht. Zwei Männer saßen darin, die ihre Netze bei dem Schimmer der Abendröthe in den Strom senkten und um einen gesegneten Fang für den nächsten Frühmorgen beteten.

„Nun topp und Feierabend!“ sagte der Eine und schlang das Tau, an welchem das Netz hing, um den Holznagel, der auch das Ankertau hielt. „Wollen unsere Mahlzeit halten und einen Schluck dazu trinken.“

„Trinke Dir zu, Jochen-John,“ sagte der Andere, eine Flasche darreichend und einen Korb auf die Segelducht stellend. „Hier ist Brod und eine getrocknete

Makrele. In diesem Papier ist Salz und Trinkwasser giebt es außenbords vollauf."

„Gut, Nachbar Drittau," entgegnete Jochen-John. „Dann halten wir einen Abendschmaus, als ob wir bei der Frau Wirthin im Blankeneser Fährhause wären. Was meinst Du zu einer Wanderung dahin am nächsten Sonntage?"

„Wäre mir wie Wanderung und Fährhaus," entgehnete der alte Drittau verdrießlich. „Haben mir an meinem Hofe das Gitter eingerissen und meine Kohlpflanzen zertreten. Muß das am Sonntag wieder ausflicken."

„Sehe mir Einer die Bosheit!" sagte Jochen-John und nahm noch einen bedächtigen Schluck. „Wer kann Dir den Schabernack gespielt haben?"

„Wer anders," fuhr der alte Drittau auf, „als die Hunde, welche schon lange die beiden Stromufer unsicher machen. Ist ihnen nicht genug, die unbewachten Fahrzeuge, die vor ihren Ankern liegen, zu überfallen und auszuplündern; sie gehen nun schon an das Land, um zu stehlen und wo das nicht angeht, treiben sie ihren Unfug."

Jochen-John schüttelte den Kopf und sah nachdenklich vor sich hin:

„Höre, Maat, das ist nicht klar. Habe wohl

gehört, wenn die Leute von drüben aus dem Hannöverschen zu uns kommen, daß sie erzählen, welcher Unfug bei ihnen getrieben wird, und daß es an der Este, der Lühe und der Schwinge nicht geheuer ist. Aber hier bei uns im Holsteinischen ist es nicht der Fall gewesen. Uns hat noch Keiner die jungen Pflanzen zertreten, oder die kleinen Birnbäume abgesägt. Warum bist Du nun der Erste?"

„Vielleicht, weil ich ein Hannoveraner bin!" platzte Drittau heraus, und Jochen-John ließ vor Schrecken die kurze Thonpfeife fallen, die er eben stopfte. Das Wort traf, wie ein gut abgeschossener Pfeil. Der Drittau war drüben aus Estebrügge gebürtig und hatte dort weder Glück, noch Stern. Er sammelte seine Habseligkeiten, zog nach Schulau hinüber und hier fing es an, ihm erträglich zu gehen. Und nun mit einem Male.....

Jochen-John konnte von dem Gedanken nicht loskommen. Er suchte seinem Gefährten die Grillen auszureden und ihm selbst fuhren sie immer wieder durch den Sinn. Darum ergriff er begierig die Gelegenheit, die sich bot, von dem Gespräch loszukommen. Er sprang auf, blickte nach Westen und rief:

„Was ist das für ein Landsmann, der mit solcher

Eile gegen den Strom rudert, daß der Schaum am Buge hoch aufbrandet?"

„Vielleicht Einer von den verdammten Flußpiraten!" entgegnete rasch der alte Drittau und ballte unwillkührlich die Faust. „Soll nur an mich herankommen, der Hund!"

Jochen-John hielt einen Augenblick einen scharfen Lugaus und sagte dann:

„Ereiferst Dich umsonst, alter Maat. Ist weder ein Räuber, noch ein Mordbrenner, sondern der brave kleine Hein, der von seiner Tagesfahrt nach Hause kommt. Da haben wir ihn schon seitlängs. Guten Abend, Meister Hein! Behaltene Heimkehr und gute Rüst zur Nacht."

Meister Hein rief ein Gleiches zurück und Jochen-John fuhr fort, indem Jener mit Rudern inne hielt:

„Wir haben unsere Netze ausgeworfen und Ihr habt eine gesegnete Hand. Darum schlagt ein Kreuz darüber, wenn Ihr auch gut lutherisch seid, und wünscht uns einen vollen Fang."

„Ein halber Fang thut es auch, Landsmann. Ein halber Fang."

Mit diesen Worten setzte er die Ruder wieder ein und fuhr, vom wachsenden Abendgold umleuchtet, mit fliegender Eile stromauf.

Jochen-John griff wieder nach der Pfeife und sagte halb zu sich selbst:

„Mag es denn ein halber Fang sein. Es läßt sich auch eine Handvoll Schillinge daraus lösen.“

Sein Maat war von dem Zusammentreffen wenig erbaut und sagte:

„Damit meint er Dich!“

„Was soll das bedeuten?“ fragte Jochen-John zurück, und Drittau entgegnete:

„Der halbe Fang ist für Dich und ich kann mit leerer Hand abziehen, weil ich ein Hannoveraner bin.“

„Nun höre auf mit Deinem Gespensterschnack, sonst wird mir ganz unheimlich. Ich wickle mich in meine Decke, ziehe die wollene Kappe über die Ohren und schlafe in Gottes Namen ein; dann magst Du soviel Narrheiten in Deinem Kopfe ausbrüten, als Du immer kannst. Mich soll es nicht kümmern.“

Jochen-John machte sein Wort wahr. Er kroch unter das Vorderpflicht und schlief schon nach wenigen Minuten den Schlaf der Gerechten. Aber sein Maat konnte sich noch lange nicht beruhigen. Mit der wachsenden Dunkelheit nahmen seine finstern Träumereien eine immer bedenklichere Richtung und bereits begann der erste Tagesschimmer im Osten aufzu-

dämmern, als er in einen kurzen, unruhigen Schlaf fiel.

Es waren ihrer noch Mehrere, denen an jenem Abende sich der Schlaf nicht fügen wollte, als sie ihn riefen. Namentlich ging es lebhaft her in dem Kruge zu Schulau, welcher hart an dem Vorsprunge liegt, der mit festem Fuße eine Strecke weit in die Elbe hineinschreitet. Der Krug war zu allen Tageszeiten besucht, am meisten aber gegen Abend, wenn die Fischer und Jollenführer heimkamen und die von der andern Seite her sich verspätet hatten. Sie wollten dann nicht bei einbrechender Dunkelheit über den Strom und zogen es vor, die halbe Nacht bei dem Glase zu sitzen und den Rest derselben in der Scheune des Wirthes zu verschlafen.

„Nun, Hans-Ohm!" sagte der Wirth zu einem alten Gaste, der weitläufig mit ihm verwandt war. „Ihr thätet auch gut, aufzubrechen, denn das Bett ist für Eure alten Knochen besser, als die Streu in meiner Scheune. Die Sonne ist weg und ehe wir es uns versehen, wird es dunkel."

„Darum eben, Jungklaus," entgegnete der Alte bedächtig. „Habe mich versäumt und bleibe nun ganz und gar hier, denn die Nacht ist Niemandes Freund.

Wirst schon einen Krug Elmshörner Bier und ein Abendbrod an mich wenden müssen, wenn Du auch noch drei Mal geiziger wärst, als Du wirklich bist. Kannst es wieder einbringen, wenn Du bei mir vorsprichst."

„Wie Ihr wollt, Hans-Ohm," sagte der Wirth verdrießlich. Ist sonst ein handliches Wetter und Ihr habt ein ganzes Firmament voll Sternen über Euch, die Euch beschirmen."

„Nicht doch, Jungklaus," sprach Hans-Ohm bedächtig. „Wohnst dicht an der Elbe und kennst ihre Kniffe nicht? Noch vor einer Stunde lag hier ein Schiff vor Anker, mit rother Flagge, hellbraunem Anstrich und weißen Segeln. War der Wiederschein im Wasser auch hellbraun, weiß oder roth? Alles zusammen ein schmutziges Grau und darum haben wir noch vor Mitternacht Sturm und Regen. Laß also die Eier recht fett braten und schneide den Schinken nicht zu dünn, sonst schmeckt er mir nicht."

Der Wirth wollte Einwendungen machen, allein Hans-Ohm sagte abweisend:

„Wird jetzt Mode, die Kohlgärten zu zerstampfen und die Gitter einzureißen. Könnte sich Einer bei dieser Gelegenheit auch an meinen alten Kopf vergreifen, Vetter. Also noch einen recht vollen Krug

und dann höre, was sich die Leute von drüben her erzählen; voraus der Buxtehuder mit dem großen Maule. Was sagtet Ihr, Landsmann? An seinem eigenen Zopfe hing er sich auf?"

„Stille da!" rief ein Anderer. „Laßt ihn seine Geschichte ruhig zu Ende erzählen. Sage, Buxtehuder, wem passirte das Alles?"

„Meinem Bruder!" entgegnete der Gefragte. „Er kam in seiner offenen Jolle von Hamburg mit allerlei Gut am Bord und hatte ein Glas über den Durst gethan. Gerieth bei'm Ausgang der Ebbe auf den Sand und konnte erst mit der Fluth wieder abkommen; darum zog er die Ruder ein und legte sich zum Schlafen nieder. Fuhr früher auf Ostindien, mein Bruder, und trug von daher noch seinen holländischen Zopf. Auf ein Mal fühlte er einen Ruck und wollte aufspringen, aber er konnte nicht. Der Zopf war mit einem Blaffernagel an der Ducht festgesteckt und auf dem Munde klebte ihm ein Pechpflaster. Einer der verdammten Flußpiraten sprang in dem Boote umher, warf die ganze Ladung in die Elbe, gab dem angenagelten armen Teufel einen Fußtritt zum Abschied und war auf und davon."

Abermals schrieen Alle durcheinander. Diejenigen, welche die Geschichte glaubten, und diejenigen, welche

sie nicht glaubten, standen sich im offenen Kampfe gegenüber. Der Wirth wollte schlichten und vermitteln; aber es half ihm nichts und Hans-Ohm sagte begütigend:

„Laß nur! Das Alles frißt der Mond auf. Weißt Du denn nicht, wenn ein schweres Abendgewölk am Himmel steht und der Mond darüber aufgeht, daß das Gewölk in sich zusammenbricht und nach allen vier Winden auseinander stäubt? Dies Geschwätz ist nichts, als ein taubes Gewölk und der Mond, der es auffrißt, ist Dein Branntwein. Wenn die Köpfe schwer sind, brechen die Beine zusammen; aber die Piraten bleiben obenauf."

„Es ist erschrecklich!" sagte der Wirth, die Hände über den Kopf zusammenschlagend. „Warum hängt man denn die Mordbrenner nicht auf?"

„Weil man sie noch nicht hat!" sagte Hans-Ohm. „Da erzählen sie noch eine Geschichte. Wollen doch hören, wie sie lautet."

„Ist es auch gewiß?" fragten Mehrere, die um einen Mann herumstanden, der kurz vorher eingetreten war.

„Ihr könnt Euch darauf verlassen. Der Bargmöller aus Brockdorf hat es erzählt und das ist ein wahrheitsliebender Mann. Es war in der Dämmerung,

als eine große Schute, mit Heu beladen, von Julssand abstößt und nach der festen Wall hinüber will, als sie von einem Kerl in einer Ruderjolle angehalten wird. „„Ihr Hannoverschen könnt lachen, daß Euer Heu so gut gerathen ist, sagte er. Die da drüben im Dänischen bekommen es nicht so gut binnen. Ist es denn auch wirklich so trocken, als es aussieht?““ Mit den Worten greift der Kerl, der sich eben Feuer für seine Pfeife anschlug, mitten in das hochgethürmte Heu hinein und schreit, die Hand zurückziehend, laut auf: „„In Deinem Heu steckt der Teufel oder das Feuer! Grüße Deine Landsleute, die Hannoverschen, von mir. Ich lasse ihnen allen zusammen nur e i n e n Hals wünschen und einen Strick für diesen Hals dazu.““ Damit fuhr er lachend weiter. In demselben Augenblicke schlug schon die helle Flamme aus dem Heuhaufen und griff so plötzlich um sich, daß der Schiffer, wenn er nicht verbrennen wollte, über Bord springen und sich durch Schwimmen retten mußte.“

Diese neue Geschichte, welche mit Zittern und Zagen angehört wurde, rief eine dritte und vierte hervor. Die zunächst erzählte wurde immer von der folgenden übertroffen und zuletzt häufte sich das Entsetzen und der Schrecken über alle Unthaten zu Wasser und zu Lande in solchem Maaße, daß den Hörern die

Haut schauderte und Mancher die Haare auf dem Kopfe kriechen fühlte. Da schrie Einer mit mächtiger Stimme in das wüste Geschrei hinein:

„Haltet die ungewaschenen Mäuler! Ist denn das Unglück, welches sich hier und da auf der Elbe begiebt, nicht schon groß genug, daß Ihr es noch mit Euern Lügengeschichten aufputzen müßt? Fürchtet Euch der Sünde, die Ihr damit begeht und dabei flucht und schwört, damit die Leute Euern Aufschneidereien desto eher Glauben schenken sollen. Seht Euch vor, daß Euch auf dem Zuhauseweg nicht ein Theil von dem Unheil, das Ihr mit der Zunge zusammenschürt, über den Kopf kommt. Gott läßt sich nicht spotten und um ein Menschenleben ist es bald geschehen."

Diese Worte brachten eine gute Wirkung hervor. Es ward still und der Handelsjude Moses, der hier zur Nachtruhe einkehrte, kam ungehänselt davon, was sonst in einer Schenke voll halbtrunkener Bauern und Schiffer nicht stets der Fall war. Er warf seinen Packen auf die Ofenbank, setzte sich daneben und sagte zu dem Wirthe:

„Gebt mir einen vollen Krug vom besten. Ich muß den alten Körper pflegen. Er hat es nöthig."

„Hast wohl Deinen Schnitt gemacht, Jude?" fragte Hans-Ohm, „weil Du es so hoch giebst?"

„Nichts habe ich gemacht!“ entgegnete Moses achselzuckend. „Die frommen, christlichen Handelsleute in Wedel wollten mich bringen um mein Eigenthum und ich hätte keinen Schilling bekommen, wenn nicht ein braver Mann mir zu meinem Rechte verholfen hätte.“

„Hast Du einen Schlaukopf gefunden, der die andern Schlauköpfe prellte?“

„Wei! Was thue ich mit den Advokaten?“ rief Moses abwehrend. „Sie pressen die Citrone aus und werfen die Schaale unter den Tisch. Mir hat geholfen ein Mann, der nicht einmal wollte nehmen einen Dank von mir, und dieser Mann ist gewesen der kleine Hein. Ich habe ihm gewunschen Gottes Segen, als er ist mit mir gegangen aus Wedel, und er hat es nicht annehmen wollen, sondern gesagt, indem er fortlief: „„Recht muß Recht bleiben und dafür muß Keiner danken.““ Nun, geruhsame Nacht und möge Jeder, der in Noth ist, einen Helfer finden, wie ich im kleinen Hein gefunden habe, der mir hat geholfen zu meinen drei Species und vierzehn Mark acht Schillinge grob Courant.“

Der Jude streckte sich auf die Ofenbank und schloß die Augen. Vergessen waren alle Mord- und Brandgeschichten bei der Erinnerung an den kleinen Hein.

Alle kannten ihn und waren seines Lobes voll. Er war freundlich und zuthunlich mit Jedem und mit Rath und That zur Hand, wenn ihn Einer darum ansprach. Der Zauber, den die Milde und Barmherzigkeit auf die stürmischen Gemüther übt, bekundete sich auch hier. Die wilden Wogen legten sich und mit einem Handschlage schieden die Männer, die entweder heimgingen, oder in der Scheune ihr Nachtlager aufschlugen, wo sie der erste Sonnenstrahl noch im tiefsten Schlafe fand.

Zur selben Zeit regten sich auch die beiden Fischer, die mit ausgeworfenen Netzen in der Wedeler Bucht trieben. Jochen-John schüttelte den Schlaf von sich und stieß den alten Drittau an, der risch in die Höhe fuhr, denn er träumte eben von seinen ausgerissenen Kohlpflanzen.

„Wollen an unser Werk!“ sagte Jochen-John und griff mechanisch nach dem Tau, an welchem sein Netz hing. Beide zogen an und eine reichliche Beute an Butten und Quappen lohnte die gehabte Mühe. Jochen-John rieb sich vergnügt die Hände und sagte zu seinem Maaten:

„Nun kommst Du!“

Verdrossen streckte der alte Drittau die Hand nach seinem Netze aus. Jochen-John kam ihm zuvor und,

rasch die Leine nach sich ziehend, wäre er beinahe hintenüber gestürzt, denn diese baumelte lose über Bord. Sie war mitten durchgeschnitten und das daran hängende Netz verloren. Jochen-John schrie vor Schreck laut auf und der alte Drittau sagte:

„Ein halber Fang thut es auch, hat der kleine Hein gesagt, und sein Wort ist wahr geworden. Gieb Acht, Maat. In der vergangenen Nacht zertraten sie meine Kohlpflanzen und es wird nicht lange dauern, dann zertreten sie mich selbst.“

Und mit einer Thräne im Auge begann er sein Werk.

An der Stelle, wo der Helgen mit der halbfertigen Galeas auf dem Rücken lag, stand unter den Bäumen ein bescheidenes, mit Rohr und Brettern gedecktes Haus, an dessen Eingang man eine weite Aussicht über den Strom hatte. Hier wohnte der Mann, der keinen Gegner kannte, dem Jeder wohlwollte, und dem Viele, denen er in der Noth beistand, zu großem Danke verpflichtet waren. Anfangs hatten sich die Leute gewundert, daß er sich in dieser abgelegenen Gegend anbaute, die so sandig war, daß ein mit Sorgfalt angelegtes Gärtchen erst nach vieler Mühe gedeihen wollte; aber allmählich gewöhnten sie sich daran. Auch

zerbrachen sie sich den Kopf darüber, wie Jemand selbst leben und noch Andern Etwas abgeben könne, ohne daß man ihn ein Geschäft betreiben sah. Aber auch davon schwieg das Volk, als der Moses einmal auf dem Fährhofe zu Blankenese erzählt hatte, der kleine Hein habe früher im Kornhandel ein gutes Stück Geld erworben und lasse sich nun die Zinsen schmecken. Es hatte sich's Mancher davon mitschmecken lassen und es war ihm jedes Mal gut bekommen.

Das Haus selbst war so einfach im Innern, wie es von Außen schien. Eine große Stube lag nach hinten hinaus, die zum allgemeinen Aufenthaltsorte diente. Daneben befand sich die Schlafkammer des Hausherrn. An der Thür, welche in dieselbe führte, stand mit großen Buchstaben geschrieben: „Jedem sein Recht!“ In dem Vorderhause befanden sich links und rechts vom Flur die Küche und die Vorrathskammer, nebst den Verschlägen, worin der Knecht und die Magd schliefen. Diese Beiden bildeten den Hausstand des kleinen Hein. Sie waren nicht von hier gebürtig und zu gleicher Zeit mit dem Herrn in das Land gekommen. Da die Magd fast stocktaub und der Knecht so maulfaul war, daß er nur selten einen Laut hervorbrachte, wußte Niemand etwas von ihnen und Jedermann sah sie von der Seite an, wenn sie etwa zu Wedel

auf den Jahrmarkt kamen, um ihre Einkäufe zu machen.

In der Küche, die nur von einem halbrunden Fenster sparsam erhellt wurde, dunkelte es bereits. Die Magd stand am Feuer, das unter dem eisernen Grapen langsam fortschwebte, und stocherte die Thranlampe auf, die einen matten Schein von sich warf. Sie hörte nicht, daß die Thür sich öffnete und der Knecht mit einer tüchtigen Tracht Holz und Torf eintrat, die er mit lautem Gepolter dicht hinter ihrem Rücken fallen ließ.

Aufschreiend, fuhr sie zusammen und sagte, mit dem Finger drohend:

„Hans Ungeschickt! Wo ist der Herr?"

Da der Knecht nicht sprechen mochte und die Magd nicht hören konnte, bediente sich Ersterer der Zeichensprache und deutete mit der Hand hinter sich.

„Also noch draußen und im Boote vermuthlich? Der wird auch nicht eher ruhig, bis die Spitzbuben ihm den Schädel entzwei schlagen. Was macht er nur immer draußen, da er es doch hier innen so gut haben kann?"

Sie schien auf eine Antwort zu warten. Als diese nicht erfolgte, nahm sie den Deckel von dem

eisernen Grapen, dessen kräftig=duftenden Inhalt sie mit dem schweren Holzlöffel tüchtig umrührte.

„Was giebt es?“ fuhr sie nach einer Pause auf, indem sie bei dieser Beschäftigung gestört ward, und sah den Knecht vor sich, der statt aller Antwort auf den eisernen Grapen zeigte.

„Essen will Er? Und die Schüssel wohl recht voll? Lasse Er sich nur den Appetit vergehen. Ehe der Herr nicht zu Hause kommt, setzt es keinen Bissen. Versteht Er mich?“

Der Knecht, der Anfangs freundlich drein schaute, machte bei der letzten Erklärung ein sehr verdrießliches Gesicht und setzte sich brummend in einen Winkel. Die Magd fuhr in ihrer Arbeit fort, und hatte abermals nicht gehört, daß die Thür sich öffnete. Diesmal war es der Herr. Er schüttelte sie derb an der Schulter und rief:

„Was hockt die faule Magd am Feuer und hat nicht Acht darauf, wenn der Herr in's Haus tritt? Thu' Dein Werk, wie es sich ziemt, oder . . .“

Erschrocken sah die Magd in das Antlitz des zürnenden Herrn. Sie verstand seine Worte nicht, aber sie errieth dieselben und hockte am Feuer nieder. Der kleine Hein betrachtete die zitternde Magd einen Augenblick. Der Zorn verwandelte sich in ein mit=

leidiges Lächeln und er sagte, auf den Knecht deutend, der sich aus seinem Winkel erhob:

„Nimm Dir den da zum Beispiel. Er träumt auch, aber er vergißt nicht, seine Schuldigkeit zu thun. Nun schüssele auf! Ich bin hungrig.“

Der kleine Hein ging in die Hinterstube. Gleich darauf erschien die Magd mit der vollen Schüssel und der Knecht mit dem schäumenden Bierkruge. Alle Drei setzten sich an den Tisch und in größter Eile, ohne einen Laut zu sprechen, ward die Mahlzeit begonnen und beendet.

Der Tisch war abgeräumt. Während der Mahlzeit hatte sich das Wetter auffallend geändert. Der Wind ist ein schneller Vogel. Am schnellsten ist er, wenn er aus den hannoverschen Niederungen nach den holsteinischen Höhen hinüberfährt. Eine Südwestbö hatte sich aufgethan und begann in der Wedeler Bucht zu rumoren. Ein Reisender, der über den Strom wollte, hatte bei der wachsenden Dämmerung keinen Fährmann finden können. In seiner Bedrängniß bemächtigte er sich eines Kahns und griff nach dem Ruder. Der Fahrens nicht besonders kundig, gerieth er in's Treiben. Die Südwestbö that das ihrige und warf den Kahn unweit von dem kleinen Hein an den

Strand. Das Fahrzeug kenterte und der Reisende gewann mit vieler Mühe festen Fuß.

Knecht und Magd waren nahe daran, sich in ihre Verschläge zurückzuziehen, als es gegen die Hausthür schlug. Der kleine Hein, der ein scharfes Ohr hatte, trat aus der Stube und befahl dem Knechte, zu öffnen. Der Reisende aus dem gekenterten Kahn erschien, am ganzen Leibe triefend, auf der Schwelle und bat mit flehender Stimme um ein Obdach.

„Der Nothleidende ist immer willkommen," sagte der kleine Hein in der ruhigen Weise, die er innerhalb seiner vier Pfähle zeigte. „Tretet dort in die Küche, wo das Feuer eben neu aufprasselt, und wärmt Euch. Ich will Euch trockne Kleider senden.

Bald nachher erschien der Reisende vor seinem Wirthe, dankte für den empfangenen Beistand und erzählte sein Abentheuer.

Der Mund des kleinen Hein verzog sich zu einem spöttischen Lächeln, indem er sagte:

„Warum vertrautet Ihr Euch einem hannöverschen Flachboote an? Es ist unsicher und treulos, wie Alles, was von drüben kommt."

Die Magd hatte unterdessen die Reste der Mahlzeit gebracht und der Fremde that sich gütlich, wobei er sich mit seinem Wirthe unterhielt. Als er den

letzten Trunk gethan hatte, deutete der kleine Hein auf die Kammerthür und sagte:

„Nun geht da hinein und legt Euch schlafen. Wenn Ihr ausgeruht seid, geht Ihr morgen in zwei Stunden nach Hamburg, wo Ihr zu Hause gehört.“

„Verhüte Gott, Herr, daß ich Euch Eures Bettes berauben sollte. Ich befinde mich auf dieser breiten Bank recht wohl.“

„Seht Ihr nicht,“ fragte der kleine Hein, „was an jener Thür geschrieben steht? Jedem sein Recht! Hier im Hause empfängt Jeder, was ihm zukommt, und dem Schiffbrüchigen gebührt die beste Lagerstätte, die im Hause zu finden ist. Gute Nacht!“

Der kleine Hein sprach die letzten Worte mit solcher Bestimmtheit, daß der Reisende sich stillschweigend fügte. Sein Gastfreund schloß die Thür und sagte, indem er die Lampe löschte und sich der Länge nach auf die Bank streckte:

„Jedem sein Recht! Dir, dem müden Wanderer, und allen Andern.“

In dem Hause ward es still. Aber draußen wurde es stürmischer, als zuvor. Die lichthellen Farben des ankernden Schiffes hatten einen grauen Schatten geworfen, erzählte Hans-Ohm. Die Elbe forderte ihr althergebrachtes Recht.

II.

Was vorherging.

Das war in dem gesegneten Theile der Kehdinger Marsch, zwischen den Kirchspielen Aßel und Drochters, welches man den Gauensiek nennt. Inmitten der reichen Gehöfte, woselbst die Herrenleute residirten, wie der Edelmann auf seinem Schlosse, lagen zwei Käthnerhäuser. Eines davon bewohnte der Hannes Petersen, das andere der Detlev Bomann. Beide hielten gute Nachbarschaft. Sie gingen von Haus zu Haus und halfen sich in den Tagen der Noth. An Feierabenden wanderten sie über Feld und hielten ab und zu eine bescheidene Einkehr; nicht in den vornehmen Landesherbergen der beiden stolzen Kirchspiele, sondern in dem räucherigen Kruge, der unweit der Ritscher Mühle stand. Mit den kurzen Pfeifen im Munde, den Bierkrug zwischen sich, saßen sie sich schweigend gegenüber und nur manchmal trat ein vereinzeltes Wort, das für Jeden eine sonderliche Bedeutung hatte, auf ihre Lippen.

„Dein Junge, der Hein, wächst tüchtig heran, Hannes," sagte Detlev Bomann und blies den Dampf behaglich von sich weg.

Hannes Petersen machte es eben so und gab zur Antwort:

„Geht an. Er sieht Deiner Metta schon über den Kopf weg.“

„Nicht mehr als billig, Nachbar. Manneshand oben! Das ist, wie Pastor Hollander sagt, die Weltordnung.“

Es entstand nach diesen wichtigen Mittheilungen eine Pause; dann fragte Hannes Petersen hastig:

„Deine Metta ist ein dralles Ding. Hat ein Paar Backen wie ein Pisangapfel im Spätherbst. Willst wohl hoch mit ihr hinaus?“

„Ein Bauernsohn klopft an keines Käthners Thür, wenn er auf die Freite geht,“ sagte Detlev Bomann gelassen. „Glaube auch, daß es mir nicht einmal recht wäre. Die Metta ist ohnedies ein hochfahrendes Ding, der es in meinem Hause zu enge wird. Muß den Daumen darauf drücken.“

„Müssen das enge Haus weiter machen!“ fuhr Hannes Petersen mit einem pfiffigen Lächeln dazwischen.

Detlev Bomann sah ihn fragend an, indem er sagte:

„Wer soll es weiter machen?“

„Mein Junge, denke ich. Er hat das Zeug dazu.“

„Was will der Hein werden?“

„Nichts Anderes, als was ich bin, Nachbar. Wenn ich einmal die Augen zumache, kriegt er das Haus, den Garten und ein Stück Feld. Deine Metta bekommt eben so viel von Dir. In zweien Häusern und in zweien Gärten wäre schon mehr Platz für die Metta.“

„So ist es gemeint?“ sagte Detlev Bomann, den Nachbar freundlich anblickend. „Wollen sie sich denn?“

„Glaube es!“ antwortete Hannes Petersen. „Wenn Deine Metta des Abends zum Melken geht, ist mein Junge nie weit und trägt ihr den Eimer bis an das Heck.“

„Dann wollen wir es mitsammen überlegen,“ sagte Detlev Bomann, ihm die Hand gebend. „Und wenn es Gottes Wille ist, können die Beiden am nächsten Drochtersmarkt zum Tanze gehen.“

„Und wir sehen sie tanzen!“ lachte Hannes Petersen fröhlich. „Darauf wollen wir noch einen Schluck nehmen. Und wenn ich zu Dir als Brautwerber komme, ziehe ich die blaue Jacke mit den silbernen Knöpfen an.“

Sie zahlten ihre Zeche und Detlev Bomann sagte

im Gehen, mit derselben Heiterkeit auf den angeschlagenen Ton eingehend:

„Lasse es aber vorher austrompeten, damit ich, mit der Mütze in der Hand, am Heck stehe und Dir den Willkommen biete. Gute Nacht, Hannes Petersen. Thue, was Dir gut dünkt; mir ist es recht. Und wenn es ein Paar glückliche Menschen mehr giebt, will ich gerne die Augen schließen und Platz machen. Nochmals gute Nacht."

Kaum hatte am andern Morgen der Hannes Petersen einige Worte mit seinem Sohne gesprochen, als der Hein laut aufschrie und einen Lärmen vollführte, daß der Alte sich lachend mit beiden Händen die Ohren zuhielt. Zur Mittagszeit aber machte er ein feierliches Gesicht, fuhr in die blaue Sonntagsjacke mit den silbernen Knöpfen, ging zu dem Nachbar hinüber und hielt einen langen Zwiesprach mit diesem. Zur Zeit der Abenddämmerung stand ein junges Paar im Garten unter dem breitästigen Apfelbaume. Es ließ sich von den Blüthen beregnen und sah sich in die hellen Augen. Ein stattliches Paar, der Hein Petersen und die Metta Bomann. Die beiden Kirchspiele hatten lange kein schöneres gesehen."

„Gottlob, daß ich Dich habe!" sagte Hein und drückte ihre beiden Hände.

Sie nickte ihm freundlich zu.

„Und auf dem Drochtersmarkt wird es weltkundig!“ sagte er lachend.

„Drochtersmarkt!“ fiel sie ihm in das Wort. „Da ist es herrlich. Auf dem Drochtersmarkt wird getanzt einen ganzen Tag und eine ganze Nacht.“

Der Hein schüttelte mit dem Kopfe und sagte:

„Höre, Metta, das gefällt mir nicht. Als ich sagte: Gottlob, daß ich Dich habe, nicktest Du blos mit dem Kopfe, und als ich sagte, daß auf dem Drochtersmarkt unsere Verlobung gefeiert werden solle, hast Du nichts als Tanz und Narretheien im Kopfe. Für zwei junge Leute, die es ehrlich meinen, ist eine Verlobung ein ernstes Ding.“

Sie gab ihm die Hand und sagte mit tiefem Erröthen:

„Du hast wohl recht. Sei mir nicht böse. Es fuhr mir so durch den Sinn. Hat doch auch schon der Pastor in der Kinderlehre einmal zu mir gesagt: Ich sei ein flüchtiges Ding. Du mußt das so genau nicht nehmen, Hein Petersen.“

Er gab ihr einen Kuß und sagte herzlich:

„Ich denke nicht mehr daran; freue mich, daß ich Dich zur Frau kriege und sage Dir tausend Mal

gute Nacht. Ehe ich morgen früh auf das Feld hinausgehe, klopfe ich bei Dir an das Fenster."

Der ersehnte Markttag kam heran. Die Väter hatten am Vorabende desselben Alle, die zu der beiderseitigen Freundschaft gehörten, zur Verlobung bitten lassen. Es wurde gegessen und getrunken, Heil und Segen gewünscht und von der Hochzeit gesprochen, dann gingen die Meisten nach Hause. Braut und Bräutigam verließen die Wenigen, die noch hinter dem Kruge saßen, und Hein Petersen umarmte die Metta, indem er aus vollem Herzen rief:

„So bist Du nun vor Gott und aller Welt meine Braut!"

„Und Du bist mein Bräutigam."

„Weihnachten ist Hochzeit und dann ziehst Du zu mir in's Haus."

„Wir wollen eine tüchtige Wirthschaft anfangen, Hein Petersen. Du sollst Dein Wunder erleben. Habe mir das recht schon ausgedacht."

„Ich meinte, es könnte Alles so bleiben, wie es vom Großvater her gewesen ist. Mir hat es immer gut gefallen. Wir hatten unser Brod."

„Du bist mit Allem zufrieden, und läßt es Dir ruhig gefallen, wenn die Bauernsöhne vornehm auf Dich herabsehen. Solltest es ihnen lieber gleich thun."

„Wie macht man es, wie ein reicher Bauer zu leben, wenn man nur eines Käthners Sohn ist, Metta?“

„Ich will es Dir klar machen, Hein Petersen. Mein Vater hat mir gesagt, sobald die Hochzeit vorbei ist, giebt er uns sein Anwesen. Ich sollte es eigentlich nicht verrathen, aber Du weißt es nun einmal, und Dein Vater zieht zu dem meinigen. Das habe ich Alles ausgekundschaftet.“

„Du hast Dir viele Mühe gegeben, Metta.“

„Der Vater sagt mir Alles. Wir haben dann zwei Gärten, doppelten Acker und doppelten Viehstand. Es soll mit der Käthnerei schon ein Ende nehmen. Mein Vater hat ein gutes Stück Geld gespart. Es steht bei einem sichern Mann in Stade oder in Freiburg. Das wird gekündigt. Dein Vater hat auch einen Sack voll Kassendrittel. Wir können von all' dem Gelde ein tüchtiges Stück Land kaufen und in zwei Jahren haben wir so gut unsern Bauernhof zusammen, als die Nagels, die Smoltens und die Sylvesters, die jetzt für uns kein Auge und kein Ohr haben.“

Hein Petersen wußte nicht, was er sagen sollte. Er hörte das junge Mädchen an, die ihm eine Zukunft erschloß, in welcher nur von Reichthum und Wohlleben die

Rede war, das mit dem Augenblicke wuchs und zuletzt so anschwoll, daß für Haus und Herz nicht der geringste Raum übrig blieb. Er wollte der Metta am Verlobungsabende kein hartes Wort sagen, aber er fühlte sich bedrückt, und als endlich Metta sagte, daß sie eine Cariole anschaffen werde, mit eben solchen vergoldeten Engeln und Rosen, als die Frau Leidеckerin habe, die sich alle Sonntage nach der Kirche cariolen lasse, sagte er rasch:

„Nun höre auf, sonst verlangst Du noch einen Halbwagen, wie ihn der Herr Hofmedikus in Stade hat. Der Vater ruft; ich soll mit ihm nach Hause gehen. Gute Nacht, Metta, und wenn Du einen guten Rath von mir annehmen willst, jage den Hochmuthsteufel aus Deinem Kopfe, sonst richtet er ein Unglück darin an und das möchte uns theurer werden, als Dein Bauernhof, der in der Luft hängt. Gute Nacht, Metta. Morgen hole ich Dich zur rechten Zeit ab, um nach dem Markte zu gehen, weil es nun doch nicht anders sein soll.“

Hein Petersen ging, ohne seine Braut zu küssen. Metta blieb verdrießlich zurück. Sie war ihrem Bräutigam gut, aber die eigentliche, herzinnige Liebe, die in ihm wohnte, empfand sie nicht, und sie hätte auch irgend einen Andern mit vollen Taschen geheirathet,

wenn er sich um sie beworben hätte. Sie war hoch hinaus mit ihren Gedanken, die Metta Bomann.

Hei! Drochtersmarkt! Die Sommerfreude des Kehdinger Landes von dem Außendeiche an bis tief hinein an die Wettern, wo die Moorleute aus ihren räucherigen Hütten treten und lustig zu Markte ziehen. Weiß glänzen die Zelte im Sonnenlicht. Die hölzernen Pferde im Carroussel und das abgemagerte Kameel, mit dem Affen auf dem Rücken, fliegen um die Wette in einem Kreise umher. Da sind Schänken mit der Fiedel und der Trompete und den vollen Bierfässern für die Knechte und Mägde. In einem stattlichen Hause bringen sich Diejenigen unter, die für etwas Rechtes gelten wollen, und suchen sich in gezuckertem Wein und heißem Punsch zu überbieten. Aber auf der Landesherberge haben die Herrenleute mit ihren Weibern und Töchtern Quartier genommen und führen dort ausschließlich das Regiment. Es wagt sich nicht leicht Einer in diesen Kreis, der nicht dahin gehört, und wenn er es thut, wird er so lange schief angesehen, bis er freiwillig sich entfernt und Gott dankt, daß er draußen ist.

Metta Bomann war mit ihrem Bräutigam Hein Petersen zu Markte gegangen und die Väter mar=

schirten hinterdrein. Die grünen und rothen Cariolen fuhren an dem jungen Paar vorüber und es minderte durchaus nicht den Verdruß der Dirne, daß ihr Bräutigam sie damit gutmüthig neckte. Sie ging hierhin zum Tanze und dorthin, aber nirgend wollte es ihr gefallen. Den beiden Alten wurde es endlich zuviel und sie sagten, halb ärgerlich, halb lachend: „Macht, was Ihr wollt; wir bleiben hier sitzen." Und damit faßten sie Posto.

„Und wir könnten einmal nach dem Jakob Rösing hinüber sehen!" sagte Metta halblaut, denn sie traute sich nicht recht, mit der Sprache herauszugehen.

Jakob Rösing war der Wirth in der Landesherberge. Diese ist in den Kirchspielen der Hannoverschen Marschen ein stattliches Gebäude, woselbst auch die Gemeinde-Versammlungen und die Gerichtstage abgehalten werden. Er war ein hochmüthiger Hans, dieser Jakob Rösing, und dünkte sich kaum weniger, als die reichen Bauern, die bei ihm einkehrten.

„Was fällt Dir ein?" sagte Hein Petersen verdrießlich. „Dort haben wir nichts zu suchen und lieber gehe ich ganz und gar nach Hause."

Die Metta machte ein finsteres Gesicht. Zwischen ihren Augenbrauen zog es sich zusammen, als ob ein Unwetter losbrechen sollte. Aber sie besann sich zur

rechten Zeit eines Bessern und gab klein bei. Die Wolke des Unmuthes schwand. Die Augen leuchteten hell und herzige Worte flossen von den Lippen. Und sie war dreifach schön die Metta, wenn sie lustig war. Der Hein empfand es oft und an diesem Abend auf dem Markte zu Drochtersen doppelt. Er gab ihren Bitten und Liebkosungen zärtlich nach und sagte:

„Gut. Wir wollen hingehn. Aber Du wirst sehen, es kommt nichts Gutes dabei heraus und wir wären besser davon geblieben."

Die Metta lachte ihn an und scheuchte das letzte Bedenken hinweg, indem sie ihm mit der Hand über die Stirn fuhr und ihm einen Kuß gab. Arm in Arm betraten sie die große Diele in der Landesherberge, wo sechs Stader Hautboisten einen englischen Walzer spielten, und im Umsehen waren sie mitten unter den Tanzenden.

In den hintern Stuben saßen die Vollbauern mit ihren Weibern bei'm abendlichen Trunk und sahen von ferne dem Tanze des jungen Volkes zu. Die edlen spanischen und portugiesischen Weine waren dort heimisch, wie auf den rheinischen Dörfern der Schoppen, und auf den Kartenblättern lagen neben den silbernen Kassendritteln die goldenen Pistolen. König Pharao war in diesen Räumen zu Hause.

Ein alter Bauer nahm einen bedächtigen Schluck aus dem Kelchglase, das mit goldschimmerndem Madeira gefüllt war, und sagte zu seinem Nachbar:

„Wer ist der Jungkerl, der eben seine zwanzig Pistolen verspielt hat und sich nun zum Champagner hinsetzt, als ob es gar nichts wäre? Hätte ja auch Champagner trinken können. Was ist es für Einer?“

„Das ist der junge Herr von Bossel aus Neuhaus,“ war die Antwort. „Er heißt Franz, wie sein Vater, und hat dessen brottes Wesen ganz und gar.“

„Hat er es denn dazu?“

„Das will ich meinen. Wo seid Ihr in der Marsch groß geworden, daß Ihr die Bossels von Neuhaus nicht kennt? Zwei freie Bauernhöfe haben sie im Freiburgischen, ein großes Moor an der Oste und dabei treiben sie einen Kornhandel, als hätten sie kein anderes Geschäft auf Erden. Der junge Mensch kann jeden Abend hundert Pistolen verspielen; man merkt es seinem Beutel nicht an.“

Der Bauer verzog bei diesem Berichte das breite Maul zu einem Lächeln und war zuletzt ganz Sonnenschein.

„Ein respektabler junger Mann!“ sagte er, aufstehend. „Habe einen Vetter in Neuhaus und will ihn anreden.“

Aber ehe es ihm noch gelang, seinen Vorsatz auszuführen, sprang der junge Franz von Bossel auf, warf die leergetrunkene Champagnerflasche um und lief nach der Hausdiele, wo unter den Tänzern eine unruhige Bewegung entstand.

Der Walzer, dem sich Hein und Metta bei ihrem Eintreten sofort angeschlossen hatten, war vorüber. Ein hochaufgeschossener Vollbauernsohn, der sich ihnen zunächst befand, hatte sich über Beide geärgert und fuhr auf Hein Petersen los. Dieser hielt den ersten Sturm aus und sagte dann ziemlich gelassen:

„Ich weiß nicht, wie Einer Etwas vor dem Andern voraus haben will in einem Hause, wo wir mit gleichem Gelde zahlen müssen. Geht Ihr Euern Weg und laßt mich den meinigen gehen, dann kommen wir in Frieden auseinander.“

Der Lärm wurde größer. In einem Raume, wo die Trinker tanzen und die Tänzer trinken, geht nicht leicht ein scharfes Wort unbeachtet verloren. Der Käthnersohn aus Ritsch und der reiche Gutsbesitzersohn aus Neuhaus trafen zusammen und waren bald hart an einander. Um Beide bildete sich ein dichter Kreis, der mit steigender Spannung des endlichen Ausganges harrte.

Metta war in großer Angst. Sie machte sich

von den jungen Leuten los, welche sie zurückhalten wollten, drängte sich durch den dichten Kreis und riß Hein Petersen am Arm zurück:

„Du sollst Dich nicht schlagen. Wir wollen nach Hause gehen. Ach, dieses Unglück! Wer hätte das gedacht?“

„Ich habe es Dir vorher gesagt!“ entgegnete Hein Petersen. „Nun gehe ich nicht vom Platze, bis ich mein Recht habe. Ich verlange von Niemandem Etwas, was mir nicht gebührt; aber von meinem Rechte lasse ich mir Nichts nehmen.“

„Wer ist die Dirne?“ fuhr Franz von Bossel auf und warf trotzig den Kopf in den Nacken. Die Metta sah ihm gerade in das Gesicht und entgegnete rasch:

„Metta Bomann heiße ich, wenn Ihr es durchaus wissen müßt, und da steht Hein Petersen, mein Bräutigam. Er ist ein starker Bursche, der Nichts auf sich sitzen läßt, darum rathe ich Euch im Guten, haltet Frieden mit ihm, sonst geht es Euch schlecht.“

„Sehe mir Einer die Dirne an!“ rief Franz von Bossel lachend. „Ich glaube, die wäre sogar im Stande, meinem Herrn Vater Trotz zu bieten, was Keine wagte, so lange er noch die Beine rühren konnte. Höre, Metta Bomann; es gefällt mir, daß Du keine

Furcht vor mir hast. Mag es wohl leiden, wenn Eine tüchtig aufbegehrt. Die Dirnen sind sonst leicht kirre und furchtsam den schmucken Burschen gegenüber."

„Wenn Ihr Euch für einen schmucken Burschen haltet," sagte Metta schnippisch, „so bin ich eine hübsche Dirne und es geht in Eins hin."

Franz von Bossel lachte laut auf und näherte sich der Metta auf eine Weise, die nicht mißzudeuten war, indem er ausrief: „Bevor ich das zugebe, muß ich Dich erst näher ansehen!" Aber ehe er noch den Arm um ihren Leib schlingen konnte, stand Hein Petersen dicht vor ihnen und sagte warnend:

„Hand von der Dirne! Sie ist mein."

„Was untersteht sich der Flegel?" fragte Franz von Bossel im hohen Ton. „Weißt Du, Bursche, wer ich bin und was Du bist?"

„Ihr seid wahrscheinlich irgend ein reicher Hans, der mit dem Gelde seines Vaters in der Tasche klimpert," sagte Hein Petersen, mit Mühe an sich haltend. „Ich bin nur eines armen Käthners Sohn, den Ihr über die Achseln anzusehen gewohnt seid. Aber in diesem Dinge sind der Tagelöhner und der Vollbauer sich gleich. Keiner hat vor dem Andern etwas voraus."

Ein Murren, das sich erhoben hatte und rasch

zunahm, gab Kunde von der Stimmung, die unter den Leuten herrschte, welche die Gruppe umdrängten. Es mochte dem jungen Uebermuth bedenklich erscheinen, seinen Gegner noch zu reizen, und er fand es gerathener, einzulenken. Aber die schöne Dirne, die sein Herz schlagen und ihm den Kopf heiß machte, wollte er auch nicht fahren lassen und setzte Alles daran, in ihrer Nähe zu bleiben.

„Wir wollen keine Narren sein und uns die Köpfe blutig schlagen, wobei nichts herauskommt," sagte er, sich bezwingend, zu Hein Petersen. „Mir fällt es nicht ein, Dir Deine Dirne abspänstig zu machen. Aber ansehen kann ich sie doch und einen Tanz mit ihr wirst Du mir auch nicht verwehren. Das ist m e i n Recht und darauf bestehe ich."

„Und wenn ich es nicht haben will?"

„Dann müßt Ihr Beide hinaus."

„Warum?"

„Wenn eine Dirne einen Tanz versagt," nahm ein Dritter das Wort, „darf sie mit keinem Andern tanzen und muß den Tanzboden verlassen. So ist es Herkommen hier und daran halten wir fest."

„Das thun wir!" stimmten Viele bei und Franz von Bossel fragte, seine funkelnden Augen auf die Metta Bomann gerichtet:

„Sage, schöne Metta, willst Du mir einen Tanz schenken? He? Einen tüchtigen Geschwindwalzer, oder einen Galopp, worin wir den Leuten zeigen können, was wir gelernt haben?“

Die Metta, welche halb mit Scheu, halb mit Wohlgefallen auf den jungen Franz schaute, sagte rasch:

„Wenn ich dadurch den Frieden erhalten kann, will ich wohl mit Euch tanzen.“

Hein Petersen trat dazwischen und sagte abwehrend:

„Und ich will es nicht leiden.“

„Du willst es nicht leiden?“ fragte Metta und wurde feuerroth vor Schaam, daß ihr in Gegenwart so vieler Menschen Etwas verboten wurde. „Höre, Hein Petersen, noch bist Du nicht mein Mann und hast mir also nichts zu verbieten. Wenn Du Deinen Kopf aufsetzen willst, setze ich auch den meinigen auf und nun gerade will ich mit dem Herrn tanzen.“

„Das ist recht, Dirne!“ lachte Franz von Bossel. „Lasse Dir im Brautstande nichts gefallen, desto besser hast Du es nachher in der Ehe.“

Er trat an den Musikantentisch, warf einen großen dänischen Thaler darauf und rief:

„Den schnellsten und lustigsten, den Ihr habt.

Der Franz von Bossel und die schöne Metta wollen zeigen, was sie können."

Dahin flogen sie im Tanze. Hein Petersen wollte es hindern; aber die Umstehenden, die ihre Freude an dem Lärmen hatten, hielten ihn theils mit Güte, theils mit Gewalt zurück. Kein anderes Paar hatte sich Jenen angeschlossen; sie walzten ganz allein, der ausschließliche Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit. Hein Petersen folgte dem Paar mit seinen Augen. Es kochte in ihm und er suchte umsonst, seiner Erregtheit Herr zu werden. Einer aus seiner Umgebung flüsterte ihm zu:

„So geht es, wenn die Vollbauern und die Käthner zusammen kommen. Was, zum Teufel, hattest Du hier zu suchen? Was willst Du nun Anderes machen, als wie ein begossener Hund vom Platze gehen, wenn der Unband seinen Willen gehabt hat?"

Hein Petersen sah den Fragenden mit blitzenden Augen an und sagte:

„Mein Recht will ich. Und wenn ich es hier nicht kriege, werde ich es mir holen, wo ich kann und weiß."

„Dann suche Dir nur den Advokatenschreiber Willig auf," entgegnete Jener. „Wenn irgend ein Mensch in unsern Marschen lebt, der aus Tag Nacht

macht und umgekehrt, ist er es. Und wenn es überhaupt geschehen kann, daß in einem Streite, den ein Vollbauer anfängt, der Tagelöhner sein Recht kriegt, wird er es Dir verschaffen. Aber ehe das geschieht, fallen Ostern und Pfingsten mit dem heiligen Christ zusammen."

Der Walzer war zu Ende und Metta Bomann hing athemlos an dem Arm ihres Tänzers. Hein Petersen hatte sich losgemacht und forderte sie mit scharfen Worten auf, mit ihm zu kommen.

„Bist Du bei Troste?" entgegnete Franz von Bossel. „Glühend, wie sie ist, soll sie in die kalte Nachtluft hinaus? Sie könnte den Tod davon haben. Im Uebrigen ist es das Recht des Tänzers, dem Mädchen, mit dem er tanzte, einen Trunk anzubieten, und da Du so sehr für Dein Recht besorgt bist, wirst Du mir das meinige nicht verkümmern wollen. Komm, Metta! Wir wollen uns etwas auffrischen und Dein Bräutigam kann mit uns trinken, dann geht Alles ehrlich und ehrbar zu."

Franz von Bossel führte die sich nur leicht sträubende Dirne an den nächsten Tisch. Jakob Rösing, der seine reichen Gäste keinen Augenblick aus den Augen ließ, hatte den erhaltenen Wink verstanden und stellte eine Flasche Champagner auf den Tisch. Hei,

wie die Metta zusammenfuhr, als der Pfropfen knallend in die Luft flog! Wie sie nicht wußte, was sie sah und hörte, als der weiße Gischt in den langen Liliengläsern schäumte und wie ein wollüstiger Schauer durch ihre Glieder flog, als sie die ersten Tropfen dieses Zaubertrankes über ihre Lippen brachte.

„Frisch, noch eins, Metta!“ sagte Franz einschenkend. „Das schmeckt beinahe so süß, als ein Kuß von den süßesten Lippen. Trink', Dirne, und stoße mit mir an auf gute Freundschaft. Es ist schon der Mühe werth, den Franz von Bossel zum Freunde zu haben.“

Metta Bomann folgte der Aufforderung und leerte das Glas in einem Zuge. Hein Petersen, der sich nur von der Uebermacht bisher zurück halten ließ, sprang wüthend an den Tisch. Der heiße Grog, den er an der Schenke in sich hineingegossen hatte, that seine Wirkung. Er ließ die geballte Faust so schwer niederfallen, daß Flaschen und Gläser durcheinander klirrten.

„Zum letzten Male frage ich Dich, ob Du mit mir nach Hause gehen willst, oder nicht?“

Metta Bomann sah erschrocken auf den Halbtrunkenen und konnte kein Wort über die Lippen bringen. Franz von Bossel trat für sie ein und sagte lachend:

„Sie wird nicht thöricht sein und mit einem Halbtrunkenen die Dorfstraße entlang torkeln. Besser, Du setzest Dich zu uns und machst Deinen Rausch voll. Da hast Du ein Glas."

Hein Petersen ergriff das ihm dargebotene Glas und warf es dem jungen, übermüthigen Gesellen, der ihn so arg verhöhnte, in's Gesicht:

„Verdammt der Tropfen, den ich von Dir annehme! Gieb mir die Dirne los, rathe ich Dir im Guten, oder ich vergreife mich an Dir!"

„Betteljunge!" schrie Franz von Bossel, der über den ihm geschehenen Schimpf außer sich war. Er griff nach seiner Reitpeitsche und den Hein Petersen mit dieser um die Ohren schlagend, knirrschte er:

„Betteljunge! Da hast Du Deinen Bettelpfennig!"

Aber kaum berührte die Peitsche das Gesicht des Käthnersohnes, als dieser, wie ein wild gewordener Bär auf den Jungherrn zusprang und ihn mit den Händen an der Kehle packte. Die Nägel krallten sich fest in das Fleisch und Franz von Bossel wäre dem Angriff des Wüthenden erlegen, wenn nicht schleunige Hülfe herbeigekommen wäre. Man trennte die beiden Wüthenden. Hein Petersen lag am Boden und suchte sich loszuwinden. Der Jungherr stieg auf den Tisch und rief nach dem Büttel und dem Schließer. Metta Bomann

sank tief erschüttert in Ohnmacht und ein Paar mitleidige Frauen führten sie in eine nahe gelegene Stube.

Jakob Rösing, der Wirth zur Landesherberge, die zugleich die höchste Gerichtsstube des Dorfes war, hatte nach dem Kirchspielsboten geschickt und dieser, der zugleich der Gerichtsdiener war, erschien mit dem nöthigen Beistande.

„Was soll's?“ fragte er gravitätisch, sich auf seinen langen Stock stützend.

„Greift den Mann da, Jürgen,“ sagte Jakob Rösing. „Er hat den Marktfrieden gebrochen und gehört in's Loch, bis weiter über ihn verfügt wird. Wasser und Brod, nicht zu reichlich, und ein Bund Stroh. Und schließt von Außen fest zu. Er ist ein verwegener Gesell und könnte ausbrechen wollen.“

„Das Handwerk wird ihm gelegt werden!“ sagte Jürgen der Kirchspielsbote, und winkte seinen Helfershelfern. Hein Petersen wich der Uebermacht. Seine Kräfte verließen ihn und er ließ Alles über sich ergehen. Nur ein dumpfes Stöhnen gab Kunde von den Empfindungen, die sein Inneres bewegten.

Jakob Rösing trat zu Franz Bossel und sagte ganz unterwürfig:

„Dem Taugenichts soll sein Recht werden, auf welches er pocht, darauf könnt Ihr Euch verlassen.

Ich habe mit eigenen Augen die Beleidigung gesehen, die er Euch anthat, und habe Zeugen vollauf. Den bringen wir nach Celle in's Zuchthaus, wenn nicht noch weiter. Ihr aber, Herr von Bossel, seid gewiß ermüdet und wollt Euch ausruhen. Oben habe ich eine ruhige Stube . . ."

„Gut, Jakob Rösing! Das nehme ich an. Satan von einem Kerl! Er hat mir die Kehle so fest zugedrückt, daß ich noch nicht ordentlich Athem holen kann. Gute Nacht, Leute; gute Nacht."

Er stieg, von dem Wirth geleitet, in das obere Stockwerk hinauf.

Von dem unerwarteten Lärmen aus ihren behaglichen Zechgelagen aufgestört, verließen die Herrenleute sammt ihren Frauen und Töchtern in größter Verstimmung die Landesherberge und riefen nach ihren Pferden. Auch in den übrigen Schänken verstummten allgemach die Fiedel und die Clarinette und das aufgeregte Volk wankte singend und lärmend auf den verschiedenen Wegen heim.

Drochtersmarkt war vorüber.

Am andern Morgen herrschte große Verwirrung überall. Hannes Petersen und Detlev Bomann hatten Abends vergeblich nach den Kindern geforscht und

traten endlich den Heimweg an, in der Meinung, daß Beide nach Hause gegangen wären. Aber eine große Angst kam über die alten Männer, als sie die Ihrigen nicht fanden. Der Eine lief zu dem Andern und auf dem halben Wege begegneten sie sich.

„Sind sie bei Dir?“ fragte Detlev Bomann und Hannes Petersen antwortete:

„Ich glaubte, sie wären bei Dir. Gott gebe, daß ihnen kein Unglück zugestoßen ist.“

Unter Klagen und Stöhnen ging die Nacht vorüber. Am Morgen kam die Leidedeckerin in ihrer bunten Cariole, um welche Metta sie so oft beneidete, bei dem Detlev Bomann vorgefahren. Sie brachte ihm die Tochter, die sich von dem gehabten Schrecken nur nothdürftig erholt hatte und sich kaum auf den Füßen halten konnte. Dabei erzählte die Frau von den Ereignissen des gestrigen Abends so Vieles und brachte Alles so wirr und verworren durcheinander, daß dem Hannes Petersen angst und bange wurde und er ausrief:

„Ich will nach Drochters und meinen Sohn holen. Wenn er Etwas wider die Ordnung gethan hat, ist er gewiß dazu gereizt worden; denn selbst fängt er nicht an; darauf kenne ich ihn.“

„Das thut, Hannes Petersen,“ sagte die Leidedeckerin,

indem sie wieder in ihre Cariole stieg. „Allein ich glaube, daß Ihr den Sohn nicht frei kriegen werdet. Der Franz von Bossel ist ein eigensinniger Herr und der Advokat Völkert sagte heute Morgen bei der Abfahrt, wenn es klug angefangen würde, käme Euer Junge in Jahr und Tag nicht los."

„Das wollen wir sehen!" sagte Hannes Petersen und machte sich sofort auf den Weg. Aber die Leideckerin hatte wohl Recht gehabt. Es half ihm nichts, daß er, wie der Bauer dort zu Lande sagt, von Herodes nach Pilatus ging. Er wurde von dem Advokaten und seinem Schreiber mit Achselzucken auf den nächsten Gerichtstag vertröstet und erlangte es nur mit vieler Mühe und reichlichem Gelde, daß er von dem Kirchspielboten Jürgen die Erlaubniß erhielt, in seiner Gegenwart den Sohn zu sehen.

„Ich that nichts Unrechtes, Vater," sagte Hein Petersen ruhig. „Kein ehrlicher Kerl hätte es anders gemacht und darum sehe ich dem Gericht ohne Herzklopfen entgegen. Dort muß es ja an den Tag kommen. Was sagte Euch die Metta?"

„Nichts!" entgegnete Vater Hannes. „Wir haben sie gefragt, was wir konnten, der Detlev Bomann und ich; aber es war kein Wort aus ihr herauszubringen."

„Sie konnte Euch auch nichts sagen, außer etwas

Unrechtes und das thut die Metta nicht, darauf kenne ich sie," sprach Hein Petersen mit einem trüben Lächeln. „Hätte sie von dem Hochmuthsteufel gelassen, der die Klaue nach ihr ausstreckte, wäre es nicht dahin gekommen; aber alles Warnen ging in den Wind. Ich will es Euch haarklein erzählen, Vater . . ."

„Nichts da!" warf der Kirchspielbote dazwischen. „Das kann ich nicht zugeben. Ich habe mich — was schon wider meine Amtspflicht ist — von Euch verleiten lassen, Euch zusammen zu bringen. Es geschah aus Menschenliebe, damit der Vater sieht, daß dem Sohne nichts fehlt und daß ihm keine Ueberlast geschieht. Weiteres aber darf nicht mit einem Gefangenen, der criminalisch sitzt, auch nicht in Gegenwart von Zeugen gesprochen werden."

Hannes Petersen wollte auffahren, allein der Sohn sagte:

„Bezähmt Euch, Vater, und laßt dem Rechte seinen Lauf. Ich habe nichts gethan, als was mir zu thun gebührte. Und wenn sich heute dieselbe Geschichte ereignete, würde ich kein Haar breit anders handeln, als gestern. Wenn mich etwas verdrießt, ist es, daß Ihr nun die Arbeit allein thun müßt und Euere alten Knochen nicht ruhen könnt. Grüßt die Metta von mir und sagt ihr, ich vergäße Alles, weil ich sie gar so

lieb hätte. Sie soll nur von dem Hochmuthsteufel lassen." Hört Ihr, Vater Hannes; sagt ihr das und prägt es ihr recht fest ein, daß sie demüthig wird und bescheiden, wie es einer niedern Magd zukommt, sonst wird es ihr Unglück und unser Aller."

Vater und Sohn trennten sich. Als Hannes Petersen nach Hause kam und zu dem Nachbar hinüberging, um die Botschaft des Sohnes auszurichten, that sie ganz erbärmlich und schwur hoch und theuer, daß sie unschuldig und sich keines Unrechtes bewußt sei. Es kostete viele Mühe, von ihr zu erfahren, was denn eigentlich am Abend vorher geschehen war. Als sie es unter Weinen und Schluchzen mittheilte, hatten die Väter große Ursache, den Aussagen des Hein Petersen Glauben zu schenken und der Metta ihren Leichtsinn, der die schlimmsten Folgen haben könnte, hart zu verweisen.

Es war an demselben Morgen zu einer ziemlich späten Stunde, als der junge Herr Franz von Bossel in der Landesherberge zu Drochters aus dem Rausche erwachte, den er sich am Abend vorher angetrunken. Es bedurfte einiger Zeit, bevor er sich die Ereignisse klar machte, dann aber schlug er ärgerlich mit der Faust auf den Tisch und sagte:

„Der verdammte Kerl! Warum drückte ich ihm

nicht gleich den Hirnschädel ein? Hätte es schon um mich verdient. Aber was nicht ist, kann noch werden, und die Dirne, die Metta, oder wie sie heißt, nehme ich ihm vor der Nase weg, ohne daß er nur mucksen darf. Wozu braucht ein dummer Kossäthenjunge solche schmucke Braut? Für Seinesgleichen laufen genug mit dem Melkeimer auf den Kuhweiden umher. Wer kratzt da an der Thür? Herein!"

Die Thür öffnete sich und herein trat ein dürres, in einen blauen Oberrock geknöpftes Männchen. Er blieb auf der Schwelle stehen, wie ein Fragezeichen, dem der Punkt verloren ging, und klammerte sich fest an ein Aktenstück, das er unter dem linken Arm hielt. Auf den barschen Zuruf des Herrn trat das Männchen näher und sagte, sich abermals verneigend:

„Einen schönen Empfehl von dem Advokaten Völkert, meinem Prinzipal, und er schickt hier die Rechnung, sammt den Belägen, von denen er gestern mit dem jungen Herrn von Bossel sprach."

„Gut. Lege Er es nur dorthin; ich will es nachher ansehen und meinem Vater darüber schreiben. Läßt mir Sein Prinzipal sonst noch Etwas sagen?"

„Meint Herr von Bossel die Geschichte mit dem Käthnerssohne aus Ritsch, so wäre darüber Manches mitzutheilen."

„Dann gebe Er es von sich. Was soll Er mir bestellen? Hm! Sein Prinzipal hätte auch selbst kommen können. Er wird von uns für seine kleinen Dienste gut genug bezahlt.“

„Würde auch gewiß seiner Schuldigkeit nachgekommen sein,“ sagte der Schreiber geschmeidig. „Aber er hat einen bösen Stockschnupfen bekommen und läßt sich durch mich gebührend entschuldigen. Ueberdieß — meint Herr Völkert — ließe sich auf dem gewöhnlichen Wege nicht viel thun. Es müßten schon manche Nebenstraßen eingeschlagen werden und da wäre nun ich — meint Herr Völkert nochmals — der rechte Wegweiser.“

„Nun, so spreche Er von der Leber weg!“ rief Herr von Bossel während des Ankleidens.

„Das will ich mit des jungen Herrn Erlaubniß thun und bitte nicht ungütig zu nehmen, wenn ich zu meiner Information einige Fragen vorlege. War gestern Abend auf eine halbe Stunde in der Landesherberge und habe Dies und Das bemerkt, worüber ich eine nähere Auskunft bedarf. Es war dort die schöne Metta Bomann aus Ritsch . . . .“

„Das ist die Dirne, mit der ich Champagner trank!“ rief Franz von Bossel lebhaft. „Ich habe noch keine gesehen, die so schnell gelernt hätte, Cham=

pagner zu trinken, als diese. Und tanzen kann sie! Tanzen, wie die Komödianten in Hannover. Aber was geht das Ihn an?"

„Ich entnehme daraus," entgegnete der Schreiber, „daß der junge Herr die Metta gern hätte und sie dem Bauerlümmel nicht gönnt, für den sie auch viel zu gut ist . . ."

„Aber es ist seine Braut. He?"

Der Schreiber hielt einen Moment inne und sagte dann:

„Bin hierorts zu Hause. Mein Vater war der Schneider Willig und wir kennen alle Menschen in der Runde, der Vater und ich. Die Metta Bomann ist ein leichtes, hoffährtiges Ding, die trotz ihrer Brautschaft herum zu bringen ist, wenn ihr der gehörige Sand in die Augen gestreut wird."

„Hier in der Marsch giebt es keinen Sand."

„Wir könnten eine Fuhre von der Geest herunter kommen lassen," sagte der Schreiber, mit den Augen blinzelnd.

„Er scheint mir ein pfiffiger Bursche zu sein und möchte auch wohl einigen Sand in die Augen gestreut haben?" sagte Franz von Bossel und legte eine Doppelpistole auf den Rand des Tisches.

Das Goldstück war blitzschnell verschwunden und der Schreiber antwortete geschmeidig:

„Für solche Diäten geht man durch Feuer und Wasser. Was mir Herr von Bossel befiehlt, soll blindlings geschehen und ich stehe von jetzt ab zu Dero alleiniger Verfügung, da mein Prinzipal mir zu dem Zwecke, Euch zu bedienen, einen unbeschränkten Urlaub ertheilt hat. Merkt der Herr nun, warum der Advokat nicht selbst gekommen ist?“

„Gut das, Mosje. Ich nehme Seine Dienste an . . . Wie heißt Er?“

„Willig, zu dienen. Und nicht nur dem Namen nach, sondern in der That bin ich willig zu Allem, was meinem Patron nützlich werden kann. Und um dem Herrn kräftig dienen zu können, muß ich wieder auf den nichtsnutzigen Kerl, den Hein Petersen, zurückkommen. Ich spreche gerade heraus, wie die Sache liegt, Herr. Mir ist genau bekannt, was geschah und wie der Bursche in das Loch kam. Nun, Herr, wenn er auch sonst nichts taugt, hat er doch nur sein Recht geübt, als er seine Braut für sich verlangte, und geschlagen hat er Euch erst, als Ihr . . . .“

Franz von Bossel unterbrach den Schreiber, der ihn beschuldigte, statt ihm beizustehen. Willig ließ den Sturm ausrasen und sagte:

„Dies soll nur dazu dienen, dem Herrn klar zu machen, was geschieht, wenn es nach dem alten Schlendrian geht. Wir müssen den Burschen zuletzt laufen lassen, wenn er drei Tage wegen Bruch des Marktfriedens gesessen hat. Damit ist Euch aber nicht gedient. Darum meint Herr Völkert . . . .“

„Was meint er?“ fuhr Franz von Bössel ungeduldig dazwischen und Willig antwortete:

„Oder vielmehr, ich meine. Der Herr Prinzipal will mit der ganzen Geschichte nichts zu thun haben, von wegen der Verantwortung und wenn sie ihm den Reinigungseid zuschieben, den er schwören muß, daß er in dem ganzen Handel nicht verwickelt war.“

„Komme Er endlich zum Ziele!“ rief mit steigender Ungeduld Franz von Bossel.

„Bitte den werthen Herrn, sich ganz auf mich zu verlassen. Stehe jetzt in Dero Sold und Brod und Dero Interessen sind die meinigen,“ entgegnete Willig geschmeidig. „Ehe ich aber einen wirksamen Rath geben und ihn zur That werden lassen kann, muß ich Mancherlei erwägen, was noch nicht klar vor meinen Augen liegt. Bitte daher um ein wenig Geduld. Zur Zeit der Abenddämmerung komme ich wieder und hoffe dann die Angelegenheit vollends in's Reine zu bringen.“

Schreiber Willig hielt Wort. Zur bestimmten Stunde erschien er bei dem jungen Herrn von Bossel, der sich mit ihm einschloß, und die geheime Unterredung, welche Beide mit einander hatten, wollte kein Ende nehmen. Als endlich der Schreiber um zehn Uhr Abends die Treppe herabkam und der Wirth der Landesherberge, Jakob Rösing, neugierig an ihn herantrat, sagte er:

„Gute Nacht, Meister Rösing, und laßt Euch die Zeit nicht lang werden, bis wir uns wiedersehen. Ich gehe morgen mit einer Extrajolle nach Hamburg und habe Lust, daselbst eine Zeit lang nach meinem Belieben flott zu leben. Mein bisheriger Prinzipal, der Herr Völkert, hat mich entlassen, und da es mir auf dem Lande nicht mehr gefällt, will ich es in der großen Stadt versuchen. Brauchen dort auch Schreiber bei den Advokaten und wenn Ihr meines Beistandes bedürftig wäret . . . Nun, gute Nacht, Meister Rösing. Morgen um sechs Uhr kommt die Fluth und ich habe noch nichts eingepackt.“

Mit diesen Worten ließ der Schreiber den Gastwirth stehen. Aber er ging nicht nach Hause, um das Einpacken zu besorgen, das ihm eben noch dringend nothwendig erschien, sondern er suchte das kleine Haus, in dessen Keller sich das Gefängniß befand. In diesem

Hause hatte der Kirchspielbote seine Wohnung. Auch hier dauerte die geheimnißvolle Unterhaltung ziemlich lange und als Beide von einander schieden, sagte der Schreiber Willig mit salbungsvollem Ton:

„Ihr mögt glauben, daß es so am besten für Alle ist. Ein solcher hochfahrender Bursche, der im Grunde nichts hat und nichts ist, würde noch viele Unordnungen veranlassen und dem Kirchspiel manche Verlegenheiten bereiten. Darum mag er draußen in der Welt sein heißes Blut abkühlen oder es ganz und gar verbrennen. Wir wollen ihm das selbst überlassen. Nun, Adjes, bis auf Wiedersehn. Wünscht mir eine gute Reise und einen glücklichen Erfolg. Es kommt uns Beiden zu Gute."

Sie trennten sich.

Mehrere Tage verstrichen, ohne daß sich in der Angelegenheit Etwas rührte. Bis zum eigentlichen Gerichtstage ging noch einige Zeit in's Land und ein besonderes Verhör wollte man mit dem Hein Petersen nicht anstellen, obgleich es ein großes Gerede gab, indem sich täglich mehr die Meinung verbreitete, es sei unerhört, einen Menschen, um einer solchen Lumperei willen, so lange im Gefängniß sitzen zu lassen, ohne ihn einmal zu vernehmen. Es machte böses Blut unter den Leuten, und man zischelte sich sehr uner=

bauliche Dinge zu, die stets lauter wurden. Der Vater war kaum noch zu bändigen und drohte mit Mord und Brand.

Franz von Bossel war noch immer da. Es schien, als ob sein Vater und das Geschäft in Neuhaus seiner durchaus nicht bedürften. Er behielt seine Wohnung in der Landesherberge und ließ sich daselbst nichts abgehen; es war ein flottes Leben. Dabei machte er häufige Ausflüge zu Pferde oder zu Fuß, allein stets nur nach einer Richtung. Er versuchte es auf alle Weise, die Metta Bomann zu sehen. Die Leidenschaft, welche er für diese Dirne empfand, wurde immer stärker. Aber alle seine Bemühungen waren umsonst. Der Vater bewachte sie gut; sie war für Niemand sichtbar. Diese Strenge reizte die Dirne, die an ein freies, ungebundenes Leben gewöhnt war. Sie wurde immer heftiger und trotziger.

Da wurden Drochters und die angränzenden Kirchspiele durch ein nicht erwartetes Ereigniß aus dem gewohnten Treiben aufgeschreckt. Der Kirchspielbote Jürgen kam barhäuptig, mit dem ersten Morgengrauen in die Landesherberge gelaufen und schrie:

„Er ist fort! Er ist fort!“

„Wer ist fort?“ fragte der Wirth und der Jürgen entgegnete ihm:

„Wer anders, als der Hein Petersen. Die Thür, welche in das Hundeloch führt, worin er saß, ist von innen aus den Angeln gesprengt und aus dem eisernen Gitter, durch welches das Licht fällt, sind drei Stangen gebrochen. Der Kerl hat gemerkt, daß am Sonnabend der Gerichtstag ist und daß es ihm an den Kragen gehen wird. Bringt es nur überall herum, damit ihm nachgesetzt werden kann; ich will es auch thun. Wie wird es mir gehen? Und ich bin doch ganz unschuldig.“

Die Flucht machte kein geringes Aufsehen. Er war fort. Niemand wußte, wohin? Helfer mußte er gehabt haben. Aber wen? Der Kirchspielbote beschwor, daß er unschuldig sei. Er habe fest geschlafen und nicht das Geringste gehört. Zunächst fiel der Verdacht auf den Vater. Allein dieser war krank und der Kirchspielarzt versicherte auf seinen Amtseid, daß der Hannes Petersen seit dreien Tagen das Bett nicht verlassen habe. Die Nachforschungen waren bald am Ende und das Gericht beruhigte sich auffallend schnell bei der Sentenz, daß in dieser Angelegenheit vorläufig nichts Weiteres zu ermitteln sei. Aber insgeheim liefen mancherlei Gerüchte um, die auf einen andern Punkt hinführten, wenn sich nur Jemand von Einfluß be-

müht hätte, der angedeuteten Spur zu folgen. Es fiel aber Keinem ein.

Ein ältlicher Mann, der nicht weit von dem Hause des Kirchspielboten in der Dachkammer eines Häuslers wohnte, wachte über Nacht auf und wurde durch ein dumpfes Geräusch an das nahe Fenster gelockt. Bei dem schwachen Lichte, das der Mond durch die fliegenden Wolken warf, gewahrte er mehrere Männer, die sich vor dem Hause des Kirchspielboten etwas zu schaffen machten. Er rief ihnen zu, was sie da wollten, allein sie antworteten nicht und gleich darauf waren sie verschwunden.

In selbiger Nacht war in der Scheune, die zu der Aßeler Hilkenschänke gehört, getanzt worden. Einer der Musikanten, die Fiedel unter dem Arm, gerieth nach Mitternacht, er wußte nicht zu sagen, wie, in den kurzen Außendeich, der den Aßeler Hafen einschließt. Dort sah er ein mit mehreren Männern besetztes Boot im Röhricht liegen. Er hielt es für ein Schmugglerfahrzeug und wollte sich auf's Lauschen legen. Aber der Branntwein, der in seinem Kopfe spukte, gewann die Oberhand und er schlief ein. Als er wieder aufwachte, waren Boot und Mannschaft auf der Straße ohne Spur verschwunden.

Ungefähr um dieselbe Stunde kehrte einer der

Deichgeschwornen von einem geschäftlichen Ausfluge zurück. Um die milde Nachtluft zu genießen, verließ er sein Gefährt und schlenderte auf dem Deiche nach Hause. In demjenigen Theil der Südelbe, der zwischen dem Aßeler Sande und der Südelbe liegt, bemerkte er ein rasch ruderndes Boot, das gegen den Strom arbeitete. Auf ein Ereigniß, das hierorts so gewöhnlich war, achtete er nicht weiter, als er mit einem Male einen lauten Klageton vernahm. Es war die Stimme eines Menschen, der in der höchsten Noth um Hülfe rief. Sie schien ihm von der Elbe her zu kommen; vielleicht aus dem Boote selbst, das mit solcher ungestümen Hast sich fortbewegte. Er horchte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit; allein der Ruf wiederholte sich nicht. Er hatte sich entweder geirrt, oder die Räuber hatten ihr Opfer bereits zum Schweigen gebracht.

Alle diese Ereignisse wurden zusammen gehalten, allein es wollte sich kein Ganzes daraus gestalten lassen. Hein Petersen war verschwunden und blieb es. Mit der Zeit wurde er und mit ihm die ganze Angelegenheit vergessen, außer von Denen, die so schwer davon betroffen wurden.

Bald nachher kam der Schreiber Willig zurück

von seinem Ausfluge und nahm stillschweigend seinen Platz in der Schreibstube seines früheren Herrn ein. Es hieß, der Schreiber habe in Geschäften des Prinzipals mehrere Orte im Holsteinischen, sowie Hamburg und sogar Lübeck besucht. Damit dies früher Keiner merken sollte, habe er seine Entlassung vorgegeben. Er ließ sich wenig in der Gemeinde sehen und äußerte auf eine desfallsige Anfrage eines Bekannten, er habe während seiner Anwesenheit Vieles versäumt, was nachgeholt werden müsse, und wolle es nun später wieder einbringen.

Dagegen liebte es der Schreiber Willig, einsame Spatziergänge zu machen, und auf einem solchen gerieth er wie zufällig auch bis an das Heckthor des Käthner Detlev Bomann. Er bot demselben, der dort auf- und abging, einen guten Tag und brachte die Rede auf den Verschwundenen. Die Braut wäre zu beklagen, meinte er, allein sie werde den Schlag, der sie betroffen habe, verwinden und dann werde sich ein anderer Freier finden, der vielleicht eben so gut, wo nicht besser, als der erste sei.

Der Detlev Bomann sah den Schreiber groß an, denn er glaubte in dem ersten Augenblicke, der Schreiber meine mit dem andern Freier sich selbst und war schon im Begriff, ihm tüchtig heimzuleuchten; allein

Willig brach das Gespräch kurz ab, warf noch einige allgemeine Redensarten hin und entfernte sich grüßend. Es schien ihm genug für ein erstes Mal.

Bald nachher erzählte man sich ein neues Geschichtchen, das gerade nicht erbaulich klang, allein eben darum glaubten es die Leute. Der Hein Petersen sei ausgebrochen, aber nicht ohne Hülfe. Mit der Metta Bomann habe er es nur zum Schein gehalten. Seine eigentliche Liebste sei eine Dirne vom Moor gewesen, die in Hamburg gedient habe und aller Ränke voll sei. Die Sippschaft dieser Dirne habe ihn aus dem Hundeloch befreit und er sei mit ihr nach Amerika entflohen. Auf diese Weise habe er sich nicht nur dem Richter entzogen, sondern sei auch eine Braut los geworden, aus welcher er sich nichts gemacht habe. Eine alte Botenfrau, die allwöchentlich mit dem Fährschiffe nach Hamburg fuhr, um für die Leute im Dorfe allerlei Einkäufe zu besorgen, wollte diese Geschichte dort mehrfach gehört haben und beschwor die Wahrheit derselben mit dem größten Eifer.

Hannes Petersen konnte an eine solche Nichtswürdigkeit des Sohnes nicht glauben. Er betheuerte laut dessen Unschuld und überwarf sich beinahe mit seinem Nachbar, dem Detlev Bomann, der bedenklich wurde, als die Geschichte sich immer und immer wie-

derholte. Die Metta aber glaubte steif und fest Alles, was man ihr sagte. Sie entbrannte im hellen Zorn gegen ihren ehemaligen Bräutigam, warf den Ring, den sie von ihm trug, weit weg und sagte in ihrer Erregung:

„Wenn Herr von Bossel nur besser zugeschlagen hätte, es wäre dem falschen, betrügerischen Menschen ganz recht gewesen. Nun bin ich schimpfirt vor den Leuten."

Detlev Bomann suchte in der Schänke Zerstreuung. Er fand sie mehr, als ihm dienlich. Dort gesellte sich der Schreiber Willig zu ihm und stahl sich nach und nach in sein Vertrauen. Der Vater müsse sich die Sache nicht so zu Herzen nehmen, sagte er. Die Untreue des Hein bringe die Tochter nicht in Unehren. Die Metta bleibe darum doch das schönste Mädchen im Lande Kehdingen und es werde sich bald genug Jemand finden, der sie heimführe. Er habe bereits Dies und Jenes gehört, allein er wolle nichts verrathen.

Eine Freundin des Schreibers, eine alte Hexe, die ihm bei seinen Schelmenstücken stets behülflich war, versuchte auf eine ähnliche Art, der Metta Trost zuzusprechen, und es gelang ihr auf eine überraschend schnelle Weise. Sie wußte auch gleich, wer gemeint sei, als von einem neuen Freier die Rede war.

Mehrere Male hatte sie den Franz von Bossel gesehen, wenn sie vom Melken, oder sonst woher kam. Die letzten Male sprach er sie sogar an und entfaltete dabei alle Liebenswürdigkeit, welche er nur aufzuwenden im Stande war. Die alte Unterhändlerin übte eine solche Herrschaft auf die Metta aus, daß sie sogar einen Besuch von derselben erlangte. Die rasche Dirne hatte sich irgend ein Gewerbe ausgesonnen und blieb wie erstarrt auf der Schwelle stehen, als sie in der Stube Herrn Franz von Bossel erblickte, der sie mit großer Herzlichkeit begrüßte. Als sie gegen Abend nach Hause ging, zweifelte sie keinen Augenblick daran, daß dieser reiche junge Mann mit dem nächsten in ihrem Hause erscheinen und um sie anhalten werde. Metta Bomann sah sich schon im Geist als Frau von Bossel in einem Halbwagen durch das Dorf fahren. Der Hein Petersen war vergessen.

Eines Abends, als Detlev Bomann bereits ein Gläschen über den Durst gethan hatte, näherte sich ihm der Schreiber Willig auf eine geheimnißvolle Weise und flüsterte:

„Ihr habt auf Euerm Anwesen eine Hypothek, sollte ich meinen.“

„Das habe ich!“ war die brummige Antwort. „Geht es Euch etwas an?“

„In der Welt Gottes nicht. Aber Euch. Und Ihr dauert mich.“

„Das braucht es nicht. Wollt Ihr etwa wieder von der Metta und dem vornehmen Freier anfangen? Hört, Ihr Federfuchser, ich habe es nun satt und wenn ich hinter Euere Schliche komme . . .“

„Thut Euch selbst den Gefallen und ereifert Euch nicht,“ sagte Willig in seiner trockenen Malice. „Von Eurer Hypothek sprach ich und nicht von Eurer Tochter, die ein hochfahrendes Ding ist.“

„Was zum Teufel geht Euch meine Hypothek an?“ polterte Detlev Bomann, der leicht mißtrauisch ward.

„Gar nichts. Auch sollte ich mit Geheimnissen, die ich als Geschäftsmann erfahre, vorsichtig sein. Allein um Euretwillen und weil ich es wirklich ganz gut mit Euch meine . . . Die Hypothek wird Euch gekündigt.“

Detlev Bomann fuhr vom Stuhl auf und schrie: „Das ist nicht wahr.“

Willig nöthigte ihn, sitzen zu bleiben, und sagte: „Sie wird es, versichere ich Euch. Mein Prinzipal ist damit beauftragt und Ihr empfangt morgen schon eine Zuschickung. Jetzt wißt Ihr es und könnt Euch darnach einrichten. Von Wem Ihr aber in dieser schweren Zeit, wo wir schon von Kriegsnöthen

bedrängt r eden, Geld auftreiben wollt, um ein Capital, w man es Euch kündigt, auszuzahlen, das kriege i nicht spitz."

Detlev Bomann schwieg bestürzt. Er wußte es auch nicht. Schon glaubte Willig den längst gehofften Sieg erfochten zu haben und bereitete sich zu einem entscheidenden Schlage vor, als Detlev triumphirend aufsprang:

„Ich hab's! Da liegt ein Stück Geld vom Großvater her zusammengespart und Zins auf Zins gelegt, das kündige ich. Es wird gerade soviel austragen, als die Hypothek werth ist. Nehme zwar meinem Kinde das Beste vom Heirathsgute weg, aber Noth bricht Eisen."

„Nun, da gratulire ich," sagte der Schreiber mit süßsaurer Miene, und knirschte mit den Zähnen, denn er befand sich mit einem Male weit vom Ziele. „Darf man vielleicht wissen, wo Ihr den Schatz aufbewahrt, der so unverhofft an das Licht tritt?"

„Warum nicht? Wißt Ihr in Stade Bescheid? Dann erkundigt Euch nach dem Peter Moje und wenn Ihr ihn findet, fragt ihn, wie es mit meinem Gelde steht?"

In den Augen des Schreibers wetterleuchtete es bei dieser Mittheilung. Das verloren gegebene Spiel

war mit einem Schlage gewonnen. Mit beiden Armen sich auf den Tisch stützend, beugte er sich vorne über und sagte:

„Darnach brauche ich nicht zu fragen, das weiß ich es schon."

„Und wie lauten die Worte?" fragte Detlev Bomann, der ein volles Glas ergriffen hatte, indem er sich in die Brust warf.

„Peter Moje hat Bankerott gemacht," sagte Jener. „Das Gericht hat bei ihm versiegelt und seit gestern Morgen ist der Spitzbube auf und davon; Niemand weiß wohin?"

Detlev Bomann wurde bleich, wie der Kalk an der Wand. Das Glas entsank seinen zitternden Händen; er war gänzlich ernüchtert. Mit angstvoller Miene sah er auf den Schreiber, der sich an diesem Anblick zu weiden schien, und sagte dann, indem er sich entfernte:

„Nun hat das Geprahl ein Ende und Ihr hättet die bösen Worte gern wieder zurück. Aber dies nützt Euch nichts. Jetzt bin ich hart wie Eisen und was Ihr hättet umsonst kriegen können, dafür müßt Ihr jetzt einen zehnfachen Preis zahlen. So geht es den Prahlhänsen."

Detlev blieb wie erstarrt stehen. Er hatte alle

seine Gedanken verloren und es bedurfte erst vieles gütlichen Zuredens von Seiten des Wirthes, bevor er sich entfernte.

Am andern Tage gegen Abend, als schon die Nebel von dem Moore her aufbrauten, kam der gebrochene Mann die Landstraße entlang. Er war früh Morgens fortgewandert, um sich an Ort und Stelle Gewißheit zu holen. Sie war ihm geworden und er schleppte sich, mehr todt als lebendig, heimwärts. An seinem eigenen Hause ging er vorüber und trat bei Hannes Petersen ein, mit dem er seit dem Verschwinden des Hein nicht zusammengetroffen war.

„Ich komme, mit einer großen Drangsal bebeschwert," entgegnete Detlev Bomann und stützte sich mit der Hand auf den schweren eichenen Tisch, um nicht zu sinken. „Ich liege am Boden und suche eine helfende Hand, die mich aufrichtet."

„Soll ich diese Hand sein?" fuhr Hannes Petersen auf und Jener nickte mit dem Kopfe, indem er sprach:

„Wer sonst könnte oder möchte es thun."

„So leide ich nicht allein!" rief Hannes Petersen und der Ton seiner Stimme klang fast freudig. „Alle sind mir aus dem Wege gegangen, seitdem mein Sohn verschwunden ist und in der ganzen Gemeinde für einen

Spitzbuben und Betrüger gilt. Alle wendeten sich von mir ab und Du und Deine Tochter, die am festesten zu mir stehen sollten, waren die Ersten, die mich verließen."

„Ich kann Nichts darauf erwiedern," sagte Detlev traurig. „Wohl habe ich mich verleiten lassen von dem allgemeinen Geschrei und meine Metta ... Lasse mich davon schweigen. Hart genug bin ich bestraft worden und liege nun am Boden voll Jammer und Noth. Sie verspotten mich jetzt, wie sie Dich früher verspotteten und mich trifft es ärger, denn Dein Sohn ist fort und meine Tochter ist hier. Ich sehe das Unglück kommen, das über sie und mich herein bricht, und kann es nicht abwenden."

Hannes Petersen sagte achselzuckend:

„Als Deine Dirne einen lüderlichen Lebenswandel anfing, hättest Du sollen mit Fäusten drein schlagen, damit der Hochmuthsteufel ausgetrieben worden wäre; dann blieb Dein Haus in Ehren und ich behielt meinen Sohn. Du hast das nicht gethan und klopfst an die Thür des Mannes, dem Du seinen Frieden stahlst. Gehe ein Haus weiter, Detlev Bomann, hier wird nicht aufgethan."

„Das ist ja nicht möglich!" schrie dieser in seiner Angst. „Sie stecken mich in's Loch, wenn ich nicht

zahlen kann. Hier steht Einer, der mich von Kindesbeinen an kennt, der das Geld dazu hat, meine Schuld zu decken und er sagt nein. Erbarmen, Mann! Erbarmen! Lasse mich nicht zum Gespötte der Menschen werden."

„Wir sind hier in der Marsch!" entgegnete Hannes Petersen kalt. „Die Köpfe der Marschleute sind von Eisen, heißt es im Sprichwort und ich will es nicht Lügen strafen. Auge um Auge! Zahn um Zahn! Ich habe mit Dir nichts weiter zu schaffen."

„All' mein Unglück komme über Dich zehnfach, Du harter, unversöhnlicher Mann!" schrie Detlev Bomann voll Verzweiflung auf. „Ich gehe in mein Elend, aber Du wirst mir folgen, und wenn Du hinter mir herkeuchst und voll Angst und Noth meinen Namen rufst, werde ich mich nicht zu Dir wenden und Dir vergeben. Auge um Auge! hast Du gesagt. Das Wort soll an Dir in Erfüllung gehen."

Er schwankte hinaus.

Hannes Petersen war allein. Ihm wurde so schwer um das Herz; er vermochte kaum zu athmen. Seine Brust drohte zu springen und er schloß die Augen, um das Bild des Freundes zu verjagen, den er noch immer bittend vor sich sah. Allein er rief

ihn nicht; er ging ihm nicht nach, um ihm die Hand zum Frieden zu bieten.

Die Köpfe der Marschleute sind von Eisen.

Drei Tage hatte Niemand den alten Detlev Bomann gesehen. In seiner Verzweiflung war er rastlos umher gewandert, von Kirchspiel zu Kirchspiel, nach Osten hin bis gen Appenfleth und Gözdorf, nach Westen hin bis gen Oederquart, um Hülfe zu suchen in seiner Noth. Vergebens. Nirgends fand sich eine Hand, die ihn aufrichtete.

Es war ein heller Vormittag, als er von seiner traurigen Wanderung heimkehrte. Im Vorübergehen warf er einen scheuen Blick auf die Behausung des Nachbars. Niemand war dort zu sehen. Mit einem tiefen Seufzer betrat er das Haus, welches lange genug sein Eigenthum hieß.

Metta kam ihm entgegen. Sie hatte sich um den Vater gebangt und athmete leicht auf, als sie ihn wieder sah. Aber in dem Gesicht der Dirne machte sich noch eine Erregtheit bemerkbar. Sie hatte irgend Etwas auf dem Herzen, das herunter mußte, und darum hatte sie für die Leiden des Vaters weniger Sinn, der ohnedies wortkarg war und ihre Fragen

nicht beantwortete. Sie ersah eine günstige Gelegenheit und sagte:

„Wir haben einen Besuch aus Stade, Vater. Eine Verwandte von uns. Sie nennt sich Trina Bomann und wartet in der Stube auf Ihn. Ich glaube, es sind Nachrichten da von dem Peter Moje, der mit unserm Gelde durchging ....“

Detlev Bomann ließ die Tochter nicht weiter reden. Ihm war erinnerlich, daß ein Vetter vor vielen Jahren das Land verließ und nach Hamburg ging. Er hatte nie wieder etwas von ihm gehört. Die Frau, die in der Stube wartete, konnte dieses Vetters Frau oder Wittwe sein.

Es hielt ihn nicht zurück. Rasch trat er in die Stube. Die angekündigte Verwandte ging ihm entgegen; sie bot ihm die Hand und sagte:

„Ich heiße Trina Bomann und bin die Wittwe Seines Vetters Niclas. Mancherlei habe ich Ihm zu sagen. Setze Er sich zu mir; wir wollen ein vertrauliches Wort miteinander reden.“

Frau Trina Bomann hatte eine gesegnete Gabe zu sprechen. Weshalb sie nie etwas von sich hören ließ und gerade heute komme, darüber ging sie leicht hinweg; genug, daß sie jetzt hier sei und das Versäumte gut machen wolle. Durch einen Zufall sei

sie von der Noth des Vetters unterrichtet worden und habe sich sogleich entschlossen, Hülfe zu bringen. Allein diese würde jetzt kaum nöthig sein, da der Peter Moje in Hamburg festgenommen und Alles, was er zusammen raffte, noch bei ihm gefunden wurde, weshalb Jedermann zu dem Seinigen komme.

Wie Musik klangen dem vom Kummer gebeugten Manne diese Mittheilungen, die er mit den Ohren verschlang. Er wollte sie hören und wieder hören und Frau Trina Bomann war gutmüthig genug, seine Bitten zu erfüllen. Dann aber sagte sie rasch:

„Meine Zeit ist gemessen. Vor Abend muß ich noch in Stade sein. Weiß Er was? Komme Er morgen zur Stadt; dort wollen wir Alles genauer besprechen. Sei Er getrost, Vetter. Sein Anwesen soll ihm erhalten werden und Er soll Nichts einbüßen, dafür lasse Er mich sorgen. Ich schicke Ihm meinen Wagen heraus und Er bleibt einige Tage bei mir, bis Alles geordnet ist. Aber eine Bedingung mache ich Ihm. Er muß mir die Metta mitbringen. Das ist ein herziges Kind, das ich sehr liebgewonnen habe. Also auf morgen. Ich werde es so einrichten, daß Ihr von hier aus um zwölf Uhr abfahren könnt, und dann seid Ihr zu guter Zeit bei mir. Horch! War das nicht ein Geräusch draußen. Es wird mein Knecht

mit der Cariole sein. Also auf Wiedersehen morgen. Kommt, kommt Leute! Macht nicht so viel Aufhebens von einer einfachen Geschichte. Unter Verwandten sind solche Umstände nicht angebracht. Adjes, kleine Metta. Wir wollen schon sehen, wie wir unsere Zeit hinbringen, wenn wir in der Stadt sind und die Sorgen vom Halse haben."

Mit den letzten Worten war sie bis vor die Thür gelangt und bestieg das wartende Gefährt. Sie winkte noch von weitem einen Abschiedsgruß und verschwand hinter den Weiden, die längs den breiten Gräben wucherten.

Detlev Bomann ging wie im Traume umher. Er konnte nicht fassen, wie Alles kam und werden sollte. Metta war vor Freuden außer sich. Sie ordnete Alles zu der bevorstehenden Reise an; sie sprang umher und lachte und weinte durcheinander bis tief in die Nacht hinein. Die Muhme Trina Bomann hatte auch mit ihr insgeheim gesprochen und ihr manches zarte Geheimniß anvertraut.

Am vierten Tage nach diesem unerwarteten Zusammentreffen kam Detlev Bomann aus Stade zurück. Er trat frisch und kräftig auf; sein ganzes Wesen war verwandelt. Alles hatte sich erfüllt, wie ihm verheißen war. Der Peter Moje hatte seinen Raub noch nicht

in Sicherheit gebracht und er wurde dem rechtmäßigen Eigenthümer erhalten. Bis das Geld von Gerichtswegen ausgezahlt werden konnte, hatte Frau Trina Bomann das Nöthige vorgestreckt. Detlev Bomann war aller seiner Sorgen ledig.

Unfern von seiner Wohnung begegnete ihm der Schreiber Willig, dem er von seinem Wagen aus zurief:

„Nun ärgert Euch. Ihr hattet die Absicht, mich an's Messer zu liefern, und es ist Euch total mißlungen."

„Warum sollte ich mir die Mühe geben, etwas zu thun, was Ihr selbst viel besser vollbringt?" antwortete Willig spöttisch. „Ist Euch die Luft in Stade wohl bekommen? Gute Verrichtung wünsche ich. Und wenn Ihr einmal wieder einen Mann meines Schlages gebraucht — nur angeklopft! Ich stehe Tag und Nacht zu Diensten."

Kopfschüttelnd betrat Detlev Bomann sein Haus. Die Worte des Schreibers hatten einen unangenehmen Eindruck auf ihn gemacht. Er fühlte sich beunruhigt, er wußte nicht, weshalb. Mit Mühe überwand er ein widerwärtiges Gefühl und ging seinen gewohnten Beschäftigungen nach. Es war Keiner, der ihn darin

störte. Die Metta war fort und mit ihr das gewohnte muntere Leben. Er fühlte sich bedrückt.

Von allen trüben Ahnungen ging nichts in Erfüllung. Das Geschäft wickelte sich in der gehörigen Ordnung ab. Detlev Bomann war ein freier Mann, der allen Verpflichtungen pünktlich nachkam und bei Ehren blieb. Aber der alte bewährte Freund von ehedem, der Hannes Petersen, war ihm verloren und von der Metta sah und hörte er nichts. Ihm wurde zuletzt weit und weh unter seinem eignen Dache.

Ein Vaterherz mag sich härmen um ein fernes Kind und spricht es aus vor den Leuten. Eine Mutter grämt sich zwiefach; nur verschließt sie es sorgsam in der eigenen Brust. Aber eine leichtsinnige Dirne vergißt leicht das bescheidene Daheim, wenn es ihr wohlgeht in der weiten Welt.

Und der Metta ging es wohl. Die Muhme Bomann war eine bemittelte Frau und wußte zu leben. Selten ging sie aus, um andere Leute zu besuchen, aber desto öfterer kam man zu ihr. Die sogenannte beste Stube ward Nachmittags und Abends kaum leer und mancher gern gesehene Gast kam schon des Vormittags, schwatzte und lachte, brachte irgend ein Geschenk und versprach, des Abends wieder zu kommen. Metta bekam von der Muhme hübsche städtische Kleider;

sie trug eine Kette um den Hals und Ringe an den Fingern. Speise und Trank waren im Ueberfluß vorhanden und täglich wurde ihr wohl zehn Mal gesagt, daß sie das schönste Mädchen sei in Stade und drei Meilen in der Runde. Was braucht es mehr, um den Kopf einer leichtsinnigen Dirne gründlich zu verwirren?

Auf dem Sande — einem großen Platze mitten in der Stadt — hielten die Soldaten ihre Parade um die Mittagsstunde, bei voller Musik. Metta ließ es sich nicht nehmen, diese jedes Mal vom Anfang bis zum Ende anzuhören. Eines Tages ward sie unerwartet angeredet. Der Ton der Stimme klang bekannt. Sie sah sich freudig erschreckt um und stand dem Franz von Bossel gegenüber.

Rasch flogen die Worte hin und her. Es war eine Freude über dies unerwartete Wiedersehen, die sich kaum beschreiben ließ. Franz hatte eine größere Reise in Geschäften des Vaters gemacht, kam zuletzt von Hamburg und war ganz zufällig hierher gerathen. Die Leute, welche der Parade beiwohnten, verliefen sich und die Beiden konnten nicht allein auf dem Platze stehen bleiben. Der junge Mann bot ihr den Arm und führte sie nach Hause. Sie war stolz darauf, mit einem so vornehmen Herrn durch die Straßen zu gehen,

und glaubte, alle Welt müsse sie ansehen und sie beneiden.

Frau Trina Bomann stand vor der Thür. Sie begrüßte sich mit dem Begleiter ihrer Nichte und bat ihn höflich, einen Augenblick einzutreten. Aus dem Augenblicke wurde eine Stunde. Man setzte sich zu Tisch. Herr Franz blieb und schon begann es zu dämmern, bevor er Miene machte, aufzubrechen. Von diesem Tage an war Herr Franz von Bossel ein täglicher Gast in diesem Hause und Metta schwamm in einem Wonnemeer. Alle ihre Träume gingen in Erfüllung. Ihr Verlobter war bis auf die Erinnerung aus ihrem Gedächtniß verschwunden.

Hein Petersen war von Allen vergessen, nur nicht von dem Vater, der sich um ihn härmte, der seinen Namen in alle vier Winde hinausrief und das Gedächtniß der Vergeßlichen mit seinen Klagen und Bittschriften wieder auffrischte. Umsonst war es, daß man ihn bedeutete, es sei in dieser Sache nichts weiter zu thun. Es wäre Alles geschehen, um über den Verschollenen die verlangte Auskunft zu erhalten. Nun sei jedes Mittel erschöpft und er werde hiermit zur Ruhe verwiesen. Als diese Entscheidungen nichts halfen, wurde er ernstlich verwarnt, „sich jedes weiteren Supplicirens und Tribulirens zu enthalten, widrigenfalls

man ihn als einen unverbesserlichen Querulanten mit den bereits angedrohten Strafen belegen werde."

Detlev Bomann sah den Gram und den Kummer seines Nachbars. Der Freund von ehedem jammerte ihn und er hätte gewiß die schwere Kränkung vergessen, wenn Jener selbst nicht immer hart und störrisch an ihm vorüber gegangen wäre. So blieb er allein, mit einem Herzen voll Mitleid, das er gern gespendet hätte und dessen er bald selbst im höchsten Grade bedürftig werden sollte.

Von den Ufern der Schwinge her kam das Unheil herangezogen; schwere Wolken, die sich zu entladen drohten. Es kamen öfters Dorfleute nach Stade und von diesen Dorfleuten wußten Viele, daß die Metta Bomann daselbst bei einer Verwandtin lebe und daß es ihr gut gehe. Sie waren neugierig, die Dirne in ihrer Herrlichkeit zu sehen und etwas von ihr zu hören. Sie sahen und hörten mit aufgesperrten Mäulern und was sie sahen und hörten, trugen sie heim und zischelten es den Andern in die Ohren, erst leise, kaum vernehmbar, dann lauter und deutlicher. Die Leute zuckten die Achseln; sie schlugen ein Kreuz oder lachten hämisch und sprachen es weiter, bis es endlich auch zu den Ohren des Vaters drang.

„Ihr lügt!" rief Detlev Bomann, ergrimmt auf-

springend und die Hand drohend erhebend. „Ihr lügt und ich will Euch die Schandmäuler stopfen, daß Euch Hören und Sehen vergehen soll, Ihr gewissenlosen Ehrabschneider!“

„Nun! Gebt es nur gnädig!“ schallte es zurück. „Wir sagen nichts, als was alle Welt sagt und was Jeder, der es weiß, beschwören will. Geht selbst hin und überzeugt Euch mit eigenen Augen. Ist es dann nicht wahr, bleibt Euch noch immer Zeit, uns über den Kamm zu fahren.“

„Das will ich auch!“ schrie Detlev Bomann zurück, „und Gott genade Dem, der mir mein armes Kind in Unehren bringen will. Er soll es zu büßen haben.“

Sie gingen, wie sie kamen, mit losen Worten und giftigen Reden. Aber der Pfeil in dem Herzen des Vaters saß tief. Er hatte mit Hand und Mund widersprochen, allein insgeheim glaubte er es fester, als alle Welt. Der Verdacht war ihm schon früher gekommen und er hatte sich aufgemacht zu der plötzlich vom Himmel gefallenen neuen Verwandtin. Aber diese hatte ihm freundlich zugesprochen; die Metta war glücklich und Alles sah so harmlos und unverdächtig aus, daß er nicht ernstlich auftreten konnte und, die unseligen Klatschereien verwünschend, bedrückten Herzens nach Hause ging. Er wollte die Metta mit sich nehmen,

aber Frau Trina Bomann wehrte es ab, halb im Ernst, halb im Scherz. Sie habe ihm Geld geliehen, um ihn zu retten, und nur die Bedingung daran geknüpft, die Metta zu sich zu nehmen und zu ihrer Gesellschaft und ihrer Pflege bei sich zu behalten. Dies sei eine billige Bedingung und der Herr Vetter sehe wohl ein, daß man sie nicht ohne Weiteres aufgeben könne. Damit wurde er achselzuckend verabschiedet.

Aber nun schwirrte es ihm endlich vor den Ohren so wild und ungestüm, daß er sich nicht mehr zu rathen und zu helfen wußte. Mit dem Anbruch des nächsten Tages wollte er aufbrechen und das ganze Verhältniß mit einem Ruck zerreißen. Das Unglück kam ihm zuvor.

Es war ein gespanntes Wesen zwischen der Trina Bomann und der schönen Metta. Eine Kluft that sich auf, die mit jedem Tage größer wurde. Franz von Bossel hatte seinen Willen gehabt. Die Metta war im Fluge erobert und gewonnen. Er schwelgte in dem errungenen Glücke, bis er des Genusses überdrüssig wurde und auffallend erkaltete. Mit der Gleichgültigkeit trat auch der Widerwille ein, für nichts mit vollen Händen Opfer zu bringen, und als die reichen Spenden aufhörten, die Zärtlichkeit der Frau Trina im üppigen Wachsthum zu erhalten, ward diese kalt und frostig.

Sie sprach mit Geringschätzung von dem jungen Manne, den sie sonst bis in den Himmel erhob, rieth der Metta, ihn laufen zu lassen, da es noch ganz andere Männer gäbe, die sich freuen würden, ihre Freundschaft zu gewinnen. Und als die Dirne dies nicht verstehen wollte, oder jeden versteckten Antrag zurückwies, warf Frau Trina die Maske ab, sagte kurzweg, sie sei nicht besser, als jede Andere, und müsse sich den Umständen fügen.

Da erwachte die Dirne aus dem unseligen Rausche. Sie warf sich in die Kniee und rief den Himmel an um Rettung aus der Noth. Aber Frau Trina lachte sie aus und überhäufte sie mit den bittersten Vorwürfen.

„Er hat es mir zugeschworen, daß er mich zum Weibe nehmen wollte!“ rief Metta, in Thränen aufgelöst, „und ich habe ihm geglaubt.“

„Hast ihm geglaubt und unter dem Preise weggegeben, was mit dem Theuersten zu geringe bezahlt worden wäre!“ schalt Frau Trina. „So geht es den albernen Gänsen, wenn sie auf eigenen Füßen stehen wollen und den Rath vernünftiger Leute verachten. Schlafe nun, wie Du Dich betteteſt, und wenn Dir der Taufschilling mangelt, der bald nöthig sein wird, will ich ihn Dir aus Barmherzigkeit schenken.“

Ein wilder Aufschrei unterbrach die Fluth ihrer Worte. Die Thür ward aufgerissen und in derselben erschien Detlev Bomann. Er hatte das Entsetzliche gehört und Verzweiflung sprach aus allen seinen Zügen. Er sprang auf seine Tochter zu, riß sie vom Boden auf und kreischte:

„Ist es wahr, was ich hörte? Bist Du . . ."

Der alte Mann war nicht im Stande, das Wort auszusprechen, das ihm auf der Zunge schwebte. Die Sprache stockte, aber alle seine Nerven waren in der furchtbarsten Abspannung. Sein Auge blickte durchbohrend auf die Jammernde und forderte Antwort.

„Sprich, unseliges Kind!" glitt endlich über seine Lippen, und sie schluchzte:

„Schlage mich todt! Ich bin schuldig!"

Detlev Bomann brach in ein wildes Rasen aus. Er verfluchte den Mann, der sein Kind in Schande und Elend brachte; er verfluchte das Weib, das sich zur Kupplerin brauchen ließ, und that das Alles mit solchen schrecklichen Worten, daß den Frauen das Blut in den Adern zu Eis erstarrte und sie voll Furcht und Grauen auf den alten Mann blickten, dessen Natur sich völlig veränderte. Die Stirnader war geschwollen, die Augen drängten sich aus ihren Höhlen. Das Gesicht war mit einer aschgrauen Farbe überzogen.

Mit gesträubtem Haar, die Arme hochgehoben, wandte er sich zu seiner Tochter, die in die Kniee gesunken war. Er stieß einen Schrei aus, die Gestalt zuckte zusammen, als wäre sie von einem Blitz getroffen, dann stürzte er mit einem Male zu Boden und blieb regungslos liegen. Metta warf sich über ihn und verlor die Besinnung.

Traurige Tage kamen. Die Leiche des alten Mannes wurde in aller Stille auf das Dorf hinausgeschafft und dort beerdigt. Metta, mehr todt als lebendig, saß in ihrer Kammer, erdrückt von dem gränzenlosen Elend, das über sie hereinbrach, ohne Freunde, ohne Hoffnung, der allgemeinen Verhöhnung preisgegeben.

Das Gericht bemächtigte sich des väterlichen Erbes, um den andringenden Gläubigern gerecht zu werden. Die durch Vermittlung der vermeinten Verwandtin getroffene Uebereinkunft war nur bedingungsweise geschlossen und zerfiel in Nichts, als diese Bedingung nicht erfüllt ward. Nach dem endlichen Verkaufe blieb nur ein kleiner Rest, den man der verlassenen Dirne hinwarf und ihr nicht undeutlich zu verstehen gab, sie thäte gut, in die weite Welt zu gehen und dem Kirchspiel die Schande zu ersparen, die auf ihr lüderliches Leben folgen müsse. Jenseits

der Elbe, oder sonst wohin möge sie gehen, je weiter und je länger, um so besser.

Metta hörte diese harten Worte halb im Fieber, auf ein ärmliches Lager gestreckt, das man ihr unter dem Dache des väterlichen Hauses ließ, bis der neue Eigenthümer es in Besitz nehmen werde. Ihr Geist war abwesend; sie flehte in ihrer Angst um den Tod, aber er wollte nicht kommen und sie von ihrer Pein erlösen.

Um diese Zeit vernahm man von einem zweiten Unglück, welches die Gemeinde heimsuchte. Vor dem Hause des Hannes Petersen liefen schon am frühen Morgen die Menschen zusammen. Landdragoner waren aus- und eingegangen und Alle fragten hin und her. Der Advokatenschreiber stand vor der Landesherberge und sagte zu dem Wirthe, der seine Mütze von einem Ohr auf das andere schob, wie er stets zu thun pflegte, wenn er sich auf etwas freute:

„Dem haben sie auch das große Maul gestopft! Es war ihm nicht genug, daß er sein Geld mit allerlei Queruliren verthat. Er wollte nun gar die Regierung bei dem Landesherrn verklagen und von diesem sein Recht fordern. Als ob ein Landesvater für alle lüderlichen Söhne aufkommen müßte, die den Vätern auf- und davon gehen. Aber das haben sie ihm ein-

getränkt. Hochweise Excellenzien Betrüger und Spitzbuben zu nennen! Läuft noch viel Wasser die Elbe auf und ab, ehe der Narr wieder loskommt. Nun, guten Morgen!"

Wer sich zu Hamburg in den eng verschlungenen Knäuel von Straßen verirrt, der bei der Fuhlentwiete beginnt und bei dem Pilatuspool einen Ausläufer hat, kann von Glück sagen, wenn er ungehudelt nach einiger Zeit wieder in eine menschliche Gegend kommt. Dieses Gewirr, welches man füglich das „Labyrinth von Alt-Hamburg" nennen könnte, erstreckt sich weithin in die Länge und Breite und ehe man noch das Ende des einen Ganges erreicht, ist schon ein zweiter und dritter da, die nach rechts und links abschweifen. Die Straßen selbst sind kaum wenige Fuß breit und zu beiden Seiten mit einstöckigen, dürftigen Häusern besetzt, die man Buden nennt. Sie stehen an vielen Stellen so nahe einander gegenüber, daß die Bewohner sich von dem Fenster aus die Hände reichen können. Nie sieht man auf diesem Straßenpflaster einen Wagen; nie schlug ein Pferdehuf gegen diese Steine. Wenn die glühende Sonne rings umher das Land ausdörrt, ist es hier noch immer dumpf und feucht. Der Wind findet keinen Raum, durch diese Gänge zu stürmen,

und aus den Gossen, die in der Mitte der holperigen Steindämme fließen, steigen pestilenzialische Dünste auf.

Dort wohnt das Proletariat der Arbeiter, das von der Hand in den Mund lebt. Dort siedeln sich in den Schlafstellen die Bettler an und der Bummler, der nirgends mehr aus noch ein weiß, findet hier eine Zufluchtsstätte. Kleine Handwerker und Leute, die eine Art von räthselhafter Existenz fristen, wohnen in den bessern Theilen dieser „Stadt in der Stadt." Die verworfenen Weibsbilder, die sich bei Tage verkriechen, um bei Nacht ihr ehrloses Gewerbe zu treiben, heimsen hier und schreien hinter den Vorübergehenden ihre schmutzigen Sprüche her. Aber auch die Armuth und das unverdiente Elend, deren Anblick den Ekel der vornehmen Stadttheile erregt, sucht hier eine Zufluchtsstätte, und findet für seinen Kummer und Gram einen unbekannten Winkel, wo er sich niederlassen und weinen kann, bis sich die Augen für immer schließen.

Wehe den Fremden, die, von der Neugier verlockt, hier hineingerathen und ihre Zunge nicht im Zaum halten, indem sie für die endlosen Neckereien der Gassenbuben, die Pilzen gleich aus der Erde wachsen, ein Wort der Erwiederung haben, oder Miene machen, die Zudringlichen mit Gewalt von sich abzuwehren. Wie ein Knäuel ballt sich die Masse um ihn und das

Drängen, Stoßen, Necken und Höhnen nimmt kein Ende.

„Allbarmherziger Gott! Wie komme ich aus diesem Wirrwarr!“ rief ein Mann, der in diesen Stadttheil gerathen war, und sprang nach einer offenen Thür, wo ein Weib mit eingestemmten Armen stand und ihn angrins'te. Als er sich näherte, schlug sie ihm die Thür vor der Nase zu, indem sie ausrief:

„Bleibe Er nur draußen. Die Jungens müssen doch etwas zum Spielen haben.“

Lautes Gelächter erhob sich von allen Seiten und das Geschrei nahm so sehr überhand, daß der Fremde ernstlich besorgt wurde und sich nach irgend einem Beistande umsah. Es blieb nicht mehr bei den bloßen Worten. Man fing an, den Fremden an den Kleidern zu zupfen, zerrte ihn an den Armen und trieb ihn durch Drängen und Stoßen immer mehr in die Enge.

„Hollah! Was giebt es hier?“ rief eine jugendlich klingende Stimme in das Geschwirr hinein. „Zehn, zwanzig über Einen! Das ist ein rechtes Kunststück. Pfui! Hierher die Hälfte zu mir, damit das Gefecht etwas gleicher wird und der Mann, den Ihr an die Mauer drängt, Luft bekommt.“

Mit diesen Worten sprang ein schlank aufgeschossener Junge mit hellen blauen Augen und goldblonden

Haaren an die Gruppe heran und packte mit jeder Hand einen der Knaben, die er seitwärts fortschleuderte.

„Was Der wohl will!“ rief es hier. „Wer ist der lange Schlingel?“ rief es dort. „Dem wollen wir erst zu Leibe!“ schrie ein Dritter über Alle hinaus.

„Darauf warte ich!“ entgegnete der Bursche, indem er zwei andere Knaben in derselben Weise behandelte, als die beiden ersten. „Kommt heran! Aber Ihr seid viel zu feige und werdet Euch vor meinen Fäusten wohl hüten, Ihr Prahlhänse!“

Das war mehr, als die jugendliche Heldenschaar des Trampganges und dessen Anhängseln vertragen konnte. Sie warf sich dem neuen Feinde in solcher Hast und mit solcher Einheit entgegen, daß der Fremde sich frei fühlte und die günstige Gelegenheit benutzte, zu entfliehen. Dies bemerkten Einige erst, als der Fremde schon einen tüchtigen Vorsprung hatte, und riefen:

„Da läuft der Kerl im braunen Rocke hin! Haltet ihn! Haltet ihn!“

„Das wollte ich!“ sagte der Bursche mit der hellklingenden Stimme. „Schämt Ihr Euch nicht, so viele über Einen herzufallen, der Euch nicht einmal etwas gethan hat? Was sollen die Jungens aus dem Bäckerbreitengang und von der Kaffamacherreihe dazu

sagen, wenn sie das hören? Sie sind uns ohnehin aufsässig, und heute Nachmittag um vier Uhr will der ganze Schwarm hier einbrechen und uns durchwammsen. Wie wird Euch das bekommen und wollt Ihr es ruhig hinnehmen?"

Ein wildes Geschrei, aus welchem einzelne heftige Worte hervortönten, war die Antwort. Die ausgestoßenen Drohungen blieben unerfüllt und Alle sahen auf den Jungen, der von dem Ueberfall berichtete, der ihnen bevorstand. Er schien in großem Ansehen bei der tollen Schaar zu stehen, über die er wegragte und sie mit seinen hellen Augen anblitzte, wie ein Hauptmann seine Recruten. Und es waren auch seine Recruten. In mancher Straßenschlacht hatte er sie siegreich geführt und als sie ihn jetzt wieder aufforderten, an ihre Spitze zu treten, sagte er:

„Eigentlich sollte ich nicht, weil Ihr so nichtsnutzig seid, aber ich will es heute noch thun, da es ohnedies das letzte Mal ist."

„Warum? Warum?" erklang es von allen Seiten ihm entgegen, und ein Junge, der ihm vertrauter zu sein schien, als die Uebrigen, ergriff ihn bei der Hand und fragte:

„Wo willst Du denn hin, Franz?"

„Ich will zur See."

„Dann gehe ich mit.“

„Du bist ein zu kleiner Krabat!“ lachte Franz. „Dich nimmt kein Capitain an Bord. Aber mich will Einer haben, bei dem ich drei Tage zur Probe gewesen bin und dem ich gefallen habe. Sein Schiff segelt nach Amerika oder da herum und in vier Wochen geht es los. Das Alles will ich der Mutter sagen und daß sie mich bis dahin confirmiren läßt, denn das hat der Capitain eigends verlangt. Nun laßt mich durch, damit ich zur rechten Zeit wieder bei Euch sein kann.“

Ohne Widerrede machte die Schaar ihrem erwählten Führer Platz und dieser ging seitwärts auf eine Twiete zu, die sich von den andern durch ihre noch geringere Breite und die darin herrschende Dämmerung auszeichnete.

Am Ende derselben stand eine Bude, wie man die kleinen Wohnhäuser dieser Stadtgegenden nennt, die sich durch eine besondere Reinlichkeit bemerklich machte. Viele Farbe war freilich nicht auf den Fensterrahmen zu sehen, allein die Scheiben waren spiegelblank und ließen ein sparsames Licht in die dürftig ausgestattete Stube fallen.

Eine blasse, abgemagerte Frau saß, mit einem Spinnrade neben sich, am Fenster und sprach zu einem

ältlichen Mann, dessen fadscheiniger Oberrock auf keine besondere Wohlhabenheit schließen lassen konnte. Ein sparsames Haar umgab den kahlen Scheitel. Die Physiognomie des Mannes hatte sich weit von der eigentlichen Schönheitslinie entfernt, aber aus den Augen leuchteten die Menschenliebe und das Erbarmen. Die Frau hatte ihn aufmerksam angehört und reichte ihm dankbar die Hand:

„Wie kann ich Ihm jemals vergelten, was Er für mich gethan hat, lieber Herr Hildebrand. Eine solche treue Freundschaft ist wohl auf Erden nicht wieder zu finden."

„Sage Sie nicht solche Worte, Frau Nachbarin! Sie schimpfirt damit die ganze Menschheit!" entgegnete Herr Hildebrand abwehrend. „Man kann es Ihr zu Gute halten, weil Sie so vieles Böse erfahren hat. Sonst aber giebt es wohl noch gute Menschen und wenn sie nicht immer Hand an's Werk legen, geschieht es nicht aus bösem Willen, sondern weil ihnen die Gelegenheit fehlt und sie nicht das Geschick haben, sie aufzufinden. Nun, Gott erhalte Sie gesund, Frau! Der Herr Pastor Rautenberg hat sich bereit erklärt, den Franz zu confirmiren. Lasse Sie ihn nur morgen früh zu mir kommen, dann gehen wir mitsammen in das Haus des Herrn Pastors. Gute Nacht, Frau

Nachbarin. Ist ja nicht weit von Ihrem Hause zu dem meinigen. Gute Nacht und lasse Sie das Spinnrad in Ruhe für heute. Das taugt nicht in der Dämmerung für ein Paar Augen, die ihr Lebelang viel geweint haben."

Herr Hildebrand entfernte sich und ward, als er vor die Thür hinaustrat, von allen Seiten vertraulich begrüßt, was er mit freundlichem Kopfnicken erwiederte. Er kannte Alle und sie kannten ihn. Keiner wollte ihm übel und als er sich durch seine Thür schob, flog noch eine „Gute Nacht, Herr Hildebrand!" hinter ihm her.

Es war ein eigener Mann, dieser Herr Hildebrand. Sein Geschick hatte ihn in das Comptoir eines kleinen Handelsmannes geführt, woselbst er vierzig Jahre redlich aushielt. Dann starb jenes Haus aus und Herr Hildebrand zog sich in das bescheidenste Asyl zurück, das er finden konnte, um seinen Aufwand mit seinem Einkommen in Uebereinstimmung zu bringen. Geschwister hatte er nicht und er war unverheirathet geblieben, aber seine Familie war zahlreicher, als irgend eine, die eine Schaar von Enkeln und Urenkeln zählte, denn jeder Nothleidender war sein Angehöriger. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend war er auf den Beinen, um zu rathen und zu helfen, zu geben und

zu bringen. Willkommen war er überall und manches verzagende Herz schlug freudiger, wenn Vater Hildebrand auf seiner Schwelle erschien.

So hatte er auch die Frau Nachbarin kennen lernen, als diese nach Hamburg kam. Sie hielt einen Säugling im Arm und ein Schiffsknecht trug ihre wenigen Habseligkeiten. Er war der Erste, der sie anredete, als sie aus dem Stader Fährboote an das Land stieg. Er wußte ihr Arbeit zu verschaffen, damit sie im Stande war, sich und ihr Kind zu erhalten, denn die eigenen Mittel der Frau reichten dazu nicht aus. Das zerstörte junge Leben richtete sich unter seinen Trostsprüchen allmählich wieder auf und da ihr nichts Anderes übrig geblieben war aus bessern früheren Tagen, trug sie ihre volle und ungetheilte Liebe auf das Kind über, das an ihrem Mutterherzen ruhte und Niemand hatte, als sie und den lieben Gott im Himmel.

Die Frau saß allein in dem Stübchen, darin es immer finsterer wurde, und hielt den Kopf gedankenvoll in die Hand gestützt. Sie mochte Manches zu bedenken haben, die arme Frau. Zusehends ward sie schwächer und die Arbeit wollte nicht mehr von der Hand, wie früher. Sie griff nach dem kleinen Kapital, das man ihr rettete, und dies begann

merklich zu schmelzen. Nun sollte der Sohn eingesegnet werden und Manches war nöthig, ohne daß sie wußte, woher es zu nehmen sei. Und wenn nun auch dieser Berg überstiegen war? Was dann? Es kam ihr ein Grauen an, als sie den Blick in die nächste hoffnungslose Zukunft warf.

Da schrak sie vor einem nahen Geräusch leicht zusammen, aber bald darauf flog ein Strahl der Freude über ihr Gesicht, denn sie vernahm den Tritt ihres Sohnes.

„Franz!“ flüsterte sie ihm entgegen und breitete die Arme aus, ihn zu umfangen.

„Mutter!“ entgegnete er, indem er ihre Hand ergriff, ohne sie zu küssen. „Ich kann nicht länger hier bleiben. Ich muß aus Hamburg fort, je eher, je lieber.“

„Mein Sohn!“ rief sie erschreckt. „Du wirst mich nicht verlassen.“

„Ich muß, Mutter! Ich kann nicht anders!“ erwiederte er rasch. „Und wenn ich es Dir sage, kannst Du es glauben, wenn ich auch nicht aussprechen mag, warum es so sein muß.“

Es entstand eine Pause. Ein schuldbeladenes Herz fühlt sich von der leisesten Berührung hart getroffen und beginnt bange zu schlagen. Es ward ihr schon

öfters in der Nähe des Sohnes ängstlich und beklommen und diese Empfindung nahm zu, je größer er wurde. Die eben gehörten Worte jagten ihr das Blut in die Wangen und ohne den Sohn anzusehen, sagte sie:

„Du willst fort von mir? Vielleicht weit weg, um nie wieder zu kommen? Und ich soll nicht einmal wissen, warum Du Deine arme Mutter verlässest? Habe Mitleid mit mir Aermsten und sage mir Warum?“

„Weil ich es nicht länger mit ansehen kann, wie Du Dich quälst und grämst!“ rief er, und die Erregtheit, die er mühsam zurückdrängte, machte sich unaufhaltsam Bahn. „Weil ich nicht länger von dem Brode essen will, das Du am Spinnrade mühsam verdienst, weil ich ein Nichtsthuer und Herumtreiber bin, auf den die Leute mit Fingern zeigen und die Achseln zucken, wenn sie an mir vorüber gehen und die nicht Stand halten, wenn ich sie anrede.“

Die Frau zitterte und die Thränen quollen aus ihren Augen:

„O, mein Sohn! Mein Sohn! Auch Du . . .“

„Nein, Mutter. Aber ich kann dies Zischeln und Bedauern nicht leiden. Merkte schon lange, daß nicht Alles war, wie es sein sollte, aber ich kam nicht dahinter und ließ es gehen. Da rief mich vor einer

Stunde — wir hatten eben die Jungens von der Kaffamacherreihe tüchtig durchgedroschen — die alte Greve an. Sie sagte, ich sei sehr erhitzt und dürfe meiner Mutter nicht so vor die Augen kommen, die sonst den Tod davon haben könne.

„Die garstige Alte!“ warf die Mutter hin. „Sie thut nur Böses aus reiner Lust und ohne weiteren Zweck.“

„Ich mußte niedersitzen, obgleich ich nicht wollte,“ fuhr Franz heftig fort, „und einen Schluck Wasser trinken. Dabei fing sie an, von Dir zu erzählen, und sie bedauerte mich und . . .“

Er konnte sich nicht länger bezwingen, warf sich vor der Mutter in die Kniee, barg das Gesicht in ihrem Schooße und schluchzte:

„Mutter, ist es denn wahr, daß mein Vater zum Schelm an Dir geworden ist, wie das böse Weib sagt? Und daß ich keinen ehrlichen Namen aufzuweisen habe? Und daß Du nicht die Frau von Bossel bist, sondern die arme Metta Bomann, die er in Schimpf brachte und dann verließ?“

Franz horchte mit gespannter Aufmerksamkeit. Die Mutter war in der größten Erregung und vermochte sich nicht zu fassen. Endlich gelang es ihr, sich zu bezwingen und mit bebender Stimme sagte sie:

„Jahrelang habe ich an diese Stunde gedacht und sie mit Zagen nahen sehen. Ich wußte, daß ein Augenblick kommen müßte, wo Du diese Frage thun würdest. Mein Schmerzenssohn, ich habe Vieles ertragen und manches Harte ist mir auferlegt worden; allein das Härteste von Allem ist, daß ich jetzt hier sitze und Dir beichte."

Sie blieb einige Zeit regungslos; dann hob sie den Sohn leise auf und indem sie seine Stirn küßte, bat sie, daß er sich zu ihr setzen und sie geduldig anhören möge. Er folgte dem Gebote und sog die Worte von ihren Lippen. Als sie endete, erhob er sich rasch und sagte:

„Nun muß ich erst recht fort. Ich will den Namen des schlechten Mannes nicht länger führen. Ich will nicht Franz von Bossel heißen, wie Du mich hast taufen lassen, sondern nehme Deinen Namen an. Ich heiße, wie Du. Einen Capitain habe ich gefunden, der Wohlgefallen an mir findet und mich mitnehmen will. Bei ihm gehe ich als Franz Bomann an Bord, sobald ich confirmirt bin. Und das muß in diesen Tagen geschehen; sonst ist es zu spät."

„Ich sehe es ein!" sagte sie zögernd. „Es muß sein. Vater Hildebrand wird Alles thun, was Dir nützen kann. Aber ich kann es nicht ertragen, mich

von Dir zu trennen, und wenn irgend eine Hoffnung wäre . . ."

„Nein, Mutter, nein! Es muß so sein und Du fühlst es auch, daß es nicht anders werden kann. Laß mich Deinen Namen tragen; ich hoffe, ihn mit Gottes Hülfe zu Ehren zu bringen, und es soll kein Schimpf daran haften. Ich weiß nun Alles, Mutter. Der arme Hein Petersen ist auch in die Welt gegangen. Vielleicht lebt er noch und ich treffe irgendwo mit ihm zusammen. Dann will ich ihm sagen, wie Du gelitten und gebüßt hast und wie groß Deine Reue war, weil Du ihm die Treue brachst, und daß Du täglich im Gebet ihn um seine Vergebung anflehtest. Das will ich ihm sagen, genau, wie ich es von Dir hörte. Und dann will ich bei ihm bleiben und . . Ach, Mutter, mir ist das Herz so voll. Ich weiß nicht, was ich rede, aber fort von hier muß ich und mir einen ehrlichen Namen schaffen."

Die Mutter schloß ihn in ihre Arme und sagte willenlos:

„Ziehe hin und Gott sei mit Dir."

Beide trennten sich, um die Ruhe zu suchen, deren sie bedürftig waren, aber sie wollte nicht kommen und der neue Tag fand sie mit offenen Augen und klopfendem Herzen.

Der Wunsch des jungen Franz wurde erfüllt. Als er eingesegnet war und das heilige Abendmahl genossen hatte, trat er heitern Angesichts der Mutter gegenüber und sagte:

„Jetzt bin ich frei und kann meinem Berufe folgen. Zwar ist mir nicht erlaubt worden, den Namen, auf den ich getauft bin, abzulegen und den Deinigen anzunehmen, aber ich lasse mich nicht irren. In dem Kirchenbuche und in der Musterrolle des Schiffes stehe ich als Franz von Bossel, aber im Herzen bleibe ich Franz Bomann, und wer Etwas von mir hält und mich zum Freunde haben will, muß mich auch so nennen. Und nun sei ohne Sorgen um mich. Das Handgeld, das ich empfing, theilte ich in zwei Hälften. Für die eine Hälfte habe ich mir gekauft, was ich zur Reise vorläufig brauchte, und die andere Hälfte habe ich dem Vater Hildebrand gegeben, damit er sie für Dich verwenden soll. Hätte ich sie in Deine Hand gelegt, Du hättest sie nicht angerührt, sondern für mich verwahrt; ich kenne Dich. Und nun, Mutter, laß mich es kurz machen. Nachricht erhältst Du von mir, so oft es möglich ist, und was ich verdiene, schicke ich Dir. Vater Hildebrand hat mich gelehrt, die Buchstaben malen und was ich noch nicht weiß, lerne ich

unterweges. Adieu, Mutter! Jetzt gleich geht es an Bord und morgen früh segeln wir ab."

Er schloß sie noch einmal fest in seine Arme und entfernte sich darauf, so schnell er konnte.

Das Wort, welches Franz der Mutter in der Scheidestunde gab, wurde redlich gehalten. Wenn sich die Gelegenheit bot, kam ein Brief von ihm an und fast immer war er von einem Geschenke begleitet. Er selbst aber kam nicht. Das Schiff, mit dem er zuerst ausgegangen war, wurde leck und mußte neu aufgezimmert werden. Der Capitain sorgte dafür, daß Franz ein anderes Unterkommen fand, und nun ging es von Schiff zu Schiff, von Land zu Land, durch die Meere des Südens und des Nordens in fliegender Hast, während daheim die Mutter sich sehnte und härmte und immer schwächer wurde, so daß Vater Hildebrand zuletzt einen Arzt brachte, der sorgsam prüfte und forschte, dann aber im Weggehen sagte:

„Alter Herr, hier vermag die Kunst nichts mehr. Alle Lebenskraft ist aufgezehrt und sie wird ehestens einschlafen, aber hoffentlich schnell und ohne Schmerzen."

Metta Bomann errieth, was der Arzt gesagt hatte, als er mit dem alten Herrn sprach und dieser traurig vor sich hin schaute. Es ward ihr nicht schwer,

ihm das abzufragen, was der Arzt sagte, und als sie es wußte, sprach sie matt lächelnd:

„Wie es Gott will, ist es mir lieb. Gern hätte ich noch einmal meinen Sohn gesehen, indessen, da es nicht sein kann, segne ich ihn viel tausend Mal. Aber auch ein sichtbares Zeichen möchte ich nachlassen, das er findet, wenn er wiederkommt und ich dann auf dem Kirchhofe liege. Selbst könnte ich es nicht vollbringen, aber Er, mein alter Freund, wird mir diesen letzten Liebesdienst nicht versagen. Ich will Ihm sagen, was Er schreiben soll, und Er wird es für meinen Franz aufheben, als mein letztes Vermächtniß, meinen letzten Willen . . .“

Vater Hildebrand unterbrach sie mit der Versicherung, ihr Begehr zu erfüllen, und schon am nächsten Tage hielt er Wort, indem er geduldig anhörte, was sie ihm zu sagen hatte. Als seine Schrift fertig war und er ihr dieselbe vorlas, lächelte sie dankbar. Sie ließ sich von ihm die Feder in die Hand geben und schrieb mit seiner Hülfe ihren Namen darunter. Dann fiel sie auf ihr Lager zurück. Tages darauf trat ein, was der Arzt vorher sagte. Sie schloß die Augen, um nie wieder zu erwachen.

Drei Tage später fand sie ihre letzte Ruhestätte auf dem Armen-Kirchhofe.

Mancher Winter und Sommer war in das Land gegangen, da legte eines Nachmittags ein amerikanisches Vollschiff an das Schlängels in Hamburg und ein blühender Jüngling, der als unterster Schiffsjunge diesen Hafen verließ, kehrte mit demselben als ein wohlbefahrener Matrose zurück. Er schwenkte fröhlich den Hut, als wollte er die ganze Stadt mit einem Male begrüßen, und als er bei dem Baumhause an das Land stieg, hatte er nichts Eiligeres zu thun, als sich in das Labyrinth von Hamburg zu begeben, worin er sich mit der bewundernswerthesten Leichtigkeit zurecht fand. Aber was er eigentlich hier suchte, blieb ihm verborgen. Er stand vor dem Häuschen still, wo die Metta Bomann gewohnt hatte, und als er fremde Leute darin verkehren sah, sprach er vor sich hin:

„Die arme Mutter. Sie ist wohl heimgegangen und ich werde sie nicht mehr sehen.“

Der Mann, der in dem Hause wohnte und den jungen Matrosen bemerkte, trat zu ihm heraus und fragte, ob er ihm irgend einen Bescheid geben könne? Und als nun derselbe anfing zu fragen nach Diesem und Jenem, besonders nach der Metta Bomann, die hier lange Jahre wohnte und nach dem Vater Hildebrand, antwortete ihm der Mann:

„Was die Metta Bomann anlangt, nach welcher

Er so eifrig fragt, so habe ich diese nicht gekannt. Als ich hier einzog, war das Haus leer. Wenn Er aber mit dem alten Herrn Hildebrand Etwas abzumachen hat, will ich Ihm rathen, daß er nicht zu lange damit säumt, denn wie ich höre, ist es mit dem guten Manne Matthäi am Letzten. Er findet ihn noch in demselben Hause, wo er immer gewohnt hat und wo ihn Alle finden, die mit ihm zu thun haben, denn ausgehen kann er längst nicht mehr."

Schnell war der junge Matrose mit einem flüchtigen Gruße fortgeeilt. Als er bei dem alten Hildebrand eintrat, fand er diesen in seinem Sorgenstuhl am Fenster. Der Greis fuhr bei dem Eintritt des Seemannes aus einem Halbschlummer auf und sah den Eingetretenen wie eine Erscheinung an.

„Ich bin es, Vater Hildebrand. Ich, der Franz von Bossel, oder Franz Bomann, oder schlichtweg Franz, wie meine guten Freunde mich nennen. Sagt mir, alter Herr, ob Ihr mich noch kennt?"

„Willkommen, mein Sohn," sprach Vater Hildebrand mit matter Stimme und streckte ihm die abgemagerte Hand entgegen. „Du erscheinst noch zur rechten Zeit, um von mir den letzten Willen Deiner Mutter zu empfangen. Komm her zu mir, mein

liebes Kind, und küsse mich, denn ich kann nicht mehr von diesem Stuhle aufstehen."

Franz schloß den Alten, der ihm so herzlich zugethan war, in seine Arme und hörte, wie dieser sagte:

„Nimm diesen Schlüssel und öffne den Eckschrank. Auf dem obersten Brett findest Du ein Couvert, auf welchem Dein Name steht. Das ist das Testament Deiner Mutter, das ich morgen dem Niedergericht hätte übergeben lassen. Halte es in Ehren und lasse mich meine Hand auf Dein Haupt legen, damit ich Dich segne in ihrem Namen."

Tieferschüttert kniete Franz nieder und hörte die Worte, die der Alte leise flüsterte. Die Hand ruhte immer schwerer auf ihm und als er sich endlich voll banger Ahnung erhob, schauten die Augen des Greises starr und leblos auf ihn hin.

Mit dem Gefühl jugendlicher Hoffnung hatte Franz die Stadt betreten, die er seine Heimath nannte. Er verließ sie wieder als eine zweifache Waise, scheidend von zwei Gräbern, in welchen seine Mutter und der Mann ruhte, der ihm ein liebevoller Vater gewesen war.

Und wiederum ging er — mit dem Testamente seiner Mutter auf dem Herzen — dem Ocean ent-

gegen, durch kein Band gefesselt, eine Zukunft vor sich, die ihm ein leichter Nebel geheimnißvoll verdeckte.

Ein Schiff lag auf der Elbe, nicht weit von dem Ankerplatze vor Krautsand, wo die nach See bestimmten Schiffe bei widrigen Winden geschützt sind. Es sah so harmlos aus und die Mannschaft desselben ging so friedlich auf dem Deck hin und her, daß es keinem Menschen einfiel, dasselbe mit besonderer Aufmerksamkeit zu betrachten. Es war ein zweimastiges Galiot unter holländischer Flagge, das bei der nächsten günstigen Wendung des Windes unter Segel ging und seewärts steuerte.

Und als es die offene See erreicht hatte, als der Feuerthurm von Neuwerk hinter seinem Spiegel lag, und die rothe Tonne an der Breitseite vorüber flog, öffneten sich die Mittelluken und die Ladung des Galiots stieg zu Deck.

Hei! Welche bunte Gesellschaft von jedem Alter und aus vielerlei Ständen, wie solche nur ein raffinirter Seelenverkäufer von den Straßen und aus den Spelunken einer volkreichen Stadt stehlen kann. Die Gefangenen, denn aus solchen bestand die Ladung, betraten das Verdeck. Männer, selbst Greise und Knaben, bunt durcheinander von den verschiedensten Neigungen,

aus den mannigfachsten Kreisen der Gesellschaft zusammen getrieben, aber von einem und demselben Gedanken beseelt, nämlich den, ihre verlorene Freiheit wieder zu erlangen. Dem Gedanken konnte die That nicht folgen. Mehrere von ihnen waren in der dumpfen Luft des Raumes bei magerer Kost erkrankt und fühlten sich völlig wehrlos. Die Mannschaft, die auf dem Verdeck ihrer wartete, stand bis an die Zähne bewaffnet da und war des leisesten Winkes gewärtig, um jeden möglichen Widerstand im Keime zu ersticken.

Da fiel der Muth den Unglücklichen und sie ergaben sich mit thränenfeuchten Augen in ihr Geschick. Einer aber aus der Menge schaute rückwärts nach der Elbmündung und sprach in sich hinein:

„Sie sollen sich vorsehen, wenn ich wiederkomme. Sie haben mir gestohlen, was mir von Gottes- und Rechtswegen gehörte, und ich will es wieder haben, mag daraus werden, was da wolle."

Der arme Hein Petersen, der diese Worte dumpfgrollend vor sich hin sprach, wußte nicht, daß er für die ersten sieben Jahre zu dem Sclavendienst auf den holländischen Ostindienfahrern gepreßt war und daß es nach dem Verlaufe derselben für ein halbes Wunder galt, wenn Einer, gesund an Leib und Seele, in sein Vaterland zurückkehren konnte.

Das Galiot segelte seiner Bestimmung entgegen. Es lieferte zu Helvoetsluis seine Ladung ab und diese schwamm, auf mehrere Schiffe vertheilt, von Meer zu Meer im harten Dienst, unter scharfer Zucht, der Java-Insel zu, wo von dem Schlosse zu Batavia die Flagge der Generalstaaten von Holland und Westfriesland weht und wo aus den schlammigen Wassern des Jacatra die giftigen Nebel steigen, die das Land verpesten.

Sieben Jahre verstrichen unter der glühenden Sonne der javanischen Küste, wo der Käthnerssohn Hein Petersen zum tüchtigen Seemann ward, der allen Stürmen und Klimaten Trotz zu bieten im Stande war. Das Fieber, welches die neu Ankommenden schüttelte und die Mehrzahl todt niederstreckte, hatte über ihn keine Macht. Sein Körper ward zu Stahl und Eisen und widerstand den härtesten Strapatzen und Entbehrungen.

Sieben Jahre waren verstrichen und in dieser Zeit hatte der Sohn der Marsch die vielfachsten Eindrücke an der Küste von Indien empfangen. Aber kein Reiz war so mächtig gewesen, die Sehnsucht nach der Heimath in ihm zu ersticken. An jedem Morgen erwachte sie mit ihm und wenn er Abends das müde

Haupt senkte, stieg sie vor ihm in seinen Träumen auf.

Mit steigender Ungeduld erwartete Hein Petersen von Tag zu Tag seine Entlassung aus dem Dienste der holländisch-ostindischen Compagnie, da er seine Zeit ehrenvoll ausgehalten hatte und zum Bootsmannsmaaten emporgestiegen war. Ein sturmkalter Seemann unter jenen glühenden Breiten ist ein köstlicher Schatz; darum bot man ihm ein neues Avancement und ein reiches Geschenk, wenn er sich auf weitere sieben Jahre verpflichten wollte, aber er weigerte sich entschieden und sehnte sich aus dem Lande der Palmen und der Schlangen nach den feuchten Marsch- und Moorgründen hinter den Deichen der Niederelbe.

In steigender Ungeduld war er eines Tages bald zu diesem, bald zu jenem einflußreichen Mynheer gelaufen, ohne Etwas auszurichten, als er sich, hart an der Straße, die von der Stadt nach dem reizend belegenen Dorfe Buitenzorg führt, von einem Menschenknäuel aufgehalten sah.

Es war ein Haufen jener halbwilden Malayen, die stets einen Heldenmuth ohne Gleichen zeigen, wenn ihrer Zwanzig über Einen herfallen, und die nach allen vier Winden laufen, wenn ihnen ein rechter Mann mit erhobener Faust entgegen tritt. Die Kerle um-

gaben einen der wenigen Eingebornen, denen die damalige Willkühr gestattete, unter den Mynheers als ihres Gleichen zu leben und sich ungehudelt seines Besitzes zu erfreuen. Harte Drohworte wurden ausgestoßen und das zerrissene Gewand des bedrängten Herrn deutete an, daß es nicht bei den Drohungen geblieben war.

„Hollah Ahoi!“ rief Hein Petersen und griff mit beiden Händen in den dichten Haufen hinein. „Was für ein Diebsgesindel haben wir hier? Wenn Ihr malayischen Hunde Lust habt, Euch den Schädel einschlagen zu lassen, will ich Euch dazu verhelfen.“

Mit diesen Worten hatte er zwei derselben gegriffen und stieß sie mit den Köpfen so nachdrücklich zusammen, daß sie sofort niederstürzten.

„Zwanzig über Einen! Dazu soll Euch die Lust vergehen. Zwei sind geliefert. Wer von Euch will jetzt zuerst daran? Ha! Ha! Ha! Da laufen sie und stäuben auseinander, wie bei uns eine Flucht scheuer Tauben, wenn der Habicht dazwischen fährt. Nun, alter Herr, das Fahrwasser ist klar und Ihr könnt Euern Cours weiter steuern.“

Bei diesen letzten Worten sah er sich nach dem Manne um, den er eben befreite. Von der Angst bewältigt, war dieser umgesunken und vermochte sich

nicht aus eigener Kraft zu erheben. Hein Petersen leistete ihm Hülfe und sagte dabei:

„Dann muß ich Euch wohl heimwärts lootsen? Wohin wollt Ihr denn? — Wird Euch das Sprechen sauer? — Zeigt nur mit der Hand die Richtung an! — Schon gut! Ich verstehe Euch. Es geht nach Buitenzorg. Stützt Euch getrost auf mich. Ihr müßt unglücklich gefallen sein, weil Ihr so schwer hinkt."

Sie erreichten Buitenzorg, jenen Ort, wo die reichen Mynheers ihre luftigen Paläste bauten und ein paradiesisches Leben führten, wenn die Geschäfte des Tages beendet waren. An dem äußersten Ende wohnte der Kaufmann Benares, der sein Geschäft seit Kurzem niedergelegt hatte. Er vermochte den Holländern nicht länger zu widerstehen und wollte lieber ein bescheidenes Vermögen retten, als es in einem ungleichen Kampfe nach und nach ganz einbüßen. Hein Petersen brachte den Mann nach Hause, den er von einem Haufen wüster Bettler befreite, und sah sich außer Stand, sich der Dankbarkeit des Geretteten zu entziehen. Nur nach dem bündigsten Versprechen, am folgenden Tage wieder zu kommen, gelang es ihm endlich, sich zu entfernen.

Benares schloß sich mit der größten Lebhaftigkeit seinem Retter an und war zu jedem Dienst bereit.

Was dem Seemann nicht gelungen war, brachte Benares in kurzer Zeit zu Stande. Hein Petersen erhielt seine Entlassung und die freie Rückfahrt nach Europa. Aber nun war kein Schiff segelfertig und er mußte abermals warten. Benares ließ nicht nach, bis sein Retter zu ihm in das Haus zog. Er behandelte diesen mit der rührendsten Sorgfalt. Einer solchen Hingebung vermochte Hein Petersen nicht zu widerstehen. Es bildete sich zwischen Beiden ein zartes Freundschaftsverhältniß, in dessen Bunde Maja die Dritte war.

Maja war die Tochter des Hauses, das einzige Pfand einer glücklichen Ehe, die der Tod trennte, nachdem sie nur kurze Zeit gewährt hatte. Der Vater hing mit einer rührenden Zärtlichkeit an dem einzigen Kinde und Maja vergalt diese Liebe durch die reinste Hingebung. In diesen Bund ward Hein Petersen aufgenommen und konnte dem Zauber desselben nicht widerstehen. Er blieb in der neu gefundenen Heimath und blieb auch dann, als ein Schiff der Compagnie nach Holland abging, mit welchem ihm die Rückkehr freistand.

Maja war ein Bild jugendlichen Liebreizes. Fast noch ein Kind, zeigte sie bereits vollendete Formen, denn die Sonne von Java reift schnell und macht früh

welken. Benares, der für den neuen Freund alles Denkbare that, wünschte diesen noch fester an sich zu binden und gab ihm nicht undeutlich zu verstehen, daß er keine abschlägige Antwort zu befürchten hätte, wenn er Maja zum Weibe begehre.

Dieser unerwartete Antrag erregte einen Sturm gefährlicher Gedanken in der Brust des Seemanns. Als ob Benares ihm jede Gelegenheit geben wollte, sich in dieser Sache deutlich zu werden, entfernte er sich unter irgend einem Vorwande vom Hause und blieb mehrere Tage weg.

Nach der Heimkehr breitete er vor dem Freunde ansehnliche Geschenke aus; dann nahm er dessen Hand und sah ihn bedeutungsvoll an. Länger vermochte Hein Petersen nicht zu schweigen und sagte:

„Ich weiß um Euere edle Absicht, Benares, und bewundere Euere Großmuth. Wenn ich Euer Kind zum Weibe bekäme, würde ich sehr glücklich sein, aber mein Gewissen verbietet mir, dies Glück anzunehmen.“

Benares sah ihn fragend an. Er verstand nicht, was der Freund ihm sagte.

„Ich bin in einem kalten Lande geboren,“ fuhr Hein Petersen fort. „Es dauert dort lange, bis der Baum seine Knospen treibt, und eben so lange, bis

diese Knospe eine Blüthe wird. Aber wenn sie es geworden ist, duftet sie viele Tage und welkt nur, um eine schönere Frucht zu tragen. Versteht Ihr mich, Freund? Es dauert lange, bis ein Herz in dem kalten Norden die wahrhafte Liebe empfindet; aber wenn sie erst in der Brust des Mannes lebendig geworden ist, entsteht daraus eine Gluth, die bis zum Grabe erwärmt und die erst mit dem letzten Athemzuge erlischt. Und in diesem Herzen glimmt eine solche Gluth, die ich nicht ersticken kann und nicht ersticken will und darum kann ich nicht Euer Sohn heißen."

Er hatte die Hand seines Freundes ergriffen und sie auf sein Herz gelegt. Traurig nickte dieser mit dem Kopfe und zog die Hand zurück.

Von einer gleichen Empfindung war Maja beseelt. Der Vater hatte vor seiner Abreise einige Winke fallen lassen, welche ihr Herz beschwerten. Sie empfand innige Dankbarkeit für den Mann, der ihrem Vater das Leben rettete; sie blickte mit Vertrauen zu ihm auf und trug ihm ein kindliches Herz entgegen; aber die Leidenschaft schlummerte noch in dieser Brust und nicht dem nordischen Seemanne war es gegeben, sie wach zu rufen und den Funken zur leuchtenden Flamme anzufachen.

Mit klopfendem Herzen begrüßte sie den Vater

bei seiner Heimkehr. Als Benares den Freund mit sich in sein innerstes Gemach zog und mit ihm lange und vertraulich sprach, ahnte sie den Inhalt des Gespräches und harrte bangen Herzens auf das Ende desselben.

Die Thür öffnete sich und durch dieselbe trat Hein Petersen bei ihr ein. Er näherte sich der zagenden Jungfrau und, sie bei der Hand nehmend, sprach er:

„Fürchte Dich nicht vor mir, Maja. Ich weiß, was Dein Vater für mich thun wollte, und weiß, daß Du eine gehorsame Tochter bist, welche ihm seinen Wunsch erfüllt hätte, wenn es ihr auch noch so schwer geworden wäre. Aber ehe mich verruchte Räuber stahlen und hierher in die Sclaverei schleppten, habe ich mich mit einem Mädchen verlobt und halte mich an sie gebunden, wenn ich gleich nicht weiß, ob sie noch lebt und mir die Treue hielt. Darum, Maja, weil ich Dir kein halbes Herz geben kann, will ich Dir eine treue brüderliche Hand bieten und Dir versprechen, Dein Freund zu sein und zu bleiben, was immer kommen möge und wohin mich das Schicksal verschlägt."

Diese Worte verfehlten nicht eines mächtigen Eindruckes auf die Jungfrau, die sich von einer quälenden

Last befreit sah. Sie warf sich in die Arme des Seemannes, der mit der offensten Natürlichkeit zu ihr sprach, drückte einen Kuß auf seine Lippen und sagte mit ihrer melodischen Stimme:

„Ich danke Dir für Dein herrliches Geschenk und will Dir kindlich unterthänig und gehorsam sein, wie ich es meinem lieben Vater bin.“ Dann aber eilte sie zu Benares, drückte seine Hand an ihre Lippen und schloß ihm das tiefste Geheimniß ihres Busens mit unbegränztem Vertrauen auf.

Längere Zeit verging nun in ungetrübter Heiterkeit. Die drei Menschen lebten sich so sehr zusammen ein, daß ihr Verhältniß ein so glückliches wurde, wie selten eines. Es war zu viel Morgenröthe an dem Lebenshimmel des armen Hein Petersen, darum mußte eine neidische Wolke dieses Frühleuchten verhüllen. Einen langen Tag hatte Benares, um ein Geschäft zu ordnen, in der Stadt Batavia zugebracht und mit dem Tod im Herzen kehrte er von dort zurück. Ein treuer Pfleger, saß Hein Petersen an dem Lager des Kranken und widmete ihm die rührendste Sorge; allein umsonst. Der Gifthauch des Jacatra hinterläßt Spuren, die niemals zu verlöschen sind.

Er und Maja standen mit kummervollen Mienen an dem Sterbelager. Benares hielt in der zitternden

Hand ein Papier, das er verlangt hatte. Er reichte es dem Freunde und sagte mit matter Stimme:

„Dies ist mein letzter Wille. Ihr werdet daraus sehen, wie ich für Euch sorgte. Da einer meiner innigsten Wünsche sich nicht hat erfüllen können, nehme ich ihn mit mir in das Grab. Aber Eines wird der Freund dem Freunde nicht abschlagen. Ich lasse Maja ganz allein in der Welt zurück. Wir haben keinen einzigen Verwandten und unter den Freunden, die mir das Leben entgegen führte, befindet sich keiner, dem ich die Zukunft meines Kindes anvertrauen möchte. Was darf ich von Dir hoffen?"

„Alles, was ich irgend zu leisten im Stande bin, will ich mit redlichem Herzen erfüllen!" sagte Hein Petersen, hingerissen von der Macht des Augenblickes, nicht bedenkend, wie wenig er dies Gelübde in seinem fernen nordischen Vaterlande lösen könne.

Maja, die in Thränen aufgelöst, an dem Bette des Vaters kniete und ihn fest umschlungen hielt, erhob sich jetzt, trocknete ihre Thränen und sagte in großer Bewegung:

„Was hält mich an diesem Boden fest, wenn Du von mir gegangen bist, lieber, theurer Vater? Was kann ich hier suchen und finden, wo mir Niemand befreundet ist und wo die stolzen Frauen und Jung-

frauen hochmüthig auf mich herabsehen, weil meine Mutter ein Malayenweib war? Dein Freund ist der meinige. Er gelobte, mein Bruder zu sein und Deine Stelle zu vertreten, wenn Du nicht mehr bist. Mußt Du von mir gehen und kann ich Dich mit all' meiner Liebe nicht zurückhalten, wirst Du Dein Auge in dem Glauben schließen, daß ich nicht verlassen bin."

Benares seufzte tief auf und sagte leise:

„Er scheidet von hier und geht über die Oceane, wo die Wohnungen seiner Väter stehen."

„Ich sagte Dir schon, Vater, daß mich hier Nichts zurückhält, wenn Du von mir gegangen bist," entgegnete Maja rasch. „Mein Entschluß steht fest. Dein Freund tritt an Deine Stelle und das Kind gehört an des Vaters Seite. Wohin er geht, da ist meine Heimath und ich will ihm in allen Dingen treu und gewärtig sein. Hast Du mich gehört, Vater?"

Benares lächelte. Sprechen konnte er nicht mehr, aber sein Auge blickte mit unendlicher Liebe auf das Kind seines Herzens und sah dann fragend auf den Freund. Dieser erhob die Hand und sagte:

„Ich will sie schützen und schirmen, wie ich kann

und weiß mit allen meinen Kräften, so mir Gott gnädig sein soll."

„Amen!" sprach Benares. Es klang leise, wie ein Hauch. „Segne Dich Gott, mein Kind."

Vorüber war der Kampf. Ein edler Mann schied aus dem Leben.

Die Zeit übt eine lindernde Kraft. Maja faßte sich wunderbar und gab sich nur in der Einsamkeit dem Ausdruck ihres tiefsten Schmerzes hin. Hein Petersen war durch das Testament zum Vollstrecker des letzten Willens seines Freundes ernannt. Noch einmal sprach er ernst mit Maja und stellte ihr vor, welch' ein schwerer Schritt es sei, den sie zu thun entschlossen war, allein sie blieb fest bei ihrem Worte und Hein Petersen hatte nur dafür zu sorgen, die Liegenschaften seiner Pflegetochter zu verwerthen und ihr Hab und Gut in flüssiges Capital zu verwandeln.

Mit der Zeit gelang es und als Alles geordnet war, fand sich ein Compagnieschiff, das nach Amsterdam segelte. Es weckte in dem nordischen Seemann, den die Javapest großmüthig schonte, ein seltsames Gefühl, als geachteter Passagier auf einem Schiffe derselben Compagnie nach Europa zu fahren, die ihn von dort mit räuberischer Schlauheit entführte. Eine kurze Zeit

erhob ihn der Gedanke, dann aber krallten sich die Finger zusammen und er sprach vor sich hin:

„Der Tag der Wiedervergeltung bricht an.“

Auf der Nordsee schwamm eine Brigg. Sie hatte zur Nacht die Feuer von Borkum und Wangeroog gesehen und hielt Cours nach der Elbe. Es war eine Hamburger Brigg und der Capitain derselben einer der Männer, die in allen Lagen des Lebens den Kopf und das Herz an der rechten Stelle haben.

Aus demselben Holze geschnitzt war der Kajütenpassagier, der sich in Amsterdam bei ihm eingefunden hatte. Die Reise verzögerte sich Anfangs, widriger Winde halber, über die Gebühr und beide Männer erhielten vollauf Gelegenheit, sich zu nähern und genauer kennen zu lernen. In einer überraschend kurzen Zeit reifte die flüchtige erste Bekanntschaft zu einer festen Freundschaft, die im Leben manche Probe bestehen sollte und ehrenvoll bestand.

Der Passagier betrat das Verdeck, um die frische Morgenluft einzuathmen und den Anblick des nahen Landes nicht zu versäumen. Es war Hein Petersen, der mit Maja glücklich bis hierher gelangte. Während der langen Ueberfahrt von Java nach dem Texel hatten die Beiden sich innig an einander ge-

schlossen. Er vertraute dem jungen Mädchen die kurze, aber inhaltreiche Geschichte seines Lebens und sie vergalt ihm dies Vertrauen durch ihr kindliches Entgegenkommen. Mancherlei Pläne wurden unterweges entworfen und fanden einen festen Halt, als sie ein guter Stern an Bord dieser Brigg führte, die bald nach ihrer Ankunft in Amsterdam unter Segel gehen sollte.

Capitain Jakobsen von der Brigg „Sanct Pauly,“ der seinen Passagieren mit vollem Vertrauen entgegen kam, wurde in den Familienrath gewählt. Hein Petersen wollte nicht erst ganz nach Hamburg aufsegeln. In der Nähe seines Heimathortes sollte man ihn an das Land setzen. Maja wurde der Sorgfalt des Capitains anvertraut. In dem Hause desselben sollte sie als eine liebe Freundin Aufnahme finden. Das Weitere wurde bis zu dem Zeitpunkt verschoben, wo Hein Petersen ebenfalls in Hamburg eintreffen werde. Nach diesem Beschlusse sah man mit leichtem Herzen einer Trennung entgegen, der ein baldiges Wiedersehen folgen sollte.

Das Schiff segelte in die Elbe ein. Man fuhr an Cuxhafen vorüber und legte an der Bösch an, um den vom Lootsgaliot erhaltenen Admiralitäts-Lootsen abzusetzen und einen Elblootsen dafür an Bord zu erhalten. Hier war der Ort, wo Hein Petersen die

Brigg verließ. Capitain Jakobsen hatte von ihm Maja's Vermögen in Empfang genommen und die sichere Aufbewahrung versprochen. Maja schied ziemlich gefaßt von dem väterlichen Freunde und nachdem er das Boot bestieg, welches den Lootsen an Bord brachte, um in demselben nach der heimathlichen Küste zu steuern, winkte sie ihm mit dem Tuche zum Abschied. Aber als sie gleich darauf in die Kajüte ging, um ihre hervorquellenden Thränen zu verbergen, wurde ihr das Herz unsagbar schwer und sie empfand eine Angst, welche ihr das Blut in den Adern stocken machte.

„Warum? — Warum?“ Es fehlte ihr eine Antwort auf diese Frage.

Hein Petersen war gelandet. Fast zehn Jahre waren verstrichen, seitdem er gewaltsam aus der Heimath entführt wurde, und nun lag sie vor ihm. Was war aus den Seinigen geworden? Wo sollte er sie wiederfinden? Waren sie bedürftig, oder gar arm geworden? Bei diesen Gedanken leuchtete es wie Sonnenschein von seiner Stirn, denn die Großmuth seines Freundes Benares hatte ihn in den Stand gesetzt, diesen Mangel in Fülle zu verwandeln. Oder hatte der Tod Alle fortgerafft, an denen sein Herz hing, und waren ihnen Diejenigen gefolgt, die sein

Elend verschuldeten? Seine Augen funkelten vor Grimm bei dem Gedanken, daß der übermüthige Franz von Bossel und der Advocatenschreiber Willig sich seiner gerechten Rache hätten entziehen können.

Die Marsch ist üppig, blühend, aber einförmig. Die langen Aecker laufen, alle von einem Maaße, parallel neben einander hin und zwischen jedem derselben liegt ein Graben, in welchem sich die Wasser sammeln. An ihrem Rande wächst die Weide. Die grüne Weide mit ihrem melancholischen Aussehen ist der einzige natürliche Baum in der Marsch. Aber jenseits Drochtersen elbabwärts ist hart an der Landstraße ein Platz, wo in einem Halbkreise mehrere Laubbäume stehen — ein seltenes, eigenthümliches Wahrzeichen. Hier, am Schinkel, wählen die Herrenleute des Landes Kehdingen ihre Höftmänner, welche die Gemeinden bei allen öffentlichen Angelegenheiten vertreten.

Unter diesen Bäumen bewegte sich eine menschliche Gestalt. Als Hein Petersen sich nahte, erhob sie sich und hielt die Hand über die Augen, als wolle sie irgend einen Gegenstand erforschen, aber traurig sank die Hand wieder herab:

„Ich sehe nichts! Mein Auge ist todt!“

Hein Petersen sah einen alten, gebrechlichen Mann vor sich, dessen Kniee zitterten und der mit dem Stock

vor sich hin fühlte, um den rechten Weg zu finden. Mitleidig trat er näher und sagte:

„Soll ich Euch eine Hand leihen? Wenn Ihr von Eurer Straße abgekommen seid, will ich Euch nach Hause bringen.“

„Ich habe kein Haus mehr,“ entgegnete der alte Mann. „Sie haben es mir genommen und mein Recht dazu. Nun wandere ich viele Jahre im Lande auf und ab, um das verlorne Recht zu suchen, und um ein Stück Brod für meinen Hunger zu betteln. Aber ich kann das Recht nicht finden und Bettelbrod ist hart; es muß mit Thränen aufgeweicht werden.“

Die zitternde Stimme des Greises machte eine tiefe Wirkung auf Hein Petersen, der sich wunderbar erschüttert fühlte. Er führte den Alten zu einem mit Gras bewachsenen Erdhaufen und sagte:

„Laßt Euch hier nieder und erholt Euch ein wenig, bevor wir unsere Wanderung antreten, um Wohnung und Obdach zu suchen. Euer Unglück spricht zu meinem Herzen, alter Mann, und gern biete ich Euch eine helfende Hand.“

„Die erste Menschenstimme, die freundlich zu mir spricht seit Jahren,“ sagte tief bewegt der Greis. „Die Leute sind hart und rauh und das übermüthige junge Volk lacht mich aus, wenn ich begehre, was

mein ist. Habt Dank, Herr, für Euer gutes Wort. Es macht mich satt, daß ich zu einem Menschen reden kann, der mich freundlich anhört."

Hein Petersen wußte nicht, wie ihm geschah. Er drückte dem Greise die Hand und sprach:

„Ich will Euch Euer Recht finden helfen, und es wird uns gelingen."

Der Greis schüttelte wehmüthig mit dem Kopfe:

„Ihr seid wohl noch jung, weil Ihr so sehr in der Hoffnung lebt. Die Zeit wird Euch eines Besseren belehren."

„Unverzagt!" entgegnete Hein Petersen und ein flüchtiges Lächeln spielte um seine Lippen. „Ich bin auch hier aus der Marsch gebürtig und ein altes Wahrwort sagt: Die Köpfe der Marschleute sind von Eisen."

Der Greis wurde von diesen letzten Worten so erschüttert, daß ihm die hellen Thränen aus den Augen stürzten und er in ein krampfhaftes Schluchzen fiel. Hein Petersen sah ihn staunend an und fragte schnell:

„Wie mag ein Wort, das Freund und Feind sich gegenseitig zurufen, Euch so erschüttern?"

„Weil ich dabei an ein Unrecht denke, das ich beging und nicht wieder gut machen kann," erwiederte der Greis. „Den Freund, der bittend vor mir lag

und um Hülfe flehte, stieß ich von mir, weil .... Habt Mitleid mit mir, Herr. Aber so wie einst Detlev Bomann mit aufgehobenen Händen vor mir stand und mich, seinen besten Freund, um Erbarmen anflehte, sehe ich ihn jetzt vor mir."

„Detlev Bomann!" rief Hein Petersen aufgeregt. „Was ist es mit diesem Manne? Wie kommt Ihr zu dem Namen? Redet! Redet schnell!"

Er hielt seine Augen fest auf den zitternden Greis geheftet und eine bange Ahnung flog durch sein Herz. Ehe der Alte noch antworten konnte, rief er diesem zu:

„Und Wer seid Ihr? Das sagt zuerst. Nun ich Euch fest ansehe ... Allbarmherziger Gott! Seid Ihr es denn wirklich?"

„Ich bin der arme Hannes Petersen, dem sie den Sohn genommen, sammt Haus und Hof und seinen guten Leumund."

Hein Petersen warf sich in tiefer Erschütterung vor dem alten Manne in die Kniee und drückte dessen welke Hände an seine Lippen. Der Alte schwieg bestürzt und wußte nicht, wie ihm geschah. Er hörte, wie Jener einige Worte hastig hervorstieß, deren Sinn er nicht verstand, und sagte:

„Vater, sagt Ihr? Ja, ich war ein glücklicher Vater, der einen braven, redlichen Sohn hatte, den

sie mir gestohlen haben und den ich nicht wiedersehen werde."

Hein Petersen rang nach Fassung. Er setzte sich neben den Greis, behielt dessen Hand in der seinen und sprach zu diesem:

„Ihr sollt den Sohn wiedersehen. Ich bin gekommen, Euch zu sagen, daß der Hein Petersen auf dem Wege zu Euch ist ..."

„Allbarmherziger Gott!" rief Hannes Petersen aus. „Wenn es wahr ist, daß er lebt, und wenn Jemand kommt, um mir das zu sagen, so ist das mein guter Junge selbst ... Sage mir, Mann, bist Du der verlorne Sohn, der nach so langer Zeit wiederkehrt?"

„Ja, Vater Hannes, ich bin es!" entgegnete der Sohn mit bewegter Stimme und schloß den ohnmächtigen Greis in seine Arme:

„Er stirbt mir! Er stirbt! Der Schreck, die Freude haben ihn getödtet. Vater! Vater! Ermuntert Euch! Ich bin es! Gott im Himmel, sei barmherzig und lasse den Augenblick des Wiederfindens nicht auch den Augenblick einer ewigen Trennung sein."

Mit ängstlich klopfendem Herzen machte er sich daran, das Leben in den erstarrten Körper zurück zu rufen. Es wollte ihm lange nicht gelingen. Bang

schweifte sein Blick auf- und abwärts die Straße entlang. Nirgends war ein Mensch zu sehen; nur in dämmernder Ferne ragten die Dächer einiger Häuser hervor. Endlich erbarmte sich der Himmel und Hannes Petersen gab ein Zeichen des Lebens von sich. Bald kehrte das Bewußtsein wieder und er vermochte, von den starken Armen des Sohnes unterstützt, sich zu erheben.

„Halte Dich fest, Vater! Ganz fest. Ich trage Dich!“ sagte Hein Petersen und schlang seinen eisernen Arm um den Leib des Greises. „Auf das nächste Haus, das wir finden, gehen wir los und wenn sie uns nicht gutwillig aufnehmen, treten wir mit Gewalt ein. Getrost, Vater! Wir suchen gemeinschaftlich unser Recht und werden es finden.“

Der Greis wankte neben dem starken Sohne her. Beide Wanderer verschwanden allmählich in dem dämmernden Schatten des hereinbrechenden Abends.

Drei Tage später war es, da schlich ein zusammen getrocknetes Männchen durch die Hinterthür in die Landesherberge zu Drochtersen. Er kannte dort jede Gelegenheit und wußte, wie er nach der Wohnstube des Wirthes gelangen konnte, ohne von den Gastzimmern aus bemerkt zu werden, welche um diese Stunde ziemlich gefüllt waren. Als der Wirth ein-

trat und den Kleinen gewahrte, zog er rasch die Thür zu, schob den Riegel vor und sagte:

„Was thut Ihr? Seit Ihr ganz und gar von Sinnen, daß Ihr dem Teufel gerade in den Rachen lauft? Ich dachte, Ihr wäret längst fort nach Hamburg und von da weiter nach Amerika, wo Euch Niemand kennt, und nun steht Ihr wie ein armer Sünder vor mir. Wenn die Landdragoner Wind kriegen, kann ich Euch nicht schützen und will es auch nicht. Ihr Lump und Betrüger! Bei mir steht Ihr auch noch an der Kreide."

„Habe ich denn weg können?" wimmerte der Kleine. „Unbemerkt war ich in die Fährjolle gekommen, die nach Hamburg abfahren sollte, und verkroch mich, so gut ich konnte. Aber als der Schiffer Cassau an Bord kam, entdeckte er mich und, mich bei den Haaren aus meinem Versteck ziehend und an das Land werfend, sagte er: „„Spitzbuben werden mit dieser Fährjolle nicht befördert. Gebt Euch keine Mühe und bleibt ruhig im Lande. Ein betrügerischer Schreiber, der seinen Herrn in's Unglück bringt, gehört in's Zuchthaus."" Damit stieß er vom Strande und nun komme ich hierher."

„Ich habe nichts mit Euch zu schaffen, Schreiber Willig!" sagte der Wirth abweisend. „Wollt Ihr

essen und trinken, weil Ihr, wie ich sehe, von Kräften seid, will ich es Euch geben, und dann fort mit Euch. Ihr habt es verschmäht, Euch zur rechten Zeit in Sicherheit zu bringen; nun ist es zu spät und kein Mensch wird seinen Kopf in die Schlinge stecken, die Euch würgen soll ..."

„Jakob Rösing!" rief der Schreiber, bebend vor Furcht und Zorn. „Ihr habt um meine Streiche gewußt und dazu geschwiegen. Und darum seid Ihr gleicher Verdammniß schuldig."

„Könnt Ihr mir das beweisen?" entgegnete Jener höhnisch. „Ihr könnt mir nichts beweisen, denn Ihr habt niemals etwas Schriftliches von mir erhalten und zum Eid wird ein Kerl wie Ihr nicht zugelassen. Das wäre ein Fressen für Euch, wenn Ihr durch einen lumpigen Meineid reputirliche Männer vor Gericht bringen könntet. Geht nur allein und gebt Euch darein. Das Holzraspeln und das Wergzupfen sind nützliche Beschäftigungen."

„Ich lüge mich heraus!" rief Willig. „Mein Prinzipal, der Advokat Völker, ist vor Schrecken gestorben und nun schiebe ich alle Schuld auf ihn."

„Das mögt Ihr mit den Gerichten ausmachen," sagte Jakob Rösing kalt. „Es ist aber noch eine zweite Bö im Anzuge, die sich bald und schwer ent-

laden wird. Denkt Ihr noch daran, daß Ihr einstmals den Hein Petersen nach Ostindien verschachert habt?"

„Still, um Gotteswillen!" rief Willig erbleichend. „Wie kommt Ihr auf die längst vergessene Geschichte?"

„Weil der Hein Petersen da ist und weil er weiß, daß Ihr die Hand dabei im Spiele hattet, um dem saubern Franz von Bossel gefällig zu sein," sagte der Wirth.

Willig war zu bestürzt, um reden zu können. Seine Zähne schlugen im Fieberfrost aufeinander.

„Ein sauberer Bursche, dieser Franz von Bossel," fuhr der Wirth ärgerlich fort. „Steht bei mir hoch an der Kreide und wird sein Lebelang nicht zahlen. Erbt das große Vermögen vom Vater und schlägt es in sieben Jahren todt. Der Lump! Aber wenn er sich im Kirchspiel sehen läßt ..."

Sein Blick fiel auf den Schreiber, der sich noch immer nicht von dem letzten Schlage erholt hatte. Er zog ein Gesicht, als wollte er sagen: Ich weiß schon, wie ich ihn los werde, dann rief er mit lauter Stimme:

„Gleich komme ich! Gleich!"

„Was giebt es?" fuhr Jener auf.

„Die Landdragoner sind da! Vier an der Zahl. Nun ist es um Euch geschehen."

„Was fange ich an?" wimmerte Willig. „Wo verberge ich mich?"

Jakob Rösing trat an das Fenster, wirbelte es auf und sagte:

„Dort hinaus, aber schnell. Ich höre schon die Säbel rasseln."

Die Angst gab dem Schreiber Kräfte. Er sprang auf das Fensterbrett und war draußen. Der Wirth schloß das Fenster wieder, schob den Riegel von der Thür und ging zu seinen Gästen, als ob nichts vorgefallen wäre.

Die Geschichte von dem wiedergekehrten Hein Petersen war in Aller Munde. Nichts Anderes ward besprochen von den Leuten, die sich weidlich den Kopf darüber zerbrachen, was nun geschehen werde. Er müsse gewinnen, hieß es, das sei klar, wie die Sonne, und Jeder werde ihm sein gutes Recht gönnen. Aber als nun der Kampf begann und dieser eine überraschende Wendung nahm: als Hein Petersen auf nichts als Hindernisse stieß und endlich abgewiesen ward, da stutzten die Leute und meinten, sie hätten sich geirrt. Der Hein Petersen sei ein Querulant

und man müsse sich von ihm fern halten, sonst gerathe man auch noch in's Unglück.

Das ist der Welt Lauf. Die rohe Masse stellt sich stets auf die Seite des Siegers und wirft mit Steinen nach Dem, der unterliegen muß.

Von Neuland her kam Herr Franz von Bossel zu Pferde. Er war nicht mehr der stolze, hochmüthige Bursche mit dem verführerischen Lachen, der das Herz der eitlen Metta Bomann in rascher Eile auf dem Drochters-Markte gewann. Er war ein verkommener, wüster Gesell, der vom Champagner zum Branntwein herabgestiegen war und von den letzten Trümmern seines großen Vermögens ein Dasein fristete, in welchem Karten, Flaschen und Würfel die Hauptrolle spielten. Er kehrte in einer einsam am Wege liegenden Schänke ein und überlegte, wie er seinen Gläubigern entgehen könne, die ihm auf der Ferse waren. Ungewiß, wie er die Schlinge meiden sollte, sprang er auf und prallte gegen den Schreiber an, der auf seiner Flucht in das Blaue hinein bis hierher gelangt war.

„Ich habe ihn! Ich habe ihn!“ rief Willig und klammerte sich fest an den riesigen Franz, der ihn mit einer Armbewegung von sich schleuderte:

„Ist der Kerl verrückt? Was untersteht Er sich? Aus dem Wege, oder ich schlage Ihm den Schädel ein.“

„Nein! Nein! Das thut Ihr nicht!“ schrie Jener zurück. „Ihr werdet einen Freund, der Euch stets treu beistand, nicht verlassen. Ihr seid jetzt meine einzige Stütze. Ihr müßt helfen und retten, oder . . .“

Das Letzte verschluckte er. Man wußte nicht, ob es ein Ausruf der Verzweiflung, oder eine Drohung war.

„Laß mich los, oder es geht Dir schlimm!“ rief Franz. „Was zum Teufel gehen mich Deine Schurkereien an?“

„Ich habe sie um Euretwillen vollbracht!“ kreischte Jener. „Als die Metta Bomann . . .“

„Schweige von der ärgerlichen Geschichte, Kerl. Wollte, ich hätte die Metta nie gesehen. Kostet mich den besten von meinen Bauerhöfen.“

„Der Hein Petersen ist wieder da! Die ostindische Luft hat ihn nicht getödtet. Er raset im Orte umher und . . .“

Franz von Bossel erschrak sichtlich; doch wollte er sich dem Schreiber gegenüber keine Blöße geben und sagte, auf den Tisch pochend:

„So packe ihn bei der Kehle und schleppe ihn noch einmal nach Ostindien; dann zeigst Du, daß Du ein Herz im Leibe hast, Du Lump.“

„Sie werden mich bei der Kehle packen!“ wimmerte der Schreiber. „Mich und Euch . . .“

Die Wirthin, welche draußen schon eine Weile zaghaft umhertrippelte, wäre die beiden lärmenden Gäste gern wieder los gewesen, denn die vereinzelten Worte, welche sie vernahm, waren für sie nicht allzutröstlich. Sie athmete leichter auf, als ihr Knecht herbeikam und sagte:

„Frau, ich weiß nicht, was es bedeuten will, aber die Landdragoner kommen die Straße herauf und gerade auf unser Haus zu.“

„Dann sind es Diebe, die drinnen in der Stube sind, und im Tischkasten liegen die silbernen Löffel!“ schrie die Frau in Todesangst und der Knecht, die Hand auf die Thürklinke legend, entgegnete:

„Solche Kerle habe ich lange einmal sehen wollen.“

Er warf einen wohlgefälligen Blick auf seine derben Fäuste, trat in die Stube und schrie:

„Was macht Ihr für einen rasenden Lärmen hier? Zankt Euch wohl darum, wer die silbernen Löffel haben soll, die im Tischkasten liegen? Wollen die Landdragoner zum Schiedsmann machen.“

„Landdragoner!“ rief der Schreiber entsetzt. „Wo sind sie?“

„Vor der Thür!“ sagte der Knecht und in demselben Augenblicke hörte man auf dem Steinpflaster, welches vor dem Eingange des Hauses lag, das Stampfen der Pferde und das Klappern der Säbel.

„Es ist vorbei . . . vorbei!“ kreischte Willig in wahrhafter Todesangst, flog an Franz vorüber durch die offen gebliebene Thür und verschwand auf der dunklen Hausdiehle.

Gleich darauf traten zwei Landdragoner ein. Der Erste von ihnen deutete auf Franz von Bossel und sagte zu seinem Kameraden:

„Das ist er! Ich kenne ihn ganz genau.“

„Seid Ihr Franz von Bossel?“ fragte der Andere, dicht an diesen herantretend.

Der noch eben so störrische Mann war ganz kleinlaut geworden und antwortete kaum hörbar:

„Ja!“

„Dann verhafte ich Euch auf Antrag Eurer Gläubiger. Wenn Ihr Euch willig gebt, soll Euch keine Ueberlast geschehen. Sonst aber . .“

Franz von Bossel verstand den nicht mißzudeutenden Wink und sagte mit verbissener Wuth:

„Ich will mit Euch gehen.“

Draußen vernahm man das laute Rufen des Knechtes. Als die Landdragoner eintraten, lief er nach der Vor=

diehle, um zu verhüten, daß die Krippen, die er gut versorgt hatte, Schaden litten, denn die Landdragoner fouragirten gern auf der Bauern Kosten, wenn es irgend geschehen konnte. Aber erschrocken trat er zurück, als er den Schreiber vor sich sah, der sich mittelst einer Pferdehalfter an der Stallthür aufgehängt hatte.

Es entstand ein Lärmen und ein Kreischen, daß Keiner sein eigenes Wort hören konnte. Einer der Landdragoner sprengte in das Dorf, um den Gerichtsmann herbei zu rufen. Die andern Beiden zogen mit ihrem Gefangenen ab. Erst spät am Abend kehrte die gewohnte Ruhe und Ordnung in dies abgelegene Haus zurück.

Manche im Lande, die sonst kein gutes Gewissen hatten, athmeten auf, denn sie fanden ihren Sündenbock. Der Advokat Völkert war freilich todt, allein der Schreiber lebte bislang noch und konnte Vieles ausplaudern. Nun aber hatte dieser, aus Furcht vor Strafe, sich selbst aus der Welt geschafft und der todte Mann konnte durch sein Schwatzen nicht mehr gefährlich werden. Er blieb der Sündenbock.

Hein Petersen betrat das Haus, wo er seinen Vater unterbrachte, jeder Hoffnung bar. Er war mit allen seinen Klagen abgewiesen worden und es ward

ihm auf das Strengste anbefohlen, sich bei scharfer Ahnung jedes Querulirens zu enthalten.

„Sie behandeln mich wie einen Hund, den man mit Füßen tritt, wenn er den Knochen packt, der ihm von Rechtswegen gebührt. Ich verlange von ihnen mein Recht und sie weigern es mir. Seht Euch vor, wenn ich komme und es mir hole."

Das Stöhnen des alten Mannes schreckte ihn aus seinem dumpfen Grollen auf.

„Vater, wie ist Euch?"

„Besser, Sohn! Und es wird nun bald ganz gut sein. Er war hier . . ."

„Wer, Vater?"

„Der Detlev Bomann. Er sagte mir, daß er mir Alles vergeben habe. Ich solle nur bald zu ihm kommen."

„Ihr habt geträumt, Vater. Der Detlev Bomann kann nicht zu Euch kommen; er ist todt."

„Ich weiß es, Sohn. Er sah auch ganz anders aus, als da wir Nachbarn waren. Und von der Stunde an ist mir besser."

Auf das Rufen des Sohnes hatte die Wirthin Licht gebracht. Hein Petersen stand nahe am Kopfende des Bettes und murmelte vor sich hin:

„Auch das noch!"

„Haben sie Dir Dein Recht zuerkannt, Sohn?“ stöhnte Vater Hannes. „Sind die Schurken . . .? Ich kann nicht mehr. Sprich!“

„Es ist Alles verloren. Abgewiesen und mit Gefängniß bedroht, wenn ich mich noch einmal rege. Aber . . .“

„Du mußt Dich doch rühren, Sohn!“ sprach Vater Hannes mit sichtbarer Anstrengung. „Du bist ja aus der Marsch . .“

„Und die Köpfe der Marschbauern sind von Eisen!“ rief hohnlachend Hein Petersen. „Sie sollen es erfahren, Recht muß Recht bleiben.“

„Recht muß Recht bleiben!“ wiederholte bange stöhnend der Alte.

„Hier lege ich meine Hand auf Dein Herz, das nun bald zu schlagen aufhören wird!“ sprach der Sohn, „und gebe Dir dies Wort mit auf die letzte Reise. So lange noch ein Athemzug in mir ist, kämpfe ich für mein Recht, und wenn sie es mir nicht geben wollen, werde ich es mir nehmen. Jeder von ihnen ist mir zur Buße verfallen. Ich räche mich an der ganzen Sippschaft, die jetzt über mich spottet und mich mit Füßen treten will.“

Der Sterbende seufzte tief auf:

„Sohn Hein, lebe wohl!“

„Vater Hannes!“ rief der Sohn und kniete bei dem Bette nieder. „Ich räche Dich und mich, das ist mein Gelöbniß.“

Die Wirthin war gekommen und sah auf den sterbenden Alten. Sie faßte sich ein Herz und rüttelte den Hein Petersen auf, der noch immer bewußtlos kniete. Mit zitternder Hand drückte er dem Greise die Augen zu.

Drei Tage nach dieser Scene ward Vater Hannes in aller Stille beerdigt. Der Sohn warf eine Hand voll Erde auf den Sarg, sprach ein dumpfes „Fahre wohl!“ und ging, ohne sich umzusehen, die Dorfstraße entlang.

Es waren Viele, denen ein geheimes Fürchten ankam, denn der Hein Petersen hatte furchtbare Drohungen ausgestoßen, aber keine derselben ging in Erfüllung. Der Gefürchtete war spurlos aus der Gegend verschwunden.

Leichter athmeten sie auf. Es war eine schwere Last von ihnen genommen.

III.

Was kommt.

Zu Hamburg war es und auf dem Neustädter neuen Weg, jener Straße, die von den Vorsetzen aus landwärts läuft. Es wohnte dort vieles Volk, was mit dem Schiffswesen zu thun hat, vornehmes und geringes, vom einfachen Schauermann und Schutenführerknecht an, in den Kellern und auf den hohen Sählen, bis zu den Capitainen hinauf, die sich in den rothschimmernden Ziegelhäusern mit den blank polirten Fenstern behaglich einrichteten. In einem dieser Häuser mit der weitleuchtenden seegrünen Thür, deren Messingklopfer eine Elbtonne bildete, wohnte Capitain Jakobsen; derselbe, mit welchem Hein Petersen Freundschaft schloß und der die schöne Maja bei sich aufnahm.

Kein glücklicheres Asyl hätte die Waise treffen können. Der Capitain war ein mild-ernster Mann, dem sich Maja bereits während der Ueberfahrt vertrauensvoll näherte, und seine Frau hatte ein weiches, sanftes Gemüth, die das junge Kind, das sich ihr mit ganzer Seele hingab, voll Zärtlichkeit in Herz und Haus aufnahm.

Anfangs fühlte sich Maja beklommen. Der Freund, der ihr an Vatersstatt galt, war noch immer fern, und Briefe, die er sandte, ließen vermuthen, daß er noch lange nicht im Stande sein werde, die Heimath zu verlassen und seine Maja zu sehen. Dazu kam, daß sie unter Fremden lebte und alle Lebensverhältnisse weit von denen abwichen, welche sie bisher kennen lernte. Aber Agathe Jakobsen war eine herrliche Lehrerin und Maja eine dankbare Schülerin. Zwar schauerte die Tochter der ostindischen Sonne fröstelnd zusammen, wenn der feuchte Südwind durch die Straßen strich und die herbstlichen Nebel sich auf die Dächer herabsenkten; aber sie gewöhnte sich allmählich daran und wurde nach und nach heimisch, glücklich in der liebevollen Theilnahme, die ihr von allen Seiten entgegen getragen ward.

„Ich kündige Euch für den Mittag einen Gast an," sagte Capitain Jakobsen, als er in die Thür trat. „Legt noch ein Gedeck auf."

„Wer ist es?" fragte Frau Agathe, „wenn es anders erlaubt ist, zu fragen. Es wäre nur, wenn wir die Sonntagshauben hervorsuchen müßten."

„Bleibt, wie Ihr seid. Es ist ein junger Seemann, der auf mein Schiff als Untersteuermann eintreten soll. Wir können uns hier ungestörter be-

sprechen. Aber da klingelt es. Vielleicht ist es mein Gast. Das gefällt mir von ihm. Pünktlich auf die Minute, wie es der Seemann sein muß."

Ein junger Mann von frischem Aussehèn mit hellen Augen trat ein. Er begrüßte die Damen ohne Verlegenheit und sagte dann:

„Pünklich nach Ordre, Capitain."

„Willkommen, Steuermann Franz. Ich liebe es, wenn Jedermann mit der Minute auf seinem Posten erscheint. Beliebt es Euch, bis die Mahlzeit fertig ist, mit mir in meine Stube zu kommen und unser Geschäft zu beenden?"

„Wie es Euch passend ist, Capitain," entgegnete Steuermann Franz und folgte Diesem. Als er an Maja vorüberging, verweilte er einen Augenblick und sah sie mit staunender Verwunderung an. Die Schönheit der jungen Indierin blieb nicht ohne Eindruck auf ihn. Maja fühlte es und schlug erröthend die Augen nieder.

„Aber, Maja! Mädchen, was ist Dir?" fragte Frau Agathe nach einer Pause.

„Wie? Was fragtest Du eigentlich, liebe Agathe? Sage es mir noch einmal."

Die Beiden gingen wie eine ältere und jüngere Schwester mit einander um; nur war das Benehmen

der älteren zarter und rücksichtsvoller, als es sonst einer jüngeren gegenüber zu sein pflegt.

„Laß nur," entgegnete Frau Agathe abbrechend. „Wir wollen an unsere Geschäfte denken. Ordne Du den Tisch, ich gehe in die Küche. Jakobsen hat es gern, daß ein Gericht mehr aufgetragen wird, als sonst, wenn ein Gast bei ihm ist. Und denke daran, daß wir nicht nur für die Bewirthung, sondern auch für die Unterhaltung zu sorgen haben."

Sie entfernte sich und ließ Maja in einiger Entfernung zurück. Der Tisch blieb unbesorgt und die Hausfrau fragte scherzend nach ihrer Rückkehr, ob alle jungen Damen in Ostindien in dem Arrangement einer Tafel so geschickt wären?

Der Capitain kehrte mit seinem jungen Officier zurück. Während der Mahlzeit wurde die Unterhaltung ziemlich lebhaft. Steuermann Franz sprach angelegentlich mit Maja und diese antwortete mit leisem Erröthen. Als der Capitain mit dem Stuhl rückte, sagte er:

„Wir werden unsern Gast öfter sehen in dieser Zeit. Die Brigg muß zimmern und Steuermann Franz wird dabei die Aufsicht führen und mir täglich Bericht erstatten. Wenn Ihr nicht gern in ein Speisehaus geht, junger Mann, so diene Euch zur

Nachricht, daß hier pünktlich um ein Uhr gegessen wird und Ihr auf diese Weise zwei Geschäfte mit einem Male abmachen könnt."

Steuermann Franz erschöpfte sich in Danksagungen und entfernte sich, um von jetzt ab der tägliche Gast des Hauses zu sein.

Bald war das Einverständniß der beiden jungen Leute das öffentliche Geheimniß des ganzen Hauses und Frau Agathe war gutmüthig genug, ihnen öfter zu einer Unterhaltung ohne Zeugen die Gelegenheit zu bieten. Capitain Jakobsen, eingedenk der übernommenen Verantwortlichkeit, glaubte dies nicht länger dulden zu können, ohne Hein Petersen davon zu benachrichtigen, und schrieb an denselben unter der ihm für solche Fälle aufgegebenen Adresse. Der Brief kam nach einiger Zeit mit der Bemerkung zurück, der Empfänger sei nicht zu ermitteln und habe angeblich das Land verlassen. Diese Nachricht erregte Bestürzung in dem Hause des Capitains und setzte den Letzteren, der jungen Leute halber, in eine nicht geringe Verlegenheit.

Nach einiger Zeit empfing der Capitain auf dem Zimmerwerft die Nachricht, daß ihn ein Fremder zu sprechen wünsche, der in dem Hause des Werftherrn auf ihn warte. Er begab sich dahin und stand alsbald vor Hein Petersen.

„Welche Ursache ist vorhanden, daß Ihr mich auf eine so geheimnißvolle Weise aufsucht, während Ihr doch wißt, wie sehnsüchtig Ihr in unserm Hause erwartet werdet?“ fragte der Capitain.

„Weil ich mich nicht zeigen will, bis ich meine Angelegenheit vollends ordnete,“ entgegnete er düster. „Mir ist Alles mißlungen. Ich fand den Vater als halb blinden Bettler an der Landstraße und mußte Gott danken, daß der Tod dem jammervollen Dasein ein Ende machte. Der Kerl, der mich wie einen Holzblock verkaufte und auf sieben Jahre in's Elend schickte, hat sich durch einen Selbstmord meiner Rache entzogen. Das Weib, dem ich unbedingt vertraute und ihr die Treue hielt auf lange Jahre des Elendes und des Kummers, ist in ihrem Lasterleben untergegangen und gestorben und verdorben, ich weiß nicht, wann und wo. Mein Recht, das ich mir erkämpfen wollte, ist mir verweigert. Niemand nahm sich meiner an. Alle waren gegen mich, weil sie fürchteten, wer weiß wie hoch hinauf, nicht vor dem Gesetz bestehen zu können, und damit sie bei Ehren blieben, mußte ich das Opfer sein. Man wies mich ab unter Androhung schwerer Strafe, wenn ich mich unterfangen sollte, noch einmal auf mein eingebildetes Recht zu pochen.“

„Ich hätte es Euch vorausgesagt, wenn Ihr mich

gefragt hättet," sagte der Capitain. „Was denkt Ihr jetzt zu thun?"

„Mein Eigenthum will ich wieder haben!" entgegnete Hein Petersen mit fester Stimme. „Mein Eigenthum ist mein Recht und da sie es mir nicht geben, werde ich es mir nehmen."

Capitain Jakobsen, den Sinn dieser Worte mißdeutend, sagte:

„Es wird Euch wenig nützen."

„Wer weiß!" entgegnete Hein Petersen. „Man muß es versuchen. Unterdessen habe ich das Land verlassen, wo man das Recht mit Füßen tritt, und bin im Begriff, mich im Holsteinischen anzusiedeln. Es ist ein stiller, abgelegener Ort, den ich mir auswählte, wo ich ungestört nachsinnen kann. Ihr sollt ihn sehen, sobald ich eingerichtet bin. Und da ich nun nicht mehr zu Denen drüben gehöre, will ich auch die letzte Erinnerung an meine Vergangenheit fallen lassen. Der Name Hein Petersen wird zum letzten Male von mir genannt."

„Ihr seid in einer Stimmung, die so seltsam ist, daß man sich vor Euch fürchten könnte. Wie wollt Ihr denn genannt sein, Herr?"

„Ich bin der kleine Hein. Der Kleine . . . so wurde ich schon von den Jungen in der Schule ge-

hänselt, und Hein ist mein Name, bei dem sich Keiner etwas Besonderes denkt. So bleibe ich am sichersten im Verborgenen. Und nun ich Euch dies sagte, nehme ich Abschied bis auf Wiedersehn. Grüßt Maja, das liebe Kind."

„Da Ihr nicht in mein Haus kommen wollt, muß ich Euch noch etwas Wichtiges mittheilen, das Eure Maja betrifft. Sie liebt . . . ."

„Maja?"

Die Nachricht traf den kleinen Hein so unerwartet, daß er nichts weiter zu erwiedern wußte.

„Ich habe in dieser Angelegenheit ausführlich an Euch geschrieben; allein der Brief kam mit der Bemerkung zurück, daß er unbestellbar sei, was ich jetzt freilich begreife. Mein Untersteuermann ist der Glückliche, dem es gelungen ist, dies junge Herz zu gewinnen. Steuermann Franz ist nur von geringer Herkunft und ohne alles Vermögen; allein er ist ein braver, redlicher Junge und hat das Seewerk tüchtig gelernt. Ich glaube, die Maja würde keinen Fehlkauf thun, wenn sie sich mit dem jungen Manne verbände. Soll ich Euere Meinung wissen?"

Der kleine Hein ging mit raschen Schritten auf und ab. Diese Nachricht hatte ihn überwältigt und

er konnte nicht mit sich einig werden. Der Capitain warf einen Blick durch das Fenster und sagte:

„Faßt Euch . . . . es kommt Jemand. Es ist mein Untersteuermann Franz, derselbe, von dem ich eben sprach. Nun könnt Ihr selbst sehen."

Steuermann Franz trat ein, machte dem Capitain eine Meldung, that einige Fragen und entfernte sich dann wieder, ohne den anwesenden Fremden zu beachten.

„Nun?" fragte Jakobsen und sah den kleinen Hein näher an, als er keine Antwort erhielt. „Was ist Euch, Mann? Seid Ihr zur Salzsäule geworden? Woran denkt Ihr?"

„Weiß ich es?" antwortete er, wie aus einem Traume erwachend. „Ich sah in das Gesicht des jungen Mannes und eine untergegangene Welt stieg vor mir auf. Ich sah . . aber wie durch einen Nebel. Es war eine Aehnlichkeit, die mich ergriff und die ich doch nirgends hinzuthun weiß. Wie nennt Ihr ihn?"

„Franz."

„Und wie weiter?"

„Weiter? Ich habe keinen andern Namen von ihm gehört und halte dafür, es ist sein Familienname. Nun macht mich Euere Frage stutzen. Allein, das wird sich morgen ausweisen, wenn wir bei dem Wasser-

schout anmustern. Was aber ist Euere Ansicht wegen der Maja? Ich will keine Verantwortung irgend einer Art in dieser Angelegenheit übernehmen."

„Jakobsen," sagte der kleine Hein mit der tief-innersten Empfindung. „Mehr, als ich sagen kann, hat mich Das aufgeregt, was ich hier sah, und hörte und ich bin außer Stande, einen Entschluß zu fassen. Ich liebe die Maja, die mir ein theures Vermächtniß ist, wie nur ein Vater sein eigenes Kind lieben kann, und will ihr jedes Glück bereiten, das in meinen Kräften steht. Aber jetzt kann ich keinen Entschluß fassen und nachdem ich den jungen Mann vor mir sah, erst recht nicht. Ihr seid ein ehrlicher Mann, Jakobsen, und werdet Acht haben, daß Nichts geschieht, was dem armen Mädchen nachtheilig werden könnte. Sobald es irgend sein kann, komme ich und dann wird sich Alles ausgleichen. Ihr haltet den jungen Mann für brav, also ist nichts Böses zu befürchten . . ."

„Um so mehr nicht," fiel der Capitain ein, „als wir in spätestens acht Tagen unter Segel gehen. Mag die Sache denn auf sich beruhen, bis wir wiederkommen. Es handelt sich nur um eine kurze Reise nach Malaga. Wenn wir von dort wieder auf hier segeln . ."

„Erscheine ich bei Euch im Hause und bringe, so Gott will, Friede und Freude mit. Gehabt Euch wohl!"

Der kleine Hein entfernte sich in aller Eile und Capitain Jakobsen sah ihm nicht ohne Kopfschütteln nach. Mit dem Erscheinen des jungen Steuermanns war zwischen Beide Etwas getreten, das einer Nebelwand glich, die sich immer mehr verdichtete.

In dem Kruge zu Schulau war eine nicht gewöhnliche Bewegung zu einer Tageszeit, wo sonst die Gaststuben leer zu stehen pflegten. Die Männer standen in Gruppen umher und selbst einige Weiber handschlagten und sprachen dazwischen, daß man sein eigenes Wort nicht hören konnte, geschweige denn ein fremdes. Da schlug der Wirth mit einem eisernen Hammer drei Mal nach einander auf den schweren eichenen Tisch, daß die Gläser zusammen klirrten:

„Wenn Ihr unterhandeln wollt, geht es nicht zu Zweien oder Dreien *hier*, und zu Zweien oder Dreien *dort*. Es muß eine allgemeine Besprechung sein und nur Einer darf zur Zeit das Wort führen. Vorerst aber müssen die Weiber hinaus, die nichts thun, als lamentiren und uns von der Arbeit abhalten."

Der Wirth wurde von den aufkreischenden Weibern unterbrochen und eine derselben, die eine kräftigere Kehle hatte, als die übrigen, schrie laut:

„Und die Drittauerin ist auch hier! Die Drittauerin muß sprechen!“

„Was für eine Drittauerin?“ fragte der Wirth.

„Was will sie?“ rief ihm ein Anderer nach.

Der Fischer Jochen-John stieg auf den Tisch und sagte: „Drittau ist mein Maat und Derjenige von uns Beiden, der immer Haare lassen muß, wenn ich die meinigen behalte. Der Hannoveraner, wißt Ihr, der sich hier bei uns ansiedelte und dem die unsichtbaren Piraten immer eins versetzen, wenn er nicht zu Hause ist. Diesmal hat es das liebe Vieh büßen müssen.“

„Ja!“ schrie das Weib des Drittau erbärmlich. „Das Pack hat meinen beiden Schafen das linke Vorderbein geknickt und unserer rothen Kuh den Schwanz abgehauen. Die Gemeinde muß uns das ersetzen.“

Diese Zumuthung an den allgemeinen Säckel wurde mit lebhaftem Widerspruch znrückgewiesen und ein abermaliges wirres Durcheinander stand bevor, als es einigen vernünftigen Männern gelang, die Ordnung herzustellen und den Uebrigen in das Gedächtniß zu rufen, weshalb man eigentlich zusammen gekommen sei.

„Und dies ist die Angelegenheit,“ fuhr der Aelteste fort. „Die Neckereien und Nergeleien auf der Elbe

mehren sich von Tag zu Tag. Nicht nur in den Dörfern drüben im Hannoverschen ist Keiner seines Eigenthums, oder seines Lebens sicher. Es fängt auch bei uns an zu spuken. Sie sagten, es hätte blos dem Drittau gegolten, weil er ein Hannoveraner ist, allein es ist in der vergangenen Nacht auch an Einen von den Unsrigen gekommen. Bei dem kleinen Hein ist das Satansvolk gelandet und hat ihm seinen schönsten Lindenbaum umgesägt."

Ein Schrei des Unwillens begleitete diese Worte des Sprechers, der weiter fortfuhr:

„Was bedünkt Euch, soll aus unserm Eigenthum werden, wenn ein solcher Mann nicht mehr geschont wird? Wir müssen dazu thun, um uns vor diesen Unbilden zu schützen."

„Ja!" rief eines von den Weibern. „Fangt den Räuber, den Spitzbuben . . . den Dieb!"

„Woher wißt Ihr, daß es Einer ist?" fragte der Sprecher rasch. „Es können ihrer eben so gut zehn oder zwanzig, oder gar eine ganze Bande sein. Und was Ihr von einem Diebe sagt, das ist nicht wahr. Ein Dieb ist nicht dabei. Niemals ist Etwas weggekommen, weder Geld, noch Geldeswerth. Es läuft immer nur auf Nichtswürdigkeiten und Schabernack hinaus. Wer kann sagen, daß bei irgend einem

Ueberfall, den diese Flußpiraten gemacht haben, sei es zu Wasser, oder zu Lande, irgend Etwas gestohlen wurde? Wer es weiß, der trete auf und sage es!"

Es blieb still in dem Kreise, so still, daß sich die Männer verwundert ansahen. Der Sprecher benutzte diesen günstigen Augenblick und sagte:

„Kommen wir zum Schluß. Wir müssen Hand an das Werk legen und werden es auch. Gewiß wollen wir Alle zu unserm Schutze arbeiten; Alle miteinander; aber befehlen kann nur Einer und ich schlage vor, daß wir dazu einen tüchtigen Mann wählen, der den guten Willen und den Verstand dazu hat, und von dem Jedermann weiß, daß er es gut mit uns meint."

„Ich weiß, wer dieser Mann ist!" rief Einer aus dem Haufen.

„Wir auch! Wir auch!" riefen die Meisten ihm nach. „Es ist ein gutes Ding mit Dem da."

„Den kleinen Hein habe ich gemeint, Ihr Leute. Wer dafür ist, erhebe seine Hand."

Alle Hände griffen in die Luft und alsbald wurde der kleine Hein zum Oberhaupt der Männer gewählt, welche den Flußpiraten nachspähen und sie unschädlich machen sollten. Man suchte drei Männer aus, die ihm diesen Beschluß überbringen sollten und trennte sich darauf in tumultuarischer Weise.

Der kleine Hein war zu Hause und hatte keine Ahnung von Dem, was die Gemeinde seinetwegen beschlossen hatte. Er stand unfern von dem gefällten Lindenbaume, der kurz über der Erde abgesägt und der Länge nach hingestürzt war. Kopfschüttelnd betrachtete er ihn und sagte vor sich hin:

„Du erfährst auch, daß Undank der Welt Lohn ist. Dein Schatten hat mich erquickt, die Vögel, die sich in Deinem Laube bargen, sangen mir fröhliche Lieder, und dafür, daß Du mir stets etwas gegeben und nie etwas von mir empfangen hast, liegst Du da. Jeder Schnitt ging mir durch das Herz, aber ich konnte nicht anders. Mir war es, als ob sie Argwohn schöpften, und darum mußte ich den Verdacht von mir ablenken. Wer selbst leidet, kann nicht Ursache sein, daß Andere leiden. So legen sich die Kerle das in ihrem Kopfe zurecht. Noch bin ich lange nicht am Ziele. Mir fehlt viel, bevor ich Genugthuung habe für alle Schmach, die mir zu Theil ward. Dafür, daß sie mein Recht mit Füßen traten, will ich auf ihre Herzen treten. Für jede Thräne, welche sie aus meinen Augen preßten, will ich tausendfachen Ersatz."

Seine Augen leuchteten, als er dies sagte, und den rechten Fuß auf den Stamm des gefällten Baumes gesetzt, stand er da.

Sein Knecht, der maulfaule Hanjochen, kam gelaufen, und mit der Hand hinter sich deutend, sagte er kurz:

„Sie kommen!“

„Wer?“

„Die Schulauer!“ entgegnete er in derselben Weise und zog sich nach dem Hause zurück.

Es waren die drei Männer, die in der Schenke gewählt worden waren, um den Beschluß der Versammlung dem kleinen Hein zu überbringen. Dieser ging ihnen entgegen und fragte nach ihrem Begehr. Der Erste theilte mit, was in dem Kruge beschlossen war, und setzte hinzu:

„Keinen Bessern konnten wir finden, als Euch, und darum haben wir Euch gewählt. Ihr seid umsichtig und verständig, genießt das Vertrauen von uns Allen und seid auf dem Wasser heimisch, wie Einer. Wenn es unter Eurer Anführung nicht gelingt, der Missethäter habhaft zu werden, gelingt es Keinem. Aber es wird mit Eurer Hülfe gut gehen und darum sind wir bereit, uns unterzuordnen und zu thun, was Ihr für recht findet. Ihr seid so zu sagen zu Lande und zu Wasser unser General und Admiral in einer Person.“

„Ich danke Euch,“ entgegnete der kleine Hein, „daß Ihr ein solches Vertrauen in mich setzt, und weil

ich Euch nicht durch eine abschlägige Antwort kränken will, gebe ich nach und nehme an, was Ihr bietet. Tretet in mein Haus, um einen Trunk zu thun und mit mir zu berathen, was wir zunächst beginnen müssen. Auf Euch baue ich, denn ohne Euern Rath und Beistand nützt mein guter Wille wenig."

Diese Worte machten einen günstigen Eindruck. Jeder von den Dreien hielt sich für Denjenigen, ohne dessen Beistand jede Mühe eine verlorne sei, und beschloß, kräftig Hand anzulegen, was er gleich bei'm Angriff auf den vollen Bierkrug bewies, den der Wirth auf den Tisch setzte. Während der kleine Hein die Kehlen seiner Gäste tüchtig anfeuchtete, legte er ihnen einen Plan vor, den sie blindlings genehmigten und als Jeder seine gehörige Ladung Bier an Bord hatte, war die Bewachung der Küste vollständig angeordnet. Mit dicken Kreidestrichen stand der Plan auf der Tischplatte; es bedurfte nur der thatsächlichen Ausführung.

Aber der gehoffte Erfolg wollte nicht kommen.

Der wohlberechnetste Plan mißlang und mit jedem fruchtlosen Versuch stiegen Aufregung und Verdruß. Die Bauern und Schiffer, die ihre Nächte daran setzten, um einen Räuber zu fangen, den Keiner von ihnen gesehen hatte, und die dafür am Tage auf der

Streu lagen, oder in der Schenke umherlungerten, wurden dieser ruhelosen Hetzjagd ohne Ziel müde und erklärten, sie wollten nichts mehr damit zu schaffen haben. Jeder könne für sein eigenes Dach und Fach sorgen und damit wäre es gut. Die Regierung habe Dragoner und Landjäger genug, die am Strande aufpassen könnten. Am Ende würde noch Einer oder der Andere von einem Hinterhalte aus erschossen und die Familien kämen in Noth und Elend."

Der kleine Hein hörte sie an und sagte darauf gelassen:

„Wie Ihr wollt. Aber macht mir keinen Vorwurf, wenn es nachher doch anders kommt. Das Commando, das Ihr in meine Hände legtet, gebe ich Euch hiermit zurück und versichere Euch an Eidesstatt, daß ich es nicht wieder annehme, es mag geschehen, was da will. Thue Jeder auf seine eigene Faust, was er mag; ich will es auch thun. Gehabt Euch wohl und seht zu, daß wir uns nicht weiter beschwerlich fallen."

Die Männer entfernten sich, mürrisch, unzufrieden mit Jedermann, nur nicht mit sich selbst. Jeder schob die Schuld auf den Nachbar und Alle mit einander auf den kleinen Hein, der nicht gewollt habe, sonst hätte es gelingen müssen.

Die kleinen Neckereien an der Küste, von Blankenese abwärts bis über die Wedeler Bucht hinaus, nahmen zu. Bald war an dieser Stelle etwas geschehen, bald an jener, bald sogar an zweien Orten in einer und derselben Nacht, besonders wenn diese stürmisch oder düster war. Der angerichtete Schaden war nicht bedeutend, aber er hatte immer einen komischen Anstrich, der die Nichtbetheiligten zum Lachen reizte, und die Betheiligten dem Spotte der Nachbarn aussetzte.

Während der Zeit wurden die Mittheilungen von Hannoverscher Seite her mannichfacher und betrübender. Kein Fahrzeug kam herüber, das nicht irgend eine Schreckenskunde brachte. Es war, als ob ein leibhafter Teufel längs jener Küste streiche und seine Nichtswürdigkeiten schrankenlos treibe. Alle, auch die sorgfältigsten Streifereien, die angeordnet wurden, um auf die unbekannten Frevler zu fahnden, blieben fruchtlos. Das Geschrei der Betroffenen wurde immer lauter und heftiger. Die Regierung konnte dem allgemeinen Rufe des Entsetzens ihr Ohr nicht länger verschließen. Es mußte etwas geschehen.

In dem Hause des Capitains Jakobsen war großer Jubel. Ein alter Commis des Handlungshauses, für dessen Rechnung der Capitain fuhr, hatte den Damen

anvertraut, die Rhederei habe beschlossen, die Brigg „Sanct Pauly" außer Fahrt zu setzen, da dieselbe alt und baufällig werde. Dagegen wollte sie dem Capitain das Commando eines großen Barkschiffes anvertrauen, das in Emden vom Stapel gelassen und von ihr gekauft werde. Da ein hannoversches Haus dabei interessirt sei, solle das Schiff vorerst unter der Flagge jenes Landes fahren; es mache dies aber in der Stellung des Capitains durchaus keinen Unterschied, weil das Schiff in nächster Zeit ganz in das Eigenthum des Hamburger Hauses übergehen werde.

Die Frauen dankten dem alten Freunde für die ihnen gemachte Mittheilung und noch hatten sich die aufgeregten Gemüther nicht beruhigt, als ein neuer Gast mit einer zweiten Freudenbotschaft erschien.

Karsten Tiedenbringer trat ein; er, der stets Ersehnte und stets Willkommene. Karsten Tiedenbringer war ein rüstiger Jollenführer, der immer die zuverlässigsten Nachrichten hatte von allen Schiffen, die aus See kamen und in See gingen. Mit diesen Botschaften ging er in die Häuser der Angehörigen und entledigte sich seines Auftrages mit den Worten: „Alles gesund und wohl. Nun freut Euch und denkt vor allen Dingen an den lieben Gott da oben."

Und dieser Karsten Tiedenbringer, der in dem

Hause des Capitains Jakobsen, wie in allen Capitainshäusern wohl bekannt war und freien Zutritt hatte, trat ein und sagte:

„Capitain Jakobsen, Brigg „Sanct Pauly," zuletzt von Malaga, ist gestern Abend glücklich binnen gekommen. Die Mannschaft ist wohlauf, keine Havarie an Bord und wenn der Wind durchsteht, kann der Capitain noch vor dem Schlusse der Börse an die Stadt kommen."

Frau Agathe nahm die Botschaft mit lautem Entzücken auf; sie kredenzte dem Meister Karsten ein volles Glas und drückte ihm einen dänischen Speciesthaler in die Hand. Maja stand da, stumm, mit gefalteten Händen vor sich niedersehend. Aber die Wangen wurden von einem höhern Roth gefärbt, die Augen leuchteten und das liebende Herz klopfte stürmischer in der wogenden Brust.

Die Hausfrau war geschäftig, Alles zu einem festlichen Empfange herzurichten. Die Putzstube wurde noch besonders gelüftet und geschmückt und während sie dort ängstlich jedes Stück an die rechte Stelle rückte, wurde in der Küche das oberste zu unterst gekehrt. Mitten in all' diesem ruhelosen Hin- und Herschieben trat Capitain Jakobsen früher, als erwartet, in die Thür und in die Ecke flogen Wischtücher und

Sammetbürsten. Sie eilten ihm entgegen mit lautem Willkommen und die klopfenden Herzen ruhten aneinander.

Noch klang der helle Ton der Freude fort und fort in Wort und Blicken; noch hatte Maja nicht gewagt, den Freund anzusprechen mit sittigem Gruße und eine Frage an ihn zu richten, deren Beantwortung sie mit vollem Herzen ersehnte, als Steuermann Franz auf der Schwelle erschien und ihren Namen rief. Leise aufschreiend erblickte sie den Geliebten, der schweigend und doch mit so beredten Mienen vor ihr stand. Sie wollte ihm entgegen eilen, aber das Gefühl der Schaam hielt sie zurück. Das Herz trat ihr in die Augen und sie sah den Ersehnten nur wie durch einen Nebelschleier. Als er aber noch einmal mit seiner hellen Stimme rief: „Maja!“ hielt sie sich nicht länger zurück und mit einem Freudenrufe eilte sie ihm entgegen.

„So recht, Kinder!“ lachte der Capitain. „Laßt Euch nicht stören. Es sieht ganz artig aus, dies Familienbild, und ich mag es wohl leiden. Liebe Maja, ich stelle Dir hier den Obersteuermann des Barkschiffes „Weltefreden“ vor, welche neue Würde er seit einer Stunde bekleidet, da einer der Herren von

der Rhederei bei mir an Bord kam und mir mein neues Glück ankündigte."

„Wohl ist es ein Glück," sagte Frau Agathe leise seufzend, „wenn ich gleich mit Dem, was wir bisher hatten, völlig zufrieden war. Aber Dein neues Amt legt Dir neue Pflichten auf und während wir sonst einige Zeit ungestört zusammen geblieben wären, mußt Du jetzt vielleicht in kurzer Zeit wieder in See."

„Daran wollen wir heute nicht denken," entgegnete der Capitain mit milder Freundlichkeit. „Kommt, Ihr Lieben! Laßt uns niedersetzen zum traulichen Mahl und harmlos sprechen von unserm Erlebten und Luftschlösser bauen für die Zukunft, in der Hoffnung, daß sie nicht von der nächsten Westbö über den Haufen geworfen werden. Der heutige Abend gehört ganz uns und unserer Liebe. Morgen treten die Geschäfte und mit ihnen der Ernst des Lebens wieder früh genug an uns heran."

Es ward, wie Capitain Jakobsen vorhergesagt. Schon früh am andern Morgen war ein Bote von dem Comptoir da und Steuermann Franz hatte genug zu thun, um Alles vorzubereiten, damit die von Malaga angebrachte Ladung zeitig gelöscht werde. In dem Hause des Capitains hatte Jedermann vollauf zu schaffen, um das auf der letzten Reise Gebrauchte

wieder in den Stand zu setzen und für die nächste, entferntere neue Vorsorge zu treffen.

Dabei verschloß man sich nicht den Eindrücken, welche die Tagesereignisse hervorriefen. Das Piratenwesen auf der Elbe war bisher nur auf einen geringen Raum beschränkt und bestand mehr in Hudeleien und Belästigungen, als in schweren Unthaten. Aber allmählich traten sie aus den engeren Schranken heraus und erregten das Bedenken der großen Rhedereien.

Eines Tages trat der Capitain ein und sagte nicht ohne Erregung:

„Die Frechheit dieses Gesindels nimmt überhand. In der Nähe von Krautsand ankerte ein aus See kommender Emdener Dreimaster. Da ein Unwetter im Anzuge war, hatte der Lootse Bedenken getragen, die Anker zu lichten, um so mehr, als der Wind ihm gerade entgegen war. Kurz vor dem Ausbruch des Unwetters kam ein Mann mit einer elenden Ruderjolle seitlängs und bat de- und wehmüthig, bis das Unwetter vorüber sei, im Lee des Schiffes liegen bleiben zu dürfen. Man gestattete es und bekümmerte sich nicht weiter um ihn, außer daß ein Paar der Matrosen über ihn lachten, weil er sich vergebens abmühte, in seiner Jolle ein Feuer anzumachen, um sich sein Essen zu kochen. Der Mann ließ sie schwatzen und

sagte nur: „Wenn die Suppe fertig ist, sollt Ihr einen Löffel voll davon bekommen.“ Die Bö zog vorüber und die Jolle legte sich an das Heck, ohne daß die Mannschaft auf dem Deck daraus besonderen Argwohn schöpfte. Um Mitternacht, als der Wachtmann seine Runde auf dem Deck machte und über den Bug weg nach den Ankertauen schaute, sah er daselbst einen Schatten auf- und niedertauchen und glaubte, die Jolle zu erkennen, welche Schutz im Lee des Schiffes suchte. Erschreckt von diesem seltsamen Anblick, rief er: „He! Hollah! Was macht Ihr?“ Und augenblicklich schallte ihm als Antwort zurück: „Gute Nacht und glückliche Reise.“ Die Jolle war in dem Dunkel der Nacht verschwunden und der Matrose eilte in die Kajüte, um dem Steuermann den Vorgang zu melden. Dieser eilte sogleich nach oben, konnte aber Nichts entdecken und begnügte sich damit, den Capitain von dem Vorgange in Kenntniß zu setzen. Eine Stunde später stieg eine neue Bö auf und warf sich mit voller Wuth auf das Schiff. Die Mannschaft wurde zu Deck gerufen. Der Lootse traf seine Anordnungen; aber ehe eine derselben ausgeführt werden konnte, sprang das Ankertau mit furchtbarem Krachen und das Schiff gerieth in's Treiben. „Das Sturmsegel los!“ befahl der Lootse und schnell wurde das Vorstengstagsegel gehißt. Aber

Entsetzen bemächtigte sich des Lootsen, als er nicht im Stande war, das Steuerruder zu bewegen, um dem Schiffe die nöthige Richtung zu geben. Er rief nach Hülfe, die eiligst herbei kam, allein umsonst. Willenlos mußten sie sich den Elementen überlassen; nach einer Stunde war das Schiff gestrandet."

Der Capitain hielt inne. Einen Augenblick schwiegen die Hörer, von der Macht des Unheimlichen bewältigt, dann aber fragten sie zu gleicher Zeit, wie dies hätte geschehen mögen, und Capitain Jakobsen sagte:

„Eine verruchte Hand hat das Ankertau nahe vor der Klüse mit einer scharfätzenden Flüssigkeit begossen, worauf es zerriß. Das Feuer aber, das der Kerl in seiner Jolle anmachte, war ein Höllenbrand. Man darf nicht zweifeln, daß derselbe Blei geschmolzen und diese glühende Masse in die Oeffnungen der eisernen Angeln und Oesen goß, in welchen das Steuerruder hängt, deshalb war dies nicht von der Stelle zu bewegen."

Mit stummem Entsetzen saßen sich die Frauen gegenüber. Der Capitain ließ ihnen Zeit, sich zu erholen, und sagte dann:

„Betrübend ist dies Ereigniß für Diejenigen, welche davon betroffen wurden, sonst aber glaube ich, es war gut, daß ein so schwerer Fall eintrat. Nun

muß endlich Ernst gemacht werden und gnade Gott, wenn sie die Piraten fangen. Es wird ein erschreckliches Gericht über sie ergehen. Aber genug von diesen entsetzensvollen Dingen. Liebe Agathe, das längst Erwartete steht uns nun bevor. Morgen setzt sich der Seemann in die Postkutsche und fährt nach Emden, um das neue Schiff zu übernehmen; ich werde dort meine Ladung vorfinden und bin nach Brasilien beordert. Nimm die Nachricht mit der Entsagung hin, zu welcher die Frau eines Seemanns stets bereit sein muß. Du, liebe Maja, brauchst noch keine Abschiedsthränen zu weinen. Obersteuermann Franz bleibt hier zurück, bis die Brigg ganz und gar abgetakelt und in den Hafen der Ruhe für alle Zeiten eingelaufen ist. So lange ich ihn irgend entbehren kann, mag er bleiben. Und nun thut mir den Gefallen, trocknet Euere Thränen und laßt mich während der kurzen Zeit meines Hierseins nur heitere Gesichter sehen."

Die Abreise des Capitains war erfolgt. Er schied, nicht ohne ein stilles Bedenken darüber, daß der kleine Hein, wie Hein Petersen hinfort genannt sein wollte, sich durchaus nicht blicken ließ, auch keine Nachrichten von sich gab. Laut hatte er nicht davon gesprochen, um Maja nicht zu erschrecken, die den väterlichen

Freund ungern vermißte und mit großer Sehnsucht nach ihm verlangte.

Da erschien er eines Tages, als kurz vorher ein Brief des Capitains mit der Nachricht angekommen war, daß er seinen Steuermann nicht länger entbehren könne und dieser sich so schnell als möglich bei ihm einfinden möge. Maja schwamm noch in Thränen, welche diese Nachricht ihr entlockte, als der kleine Hein bei ihr eintrat und sie schluchzend in seine Arme sank.

„Maja, mein Kind, beruhige Dich. Ist Dir etwas Unrechtes geschehen, oder was macht Dich sonst weinen?“ fragte er, ihr die Wangen streichelnd. „Ich bin hier; Dein Freund, Dein Vater, der nimmermehr dulden wird, daß Dir irgend eine Ueberlast geschieht.“

Das junge Mädchen lächelte ihn durch Thränen an und sagte:

„Nein! Nein! Mir thut Niemand etwas. Sie haben mich Alle lieber, als ich es verdiene, und tragen mich auf den Händen. Ich bin ihnen dankbar ...“

Die Thränen gewannen wieder die Oberhand und leise schluchzend lehnte sie sich an die Brust des Freundes.

Frau Agathe, die eingetreten war, legte sich in's Mittel und sprach:

„Sie kann es Euch nicht sagen; aber mir ist es nicht verboten, zu sprechen, und ich will Euch das gefährliche Geheimniß enthüllen, das Ihr auch allenfalls hättet errathen können."

Der kleine Hein hörte aufmerksam zu und sprach dann zur Maja, indem er ihr Köpfchen in die Höhe hob:

„Und ist er Dir denn so recht von Herzen lieb, daß Du von ihm nicht lassen kannst? Bist Du mit allen Deinen Gedanken und Sinnen bei ihm und träumst Du Nichts, außer daß er Dir in diesen Träumen erscheint? Sage, Kind, ob Du meinst, Dein Glück nur in ihm zu finden und daß die Welt für Dich kalt und todt ist, wenn er Dir fehlt?"

„Ja!" sagte sie mit festem Tone. „Davon bin ich sicher überzeugt. Nur in ihm ist mein Leben."

„Nun, Maja," sagte der kleine Hein mit einem Anfluge von Heiterkeit und suchte die bange Empfindung zu unterdrücken, die ihn stets beherrschte, wenn er des jungen Steuermannes gedachte, der ihm nur einmal flüchtig begegnet war ... „Nun, Maja, Du weißt, daß ich an Deines Vaters Stelle getreten bin

und daß Dein Glück meine heiligste Sorge ist. Wo ist der junge Mann?"

„Er wird gleich hier sein," sagte Frau Agathe. „Dies ist die Stunde, in welcher er zu kommen pflegt. Maja hat Euch gewiß noch Vieles zu sagen und auch ich muß mit Euch schelten, daß Ihr uns allzusehr vernachlässigt habt. Mein armer Mann hätte Euch gern vor seiner Abreise noch gesehen."

„Ist Jakobsen fort?" fragte der kleine Hein lebhaft und die Frau entgegnete:

„Schon seit einer Woche. Er fragte täglich nach Euch und schien fast traurig, weil er nichts von Euch vernahm."

„Der Capitain ist fort," sagte der kleine Hein grübelnd, „und der Steuermann ist hier geblieben. Wie erkläre ich mir das?"

„Ihr wißt noch nichts von den Veränderungen, die hier stattfanden," sagte Frau Agathe. „Laßt Euch von mir erzählen, welches Glück meinem lieben Jakobsen zu Theil ward."

Frau Agathe that es mit all' der gemüthlichen Breite, die Denen eigen ist, welche das empfangene Glück in der Erinnerung noch ein Mal durchleben. Er hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu; als er aber vernahm, daß jenes Schiff, welches Jakobsen be=

kommen hatte, zum Theil einer hannöverschen Rhederei angehörte, und daß dieses Schiff die Flagge jenes Landes führen werde, ging eine solche Veränderung in seinem ganzen Wesen vor, daß Maja erschreckt ausrief:

„Um Gotteswillen, Vater, was ist Dir? Dein Gesicht ist bleich wie der Tod."

„Nichts, mein Kind," entgegnete er, sich gewaltsam bezwingend. „Es geht schon vorüber."

Frau Agathe, die es auch bemerkt hatte, füllte ein Glas mit spanischem Weine und sagte:

„Vielleicht habt Ihr Euch über Euere Kraft angestrengt vorhin. Die Luft ist schwül draußen und beengt die Brust. Ein Tropfen Wein wird Euch gut thun. Wohl bekomme es Euch, Herr."

Sie brachte das Glas an ihre Lippen und setzte es vor ihn hin. Er ließ es unberührt und sagte zu Maja:

„Diese Neuigkeit hat mich überrascht; ich will sie mit einer andern ausgleichen, die vielleicht dieselbe Wirkung hat."

Der kleine Hein befand sich noch in derselben Erregtheit, wenn er gleich unbefangen scheinen wollte. Maja bemerkte es und fühlte die zärtlichste Besorgniß. Frau Agathe war verstimmt, daß der Freund des

Hauses wenig Freude über das Glück zeigte, das ihrem Manne zu Theil geworden, und achtete weniger auf ihn, als er sagte:

„Meine Ansiedelung im Holsteinischen ist erfolgt. Ich habe mich angekauft und bin völlig eingerichtet. Einsam und still ist es bei mir und da Du hier in einem großen Wirrwarr lebst, wird es Dir vielleicht in der ersten Zeit nicht gefallen, wenn Du bei mir einziehst."

Maja erschrak und sagte in einiger Verwirrung:

„Wie, Vater! Ich sollte ..?"

„Du bedenkst wohl nicht, Maja, daß Capitain Jakobsen Dir, aus Freundschaft für uns, nur darum eine Freistatt in seinem Hause anbot, weil ich nicht im Stande war, Dir einen Zufluchtsort zu bieten? Das ist jetzt anders und ich könnte es nicht verantworten, wenn Du den Freunden länger zur Last fielst."

Frau Agathe fiel ihm lebhaft in das Wort:

„Maja ist uns keine Last, Herr. Im Gegentheil, wir sind ihr zum Dank verpflichtet, und dieses Haus würde verödet sein, wenn sie darin fehlte."

„Und mein Haus, Frau Agathe?" fragte der kleine Hein. Er fragte es in einem Tone, der eine Antwort unmöglich machte.

Maja zitterte. Sie blickte auf den Freund, der ihres Vaters Stelle vertrat, und sagte:

„Soll ich sogleich mit Dir gehen?“

Er war so erschreckt von dem Aussehen des lieben Kindes, daß er ihre eigentliche Frage nicht beantwortete, sondern sie liebkosend zu beruhigen suchte.

Da hörte man die Hausglocke und bald darauf kam Jemand eiligen Schrittes die Treppe herauf. Frau Agathe erhob sich und sagte:

„Da kommt Steuermann Franz.“

„Steuermann Franz!“ wiederholte der kleine Hein. Er hatte vergessen, daß der junge Mann jeden Augenblick erwartet wurde.

Ein junger, fröhlicher Mensch mit hellen, leuchtenden Augen und glühenden Wangen trat ein. Es war Franz. Er eilte auf Maja zu und rief:

„Willkommene Nachrichten bringe ich. Das Piratenwesen auf der Elbe hat ein Ende.“

Die Frauen, die oft von den verschiedenen Unglücksfällen hörten und noch kürzlich durch die Erzählung des Capitains tief erschüttert wurden, riefen wie aus einem Munde:

„Gott sei Dank!“

In den Augen des kleinen Hein zuckte es wie Wetterleuchten. Er sah fest auf den jungen Steuer-

mann, der seiner nicht achtete und nur mit Maja sprach, die sich traulich an ihn schmiegte. Frau Agathe aber fragte:

„Woher wißt Ihr das?“

„Weil Jeder Hand anlegt, wenn er weiß, daß sie ihm gefüllt wird,“ entgegnete Steuermann Franz. „Die Regierung hat einen Preis von hundert Pistolen für Denjenigen ausgesetzt, welcher den Piraten und seine Helfershelfer fängt. Es dauert nicht so lange, als man eine Hand umdreht und sie bringen ihn mit dem Strick um den Hals angeschleppt.“

„Wißt Ihr das so gewiß, junger Mann?“ fragte der kleine Hein, plötzlich vortretend.

Ueberrascht trat dieser zurück und sah mit einer Mischung von Staunen und Verlegenheit auf den Mann, der ihn so barsch unterbrach. Die Frauen, welche fühlten, daß dies schroffe Zusammentreffen vermieden worden wäre, wenn sie den jungen Mann bei seinem Eintritt vorgestellt hätten, suchten jeden weitern Ausbruch der Heftigkeit zu hindern. Der junge Mann, mit fliegender Hast von Maja belehrt, verneigte sich vor dem Manne, der ihm zürnend gegenüber stand, und bat, ihm seine Ungebühr zu verzeihen. Er entschuldigte sich mit der Aufregung, in welche ihn jene Nachricht, sowie der Umstand versetzt habe, daß

er spätestens Morgen Abend seinem Capitain nach Emden folgen müsse.

Bei diesen Worten schrie Maja laut auf. Sie hatte den Gedanken an eine Trennung von dem Geliebten so beharrlich von sich gewiesen, daß sie heftig erschrak, als diese nun nahe an sie heran trat. Es herrschte eine peinliche Stimmung zwischen den Dreien, welcher der kleine Hein dadurch ein Ende machte, daß er zu dem jungen Manne sagte:

„In der Aufregung geht Vieles hin. Wir wollen das nicht weiter berühren. Ich habe schon Manches von Euch gehört und wie sich die Umstände fügen, scheint es, daß wir auf eine nähere Bekanntschaft eingehen müssen."

„Wenn Ihr mich würdigen wollt, mich genauer kennen zu lernen ..."

„Laßt nur die höflichen Redensarten bei Seite, sie führen nicht zum Ziel," unterbrach der kleine Hein den jungen Mann. Er hielt sein Auge unverwandt auf denselben gerichtet und konnte der Unruhe nicht Herr werden, die sich seiner bemächtigte. „Man hat mir gesagt, daß Ihr Absichten auf dieses junge Mädchen habt."

Die Wangen des Steuermanns brannten. Er

war einen Augenblick ungewiß, was er antworten sollte, dann aber richtete er sich auf und sagte:

„Ja, Herr, das habe ich. Und wenn ich Hoffnungen hege, die Euch vielleicht zu kühn dünken, dürft Ihr Euch überzeugt halten, daß ich mein Leben daran setzen werde, um das Glück, das mir zu Theil wird, zu verdienen und mich dessen werth zu machen."

„Ich will das hoffen," sagte der kleine Hein nach einer Pause. „Und es giebt eine Person hier, Ihr werdet errathen, wer sie ist, die es nicht blos hofft, sondern die fest davon überzeugt ist, sonst würde sie mir nicht vertraut haben . . ."

Maja flog auf ihn zu und schloß ihm den Mund mit einem Kusse. Er machte sich freundlich von ihr los und sagte scherzend:

„Nun, kleine Maja, wenn es Dir wieder leid geworden ist, will ich dem jungen Manne Deine Meinung kund thun und ihn heimschicken. Du darfst es nur wollen, so geschieht es."

Hierauf wandte er sich an den Steuermann Franz und sagte im gemessenen Tone:

„Bevor ich in dieser Angelegenheit meine Entscheidung abgeben kann, müssen wir Beide näher mit einander bekannt werden. Ihr begreift, daß ich wissen muß, was nothwendig ist, um klar zu sehen, ob ich

in Wahrheit das Glück dieses jungen Mädchens, bei der ich Vaterstelle vertrete, gründe, wenn ich sie mit Euch verlobe."

Franz gab schweigend seine Zustimmung. Frau Agathe, die sich bei dieser Unterredung nicht behaglich fühlte, zog Maja an sich und sagte, sich mit ihr entfernend:

„Wir räumen Euch den Platz und wünschen, daß die Unterreduug, die Ihr führt, eine gesegnete sein möge. Komm, Maja!"

„Setzt Euch mir gegenüber, junger Mann, und seht nicht so verwundert drein, wenn ich Euch unverwandt betrachte. Es ist Etwas in Euerem Gesichte, das mich zu gleicher Zeit anzieht und abstößt, und dies Etwas weckt ein Gefühl in mir, dem ich keinen Namen zu geben weiß. Wer seid Ihr? Woher stammt Ihr? Ihr nennt Euch Franz?"

„Ihr sagtet recht, Herr," entgegnete dieser. „Ich nenne mich so. Eigentlich ist es nur mein Taufname."

„Also eine Täuschung von vorne herein, dem Mädchen gegenüber, das Ihr zur Ehe begehrt!" rief der kleine Hein mit einiger Aufwallung.

„Nein, Herr!" sagte Franz rasch. „Capitain Jakobsen weiß es und hat es gebilligt."

„Und Euer Familienname? Warum unterdrücktet Ihr ihn? Ihr werdet die Frage natürlich finden und begreifen, daß ich Euch die Antwort darauf nicht erlassen kann."

„Ich will Euch Nichts verschweigen," sagte Franz mit dem Ausdruck einer tiefen Bewegung. „Ihr habt ein Recht, mein volles Vertrauen zu fordern, und ich will es Euch entgegen tragen. Mögt Ihr dann entscheiden in einer Angelegenheit, in welcher es sich für mich um Tod und Leben handelt."

„Ich bin Eures Wortes gewärtig, Herr," antwortete der kleine Hein und Jener fuhr fort:

„Meine Freunde und Genossen, der Capitain und die Seinigen mit eingeschlossen, nennen mich Franz, weil sie wissen, daß ich dies am liebsten habe, und weil sie mein Unglück ehren. Sonst habe ich mich nach dem Namen meiner Mutter genannt. Franz Bomann, Herr."

Dieser Name machte einen tiefen Eindruck auf den kleinen Hein und jagte das Blut in seine Wangen. Er sprang vom Stuhl auf und ging einige Male hin und her, dann setzte er sich wieder und murmelte vor sich hin:

„Nein! Nein! Es ist nicht möglich."

Dem jungen Manne ward dem kleinen Hein gegen=

über, der finster vor sich hinbrütete, unheimlich, und er suchte dieser Scene ein Ende zu machen, indem er die Schulter desselben leise berührte. Dieser sah auf und mit der Hand über die Stirn fahrend, sagte er:

„Ich besinne mich. Ihr nennt Euch nach dem Namen der Mutter. Warum nicht nach dem des Vaters? Wollt Ihr es mir erklären?“

„Ja, Herr. In der Musterrolle des Schiffes und in dem Taufregister steht der Name des Mannes, der mein Vater ist. Ich heiße in Wahrheit Franz von Bossel.“

Der kleine Hein erhob sich. Seine Augen schossen Blitze; seine Hände ballten sich krampfhaft zusammen. Der junge Mann wich unwillkührlich zurück.

„Franz von Bossel!“ kreischte er und bei der Nennung dieses Namens bebte er an allen Gliedern. „Tod und Verderben über ihn und über Alle, die von ihm stammen. Nun erkläre ich mir den Schauer, der über mich kam, als ich diese Züge sah. Du bist das leibhafte Ebenbild dieses Schurken.“

Franz wollte auffahren, aber er bezwang sich gewaltsam und sagte mit unterdrücktem Schmerz:

„Das Wort trifft hart. Zwar habe ich den Mann, der mein Vater ist, nie mit Augen gesehen. Ich habe niemals ein Zeichen seiner Gunst oder gar seiner

Liebe erfahren. Meine unglückliche Mutter hat er von sich gestoßen und mitleidlos in Elend umkommen lassen. Aber ich trage doch seinen Namen; sein Blut rollt in meinen Adern und ich schrecke zusammen, daß ich nicht nein sagen darf, wenn Ihr ihn mit den härtesten Worten brandmarkt. Habt Mitleid, Herr, und laßt zwischen uns davon nicht mehr die Rede sein."

„Mitleid!" fuhr der kleine Hein auf. „Wer hatte Mitleid mit mir, dem armen Käthnersohne? Wer höhnte mich, als ich mir mein Recht nehmen wollte? Wer schlug nach mir, weil ich mich zur Wehre stellte, als ich meine verlobte Braut vor seiner Rohheit sicherte? Wer ließ mich heimlich aufgreifen bei stockfinsterer Nacht und an Bord eines Seelenverkäufers schleppen, der mich in die Pestlande von Java trieb? Franz von Bossel hat es gethan und von der Stunde an ist er mein Teufel, mein böser Dämon. Welche Gemeinschaft kann zwischen mir und seinem Sohne bestehen?"

„Weh mir! Welche furchtbare Enthüllung ist dies?"

„Weißt Du, wer ich bin?" fuhr der kleine Hein in großer Erregtheit fort. „Hat Deine Mutter Dir niemals von ihrem Verlobten erzählt, den sie laufen

ließ, um sich an den nichtswürdigen Betrüger zu hängen, weil er sie mit buntem Flittertand umgab? Hat sie Dir nie gesagt, wie feierlich sie sich verlobte und wie leichtsinnig die Meineidige den Eid gebrochen hat? Ich bin dieser Mann! Ich bin der Verrathene, den Dein Vater mit Füßen trat und in eine lange Sklaverei schleppte; dessen ganzes Leben er zerstörte, um eine höllische Lust zu büßen. Dein Vater ist mein Todfeind und zwischen uns wird nimmer Frieden sein. Wo wir uns auch finden — außer hier, wo ich keine Macht über Dich habe — bin ich Dein Gegner, der Dir auf Tod und Leben entgegentritt."

„Entfernt Euch nicht mit diesen gräßlichen Worten!" rief Franz im verzweifelnden Tone. „Tödtet nicht die Hoffnung zweier Menschen, deren Schicksal in Eurer Hand liegt, mit Einem Schlage. Wenn Ihr der Mann seid, den meine Mutter ... O Gott, was habe ich verbrochen, daß ich so von meinen Aeltern sprechen hören muß und nichts thun kann, als die Schande tragen, womit man mich überhäuft ... Nur eine kurze Frist gönnt mir, Herr, und hört gelassen an, was ich Euch von meiner Mutter, von Metta Bomann, zu sagen habe."

Der kleine Hein schlug ein eisiges Gelächter auf. Franz fuhr mit der Hand über die Augen:

„Sie ist in Reue und Zerknirschung gestorben, Herr, und hat hundert Mal auf den Knieen Euch das Unrecht abgebeten, das sie Euch anthat. Sie hat in ihrer Sterbestunde an Euch geschrieben, Herr, und ich habe diesen letzten Willen, der mit den Thränen ihrer Reue benetzt ist, für Euch aufbewahrt. Ihr sollt ihn lesen, Herr."

„Nichts weiter!" rief der kleine Hein, dessen eiserne Willenskraft ihm seine völlige Ruhe wiedergab. „Nie, so lange ich athme, kann Frieden und Versöhnung zwischen uns stattfinden. Dein Name spricht Dir Dein Urtheil. Hüte Dich, meine Straße zu kreuzen. Es wäre Dein Unglück."

Die Frauen, welche mit großer Spannung auf das Ende dieser Unterredung warteten, hörten den wachsenden Lärmen und eilten erschreckt herbei. Frau Agathe näherte sich mit einiger Furcht dem Freunde ihres Mannes, während Maja in die Arme des Geliebten flüchtete.

„Hinweg von ihm!" rief der kleine Hein, indem er sie bei der Hand ergriff und zwischen sie und den jungen Mann trat. „Zwischen Euch baut sich eine Mauer auf, die keine irdische Kraft nieder zu reißen im Stande ist. Ihr seid für immer getrennt."

„Wer kann ein so grausames Wort sprechen?“ fragte Maja mit bebender Hast.

„Ich!“ sagte der kleine Hein fest. „Frage den jungen Mann mit dem bleichen Gesicht; er wird es Dir bestätigen. Ich will Euch Zeit dazu lassen.“

„Nein! Nein!“ rief Maja und umschlang ihn mit beiden Armen. „Du kannst uns nicht so verlassen.“

„Ich verlasse Dich nur, um Morgen zurück zu kehren,“ entgegnete er. „Du bist das Vermächtniß, das Dein Vater mir hinterließ. Ich bin an seine Stelle getreten und der Platz der Tochter ist an der Seite des Vaters. So hast Du einst selbst gesprochen und ich fordere jetzt von Dir, daß Du Dein Wort einlösen sollst. Morgen früh werde ich hier erscheinen und erwarte, Dich zur Abreise bereit zu finden. Keine Erklärungen weiter! Keine unnützen Worte! Sie prallen ab von diesem Herzen, das zu Stein verhärtet ist.“

Er entfernte sich, ohne daß irgend Jemand von den Anwesenden es gewagt hätte, ihn aufzuhalten. Frau Agathe, die jede Fassung verloren hatte und händeringend auf und ab ging, blickte dem Scheidenden zitternd nach und floh zu Maja, die jammernd in einen Sessel gesunken war. Franz stand wie be-

täubt. Der Schlag, der unversehends auf ihn niederfiel, hatte zu schwer getroffen.

Der junge Seemann näherte sich nach einiger Zeit den Frauen und sagte zu der Geliebten:

„Niemals bedurfte ich so sehr der Ruhe und Fassung und niemals ist sie mir ferner gewesen. Die Stunde meiner Abreise ist gekommen und ich darf nicht eine Minute säumen. Es ist bitter, Maja, Dich so leiden zu sehen und Dir keine Linderung bieten zu können. Ich habe keinen Trost für Dich, der ich selber des Trostes so sehr bedürftig bin. Richte Dich auf an dem Glauben, daß bessere Tage kommen werden. Sei stark im Hoffen, Maja; die Hoffnung läßt nicht zu schanden werden. Lebe wohl."

Sie sank mit einem krampfhaften Schluchzen in seine Arme.

„Du wirst bei dem Manne leben, der Vaterstelle bei Dir vertritt!" sagte er weich. „Dir gebe ich das Vermächtniß, das meine Mutter ihm hinterließ. Es wird sich eine ruhige Stunde finden, wo der wilde Zorn schlummert und ein stiller Frieden über ihn kommt. Gieb ihm dann diese Blätter, Maja. Laß ihn lesen, was darauf geschrieben steht, und sei der Engel, der ihn und uns zur Versöhnung führt.

Lebe wohl, Mädchen meiner Seele! Ich bleibe Dir treu bis zum Tode."

Fest und innig hielten sich Beide umschlossen. Ueberwältigt von der Macht der Ereignisse, lag Maja besinnungslos in den Armen des Freundes. Franz winkte Frau Agathen, legte die süße Last in ihre Arme und entfernte sich, unsagbaren Schmerz in der Brust.

Der kleine Hein hatte sein Wort gehalten und Maja in das einsame Haus an der Elbe, wo er sein unbeschränktes Regiment führte, gebracht. In dem obern Theile des Hauses, der bisher ganz unbenutzt blieb, hatte er ihr eine Wohnung bereitet und sie, so gut er es verstand, mit Allem versehen, was zur Annehmlichkeit dienen konnte. Wo ihm irgend etwas aufstieß, von dem er glaubte, daß es ihr Freude bereiten könne, schaffte er es herbei und stellte es an einen Ort, wo sie es sogleich finden mußte. Aber Maja hatte kein Auge für diese Aufmerksamkeiten und er entfernte sich jedes Mal voll Trauer, daß es ihm nicht gelingen wollte, ein Wesen zu erheitern, für welches er die uneigennützigste Liebe empfand.

Maja fühlte es, daß sie ihren Freund verletzte, und konnte es nicht ändern. Oft, wenn sie ihn kommen sah, gesenkten Hauptes und langsamen Schrittes,

wollte sie ihm entgegen eilen, ihn in ihre Arme schließen, ihm tröstend und anmuthig scherzend ein flüchtiges Lächeln ablocken. Aber ihr Fuß war gefesselt; sie vermochte kein Wort zu sagen und hatte für eine stumme Begrüßung nur die gleiche Antwort.

Ihr Lieblingsplatz war unter einem der großen Bäume vor der Thür. Von dort aus konnte sie die Elbe weithin auf- und abschauen. Gedankenvoll blickte sie den stromabfahrenden Schiffen nach und wenn eines von der See her mit vollen Segeln heran brausete, schlug ihr Herz höher und ihre Augen belebten sich. So mußte auch er einst aus fernen Landen wiederkehren ... er, an dem sie mit allen zarten Banden hing, mit denen die Natur die Menschen an einander fesselt und der ihr durch einen Machtspruch entrissen ward. Sie bebte bei der Erinnerung an den Mann, der diesen Machtspruch that und schrak zusammen, als sie denselben plötzlich nahe vor sich sah. Sie machte Miene, sich zu erheben.

„Bleib, Maja!“ sagte der kleine Hein in einem Tone, der halb bittend, halb befehlend klang. „Ich will nicht, daß Du mir länger ausweichst. Der Zustand in meinem Hause wird täglich unleidlicher.“

„Es ist nicht meine Schuld,“ entgegnete sie. „Ich

bin still und ergeben. Blind habe ich gehorcht. Was kann ich mehr thun? Ich leide und schweige."

„Das ist es, was ich nicht länger ertragen kann und will!" sagte er heftig. „Wenn Dir ein Unrecht geschieht, wenn Du Dich gekränkt fühlst, sprich es aus. Laß Deinem Unmuthe freien Lauf und leihe ihm Worte. Dann weiß ich, was in Dir vorgeht, und kann mich vertheidigen."

„Dir ziemt keine Vertheidigung, mir gegenüber. Ich leide und verlange nichts, als daß es mir vergönnt werde, dies Leid in der Stille zu tragen."

„Du bist krank, Maja!" sagte der kleine Hein besorgt. „Ich hätte sollen längst den Doctor aus Blankenese kommen lassen."

„Von dem Leide, welches in diesem Busen wohnt, befreit mich kein Arzt. Laß mich, ich bitte Dich nochmals, unbeachtet meine Wege wandeln, bis ich vielleicht bald . ."

Sie sprach es nicht aus, aber er wußte wohl, was sie sagen wollte, und rief:

„Es gelingt mir nicht, das zu vermeiden, was ich nur mit Widerwillen erwähne. Du hast keinen andern Gedanken als ihn. Deine ganze Vergangenheit ist vergessen . . . die Gegenwart ist für Dich todt. Dein Sinnen und Trachten gehört allein dem Manne,

den ich hasse, um der Schmach willen, die sein Vater mir anthat."

„Soll der Sohn das Verbrechen des Vaters büßen?" entgegnete sie erregt. „Kann er dafür, daß seine Mutter Dein Herz mit Füßen trat und Dein ganzes Leben vergiftete? Warum verfolgst Du mit Deinem Hasse einen Schuldlosen, der keinen andern Makel hat, als daß er einen Namen trägt ..."

„Nicht weiter!" rief der kleine Hein. „Wecke nicht die finstern Geister, die in mir schlummern und die ich nur mit Mühe in den Schlaf lullte. Sie haben mir Ruhe gegönnt, seitdem Du unter meinem Dache wohnst. Dich hielt ich für den Friedensengel, in dessen Nähe sich die bösen Leidenschaften nicht wagen. Ich habe mich getäuscht. Du rufst den Krieg herauf! Du willst ihn? Gut. Du sollst ihn haben."

Er entfernte sich. Sie blickte ihm erschrocken nach und ging dann gedankenvoll in ihre Stube. Sein Anblick kurz vor seinem Scheiden hatte sie entsetzt. Das Feuer in seinen Augen brannte unheimlich. Die Stirnader schwoll mächtig an und alle seine Muskeln waren in einer solcher fieberhaften Bewegung, daß ihr das Blut in den Adern zu Eis erstarrte.

Der Tag, an welchem diese erschütternde Scene vorfiel, war einer der letzten schönen, hellen, warmen

Tage gewesen, die der Herbst im nördlichen Deutschland spendet, bevor seine rauhe Herrschaft beginnt. Er beschloß zugleich eine Zeit des Friedens und der Ruhe auf dem Strome und an dessen Ufern. Seit längerer Zeit hatte man nichts mehr von den Flußpiraten vernommen. Unbelästigt steuerten die kleinen und großen Fahrzeuge ihre Course. Kein feindlicher Ueberfall geschah an den Ufern. Die Wohnungen hinter den Deichen und auf den Sanden wurden nicht mehr belästigt. Der Preis, den die Regierung auf die Einbringung der Räuber setzte, hatte diese eingeschüchtert. Sie waren entflohen, oder hielten sich ängstlich verborgen. Alle Strandbewohner diesseits und jenseits der Elbe athmeten freier auf. Das Gefühl der Sicherheit kehrte zurück und die Landdragoner waren zufrieden, daß sie es sich bequem machen konnten.

Aber der letzte goldene Schimmer des Herbstes verschwand hinter den grauen Nebelwolken und mit ihm schwand der Friede von der Elbe. Auf der sturmerregten Fluth bewegten sich die Piraten mit der alten Sicherheit. Der kecke Muth, der eine kurze Zeit geschlummert hatte, erwachte mit verdoppelter Stärke. Neue, unglaubliche Raubanfälle fanden auf dem Strome selbst, wie an dem festen Lande und auf den Sanden Statt. Es war der alte Schrecken,

doppelt stark, weil ihn ein Gegner hervorrief, der allgegenwärtig schien und doch unsichtbar blieb.

Der kleine Hein war in seiner leichten Jolle quer über die Elbe gefahren und hatte sich dort an mehreren Orten blicken lassen. Viele, die ihn kannten, begrüßten ihn und wohlmeinend warnte ihn Mancher, bei der Heimfahrt auf der Huth zu sein, da der Strom wieder unsicher zu werden beginne. Er dankte für den guten Rath und ging der Stelle zu, wo seine Jolle im dichten Röhricht gesichert lag. Im Begriff, das Fangtau zu lösen, hörte er ein ängstliches Rufen und gewahrte einen Mann, der sich ihm mit der größten Schnelligkeit näherte.

Es war ein wüster, verkommener Gesell. Einzelne Spuren deuteten an, daß er früher ein stattlicher Mann gewesen sein mußte. Aber das war längst vorüber und die grauen Haare hingen wirr um den Kopf. Auf seinem Gesicht zeigten sich alle widerwärtigen Spuren, welche die Leidenschaften auf demselben zurückließen, und seine Kleidung bestand aus zusammengeflickten Lumpen, die um den abgemagerten Körper schlotterten. Er hatte den kleinen Hein fast erreicht und schrie ihm zu:

„Hollah, Jollenführer! Geschwind mit Eurer Jolle hierher! Ich will hinüber.“

Der kleine Hein sah den verkommenen Kerl von oben bis unten an und sagte dann trocken:

„Ihr seid wohl fremd hierorts?“

„Nein, das bin ich nicht. Aber was habt Ihr darnach zu fragen? Ich will hinüber.“

„Dann werdet Ihr wissen, daß Ihr Euch in dem Fährhause zu melden habt, von wo aus man Euch für die übliche Taxe befördert, wenn der Schiffer sich bei den unruhigen Zeiten überhaupt in die Dämmerung hinauswagt.“

„Ich will aber nicht nach dem Fährhause,“ entgegnete Jener. „Sie halten eine Berathung von wegen der Piraten und es wimmelt dort von Landdragonern.“

„Seid Ihr ein solcher Vogel, der sich vor den Landdragonern fürchtet?“ fragte der kleine Hein und betrachtete den Mann näher.

„Haltet Ihr mich für einen Dieb?“ rief Jener und wallte auf. „Genade Euch Gott ...“

„Droht nicht!“ unterbrach ihn der kleine Hein. „Es steht Euch schlecht an und könnte Euch schlimm bekommen.“

Er hob bei diesen Worten seinen muskelstarken Arm auf und fuhr dann fort:

„Ich bin kein Jollenführer, der für Geld zu haben ist, also könnt Ihr nicht ohne Weiteres über

mich und meine Jolle verfügen. Wenn ich Euch an Bord nehmen soll, muß ich erst wissen, wer Ihr seid und mit wem ich zu thun bekomme, denn mit Jedermann lasse ich mich nicht ein."

„Ich bin ein unbescholtener Mann!" entgegnete Jener.

„Das sagt Ihr," bemerkte ruhig der kleine Hein, „wenn freilich Euer Aeußeres eher auf das Gegentheil schließen läßt. Ich will wissen, wer Ihr seid und welches Gewerbe Ihr betreibt, sonst fahre ich allein ab und lasse Euch stehen."

Während dieser Unterredung zeigte der kleine Hein äußerlich dieselbe unerschütterliche Ruhe, welche ihm stets eigen war, wenn er mit fremden Personen verkehrte. Es war eines der Mittel, wodurch er sich vornehmlich das Uebergewicht sicherte. Aber die Kälte, die er dieses Mal zeigte, war nur eine angenommene. Die Erscheinung des Fremden hatte ihn innerlich aufgeregt. Er fühlte sich unheimlich in dessen Nähe und unwillkührlich fuhr die Hand nach der verborgenen Waffe, die er stets bei sich zu führen pflegte.

Der Fremde hatte das Mißtrauen bemerkt, mit welchem der kleine Hein sein Aeußeres musterte, und sagte mit einer Mischung von Trotz und Verlegenheit:

„Pah! Was kommt es auf den Rock an! Hättet Ihr mich früher gekannt, würdet Ihr Euch nicht unterstanden haben, was Ihr Euch jetzt herausnehmt. Die von Bossels aus Neuhaus haben sich Nichts bieten lassen. Wenn nicht die verdammten Würfel gewesen wären und wenn nicht der König Pharao ein so eisernes Regiment geführt hätte ... Pah! Es ist Alles hin! Und nun sind die Landdragoner abermals hinter mir her, um mich in das Schuldgefängniß zu sperren, von dem ich dann wohl, so lange ich lebe, nicht wieder loskomme. Nun wißt Ihr Alles, was Ihr wissen wollt, und jetzt zögert nicht länger mit der Ueberfahrt, damit die Kerle nicht Wind kriegen und mich kurz vor der möglichen Rettung doch noch einfangen."

Der Fremde war von seinen eigenen Mittheilungen so erfüllt, daß er für die Erregtheit Desjenigen, mit dem er sprach, nicht die volle Aufmerksamkeit hatte. Der kleine Hein hielt den Bootshaken, mit dem er seine Jolle aus dem Röhricht herauszuschieben gedachte, in der Hand. Als der Name Bossel an sein Ohr klang, zuckte es ihm in der Faust. Er schwang den langen Bootshaken, als ob er eine Lanze wäre, und einen Augenblick schien es, als wolle er ihn dem Fremden mitten in das Herz schleudern. Aber eben so schnell

ließ er den Arm wieder sinken und sagte mit eisiger Kälte:

„Es gab einen Franz von Bossel in Neuhaus, der zwei herrliche Bauerhöfe und ein großes Torfmoor an der Oste hatte. Er war ein stattlicher Kornhändler, dessen Fahrzeuge stets von der Oste nach Hamburg und zurück in Bewegung waren. Aber der Mann muß längst verstorben sein."

„Ihr sprecht von meinem Vater!" sagte der Fremde. „Die Bossels hießen alle miteinander Franz bis zu dem Urgroßvater hinauf und waren stattliche, angesehene Leute. Verdammt ist der König Pharao! Er hat mich zum Bettler gemacht. Horcht! Ist das nicht Pferdegetrappel?"

„Hier ist kein Steindamm, von welchem das Pferdegetrappel weit hinausschallt!" sagte der kleine Hein höhnend. „Hier ist Marschboden, in welchen der Pferdehuf unhörbar tief eintaucht. Es summt in Euerm zerrütteten Kopfe, wie am Morgen nach einem Saufgelage. Ihr jammert mich, trotz Eurer Erbärmlichkeit und ich, will Euch mit mir nehmen. Steigt ein!"

Franz von Bossel ließ es sich nicht zwei Mal sagen. Mit einem Sprunge war er in der Jolle, die nun über den Schlickgrund, auf welchen sie in

dem Röhricht gerathen war, leise wegschurrte, bis sie auf das freie Wasser gelangte.

Es war bereits so finster, daß man das gegenüber liegende Ufer kaum noch erkennen konnte. Die feuchten Nebel schwankten wie bewegliche Gestalten auf den Wellen. Die Ebbe war stark im Ablaufen begriffen und hier und da wurden die einzelnen Sande bereits bloß gelegt.

„Ihr fahrt im Zickzack!" brummte Franz. „Es wird lange dauern, bis wir hinüber kommen."

„Ihr werdet genau zur Minute da sein, wo Ihr eintreffen sollt!" entgegnete der kleine Hein. „Darauf könnt Ihr Euch verlassen."

Er ließ einen Augenblick die Arme sinken und sagte, sich auf die ausgelegten Ruder stützend:

„Nur mit der vollen Fluth mag man von einem Ufer zum andern in einem geraden Strich fahren, ohne anzustoßen. Der Strom ist jetzt soweit abgelaufen, daß ich Umwege machen muß. Weiß in dieser Gegend Bescheid wie Keiner und bin doch nicht sicher, ob ich gut davon komme. Gleichviel! Seid Ihr doch vor den Landdragonern in Sicherheit."

Er setzte die Ruder wieder ein und die schnell dahinfliegende Jolle ließ einen langen Streifen hinter

sich. Franz von Bossel schüttelte sich vor Frost und Kälte und fragte:

„Habt Ihr nicht einen Schluck an Bord?“

„Ich trinke niemals Branntwein, also braucht es auch keinen Vorrath!“ war die Antwort.

„Hätte Euch eine kleine Herzstärkung gut bezahlt.“

„Vielleicht mit einer von den goldenen Ketten, die Euer König Pharao um den Hals trägt?“ lachte der kleine Hein. „Habt nur ein wenig Geduld; wir werden gleich dorthin gelangen, wo' Ihr eine Einkehr halten könnt.“

Eine Zeitlang lief die Jolle die gewohnte rasche Fahrt. Die Augen des geschickten Fährmannes waren überall. Plötzlich ging ein leises Zittern durch die Jolle. Der kleine Hein warf die Ruder in die Höhe und rief:

„Haltet Euch fest! Wir laufen auf!“

Mit einem scharfen Ruck stand die Jolle angefesselt und der Fährmann sagte:

„Nun sind wir doch auf den Ausläufer des Sandes festgerathen. Habe es mir wohl gedacht, denn die Ebbe war schon zu weit weg. Wenn das Sand vollends trocken gelaufen ist, steigen wir aus und trotten

auf und ab, bis wir warm werden. Nach Mitternacht kommt dann allgemach die Fluth."

Wenn die Ebbe erst im Fallen ist, rennt sie mit rasender Eile davon. Franz von Bossel sah den fliehenden Wellen nach, gab seine Ungeduld auf jede Weise kund und machte endlich seinem Unmuthe in lauten Scheltworten Luft.

„Ueber geschehene Dinge soll man kein Wort verlieren!" entgegnete der kleine Hein, nachdem er dem Geschrei einige Zeit zugehört hatte. „Seht Ihr, wie der weiße Sand schon sichtbar an die Oberfläche tritt? In einer Viertelstunde ist er so weit heraus, daß wir bequem darauf hin und her gehen können. Wir wollen unterdessen irgend eine Zeitkürzung vornehmen."

„Was für eine Zeitkürzung soll das sein, wenn Ihr Nichts zu trinken habt und nicht zu spielen begehrt?" stieß Franz von Bossel heraus.

„Wir können uns einige Schnurren aus vergangenen Tagen erzählen, Herr von Bossel, und ich bin gewiß, wir finden in unsern Köpfen genug, um die müssige Zeit hinzubringen," sagte der kleine Hein, indem er die Jolle verließ. „Kommt heraus zu mir. Es taugt dem Fahrzeuge nichts, daß sich eine schwere Last darin befindet, wenn es auf dem Trockenen sitzt. Frisch über den Dolbord weg."

Franz von Bossel folgte der Weisung ziemlich verdrossen und sagte zu dem kleinen Hein, der in der wachsenden Dunkelheit wie ein ungewisser Schatten vor ihm stand:

„Was nun?“

„Mir fällt ein, Mann, daß ich Euch nicht eher an Bord ließ, bis Ihr mir gebeichtet, wer Ihr seid?“

„War ein Narr, daß ich es that.“

„Ihr thatet es aber und Ihr habt ein Recht, mit mir zu schelten, daß ich Euch nicht die gleiche Höflichkeit erwiesen habe, was um so mehr ein Unrecht ist, als wir von Alters her Bekannte sind.“

„Kann mich nicht auf Euch besinnen.“

„Die Zeit ändert viel an dem Aeußern des Menschen, Herr, und an dem Innern thut er desgleichen. Hätte Euch auch nicht wieder gekannt, Franz von Bossel, wenn Ihr nicht Euern Namen genannt hättet. Aber nun ich diesen einmal weiß, sehe ich Euch trotz der Dunkelheit vor mir, wie Ihr leibt und lebt und vorzüglich, wie Ihr in Euren jungen Jahren aussaht, als Ihr Champagner trankt und für einen kurzen Walzer einen großen dänischen Speciesthaler auf den Musikantentisch warft.“

„Was wißt Ihr von meiner Jugend?“ rief Franz

von Bossel, der sich nicht gern an die Tage des früheren Ueberflusses erinnern ließ, verdrießlich.

„Ihr habt auch gewiß einmal den Drochters-Markt mitgemacht? He! Habt Ihr nicht?“ fragte der kleine Hein. „Mir ist es, als hätte ich Euch dort flüchtig gesehen, entweder auf der Landesherberge, oder sonst wo. Könnt Ihr nicht meinem schwachen Gedächtnisse zu Hülfe kommen?“

Franz von Bossel schwieg. Es war ein unbestimmtes Fürchten, das ihn ergriff, dem unbekannten Fährmanne gegenüber.

„Ich war um jene Zeit wohlbekannt in allen Theilen des Kehdinger Landes,“ fuhr der Letztere im höhnenden Tone fort. „Ueberall, wo es lustig herging, war ich zu finden, und wenn irgend eine schöne Dirne sich blicken ließ, lief ich hinter ihr her. Absonderlich war dort eine, wie Milch und Blut, die alle Köpfe verrückte. Sie war eines Käthners Tochter und hieß Metta Bomann.“

„Metta Bomann!“ wiederholte Franz von Bossel unwillkührlich, und Jener fuhr fort:

„Ihr habt sie auch gekannt? Es war der Mühe werth, sich um sie zu bemühen, und ich erinnere mich jetzt, daß Ihr es thatet. Sagt mir doch, Herr von

Bossel, ob Ihr nicht an jenen Drochters-Markt mit Vergnügen denkt?"

„Wer, zum Teufel, seid Ihr?" fragte Jener zurück, und das Grauen, welches ihn erfaßte, nahm mit jeder Secunde zu.

„Mit der Dirne tanzte es sich gut, und ihr Bräutigam, der albern genug war, seine Braut für sich allein haben zu wollen, war die einzige Unbequemlichkeit bei dem Spaße."

„Wer seid Ihr, Mensch?" rief Franz von Bossel, und seine Stimme zitterte.

„Einer, der mit dabei war!" entgegnete der kleine Hein, und fragte dann in einem Athem:

„Sagt mir, was Ihr dem Advokatenschreiber Willig dafür bezahltet, daß er den Hein Petersen an die holländischen Seelenverkäufer verschacherte?"

„Wer sagt, daß ich es that?" sprach Franz von Bossel, und seine Zähne schlugen im Fieberfrost aneinander.

„Ich!" rief der kleine Hein zurück, und seine Gestalt schien zu wachsen. „Ich! den Du in eine siebenjährige Sklaverei schicktest und der Dich der schwersten Verbrechen anklagt. Du hast ein junges, leichtsinniges Mädchen verderbt und sie dann in Noth und Elend verkommen lassen. Ihr Vater ist mit

einem Fluche auf den Lippen gestorben; der meinige ward von Haus und Hof vertrieben, weil er seinen Sohn wieder haben und das Brandmal des Verbrechens von ihm genommen wissen wollte. Zwei Familien hast Du aus ihrem Glücksstande gerissen und dem Verderben geopfert, um Deiner schandbaren Laster willen ....“

Franz von Bossel war wie vom Donner gerührt. Er hatte jeden Halt verloren und stieß nur ein dumpfes Geheul aus.

„Sie sind mit Verwünschungen auf den Lippen hinüber gegangen, die Dich wie böse Geister verfolgen. Und ich, der Einzige, der noch übrig ist, stehe vor Dir, um mein Recht von Dir zu nehmen. Mache Dich bereit.“

Ein blanke Waffe blitzte in der Hand des kleinen Hein.

„Rühre mich nicht an!“ kreischte Franz von Bossel abwehrend.

„Was kannst Du zahlen, um die große, ungeheuere Schuld zu decken, die ich bei Dir stehen habe? Nichts als ein verkommenes, verdorbenes Leben, das Jedermann mit Ekel erfüllt. Du mußt mich einen großmüthigen Gläubiger nennen, wenn ich damit zufrieden bin. Aber was Du hast, das will ich nehmen und keine Secunde länger darauf warten.“

Wie ein Tiger stürzte sich der kleine Hein auf den Todfeind, den in diesem gräßlichen Augenblicke die Kraft der Verzweiflung ergriff.

Mit beiden Händen hielten sich der kleine Hein und Franz von Bossel gegenseitig umschlungen, Auge in Auge sich anstarrend.

Ein Zischen und Brausen erhob sich in der Luft. Erst von fern her, dann immer lauter und näher, das Wuthgeheul der beiden Kämpfer verschlingend. Es war die Fluth, die in ihrem gewaltigen Gange, von einer Nordwestbö getrieben, in die Wedeler Bucht hineinrauschte.

Grau dämmerte der Morgen herauf und warf sein blasses Licht über den von der letzten Bö noch erregten Strom. Der kleine Hein landete mit seiner Jolle dicht vor seinem Hause und schob sie hoch auf den Strand. Er warf einen Blick rückwärts den Weg, den er gekommen war, und sprach vor sich hin:

„Es war sein Recht und das meinige. Die Menschen strafen keine Verbrechen, wie er sie beging, darum habe ich das Richteramt an ihm vollzogen. Nicht aus dem Hinterhalt griff ich ihn an. Mann gegen Mann trat ich ihm gegenüber. Er hätte mich todtschlagen können, wie ich ihn todtschlug. Der Kampf hat für mich entschieden. Das ist ein Gottesurtheil."

Langsam ging er dem Hause zu. Er betrat seine Kammer, die er den Tag über nicht mehr verließ. Maja, die von seiner Heimkehr durch den Knecht unterrichtet wurde, erwartete ihn vergebens.

Am andern Morgen trat er in die große Stube ein, die zur gemeinschaftlichen Wohnung diente. Er sah blaß, überwacht, niedergeschlagen aus. Maja, eingedenk der harten Worte, welche sie bei dem letzten Zusammentreffen von ihm vernahm, sah mit einiger Scheu zu ihm hinüber. Endlich bezwang sie ihre Furcht und, sich ihm nähernd, fragte sie, ob er einen Augenblick Zeit habe, um zu hören, was sie ihm mittheilen müsse.

„Was willst Du, Maja?“ fragte er mit ungewöhnlicher Sanftheit und hielt ihr die Hand hin; aber ehe sie dieselbe noch ergreifen konnte, zog er sie zurück und sagte:

„Was willst Du mir sagen, Kind? Ich bin bereit, Alles zu hören.“

„Ein großes Leid habe ich Dir mitzutheilen,“ sprach sie und wehrte der Thränen nicht, die unaufhaltsam aus ihren Augen quollen. Sie konnte vor Wehmuth nicht sprechen und sah auf den Freund, als erwarte sie von ihm Trost und Beruhigung.

„Rede, Maja!“ rief der kleine Hein, den dieser

Zustand erschreckte. „Was ist geschehen, das Dich so sehr um Deine Fassung bringen konnte?“

„Es wird Dich auch treffen,“ sagte sie, ihn mitleidig anblickend, „denn Du hieltest den guten Jakobsen werth.“

„Jakobsen!“ rief er aufspringend. „Was ist mit ihm?“

„Das brasilianische Fieber hat ihn weggerafft. Frau Agathe hat es mir gemeldet. Die arme Frau! Ich muß zu ihr. Ich will sie trösten und mit ihr weinen. Nicht wahr, Du läßt mich zu der armen verlassenen Frau gehen?“

Er nickte stumm. Die Nachricht hatte ihn schmerzlich berührt.

„Da ist noch ein zweiter Brief. Er war in dem ersten eingeschlossen und ist von dem Steuermann des Schiffes. Die Adresse lautet an Dich.“

Sie hielt ihm den Brief, den der Geliebte im fernen Lande geschrieben hatte, mit einem vielsagenden Blicke hin. Er griff mit einer gewissen Hast nach demselben und schlug ihn auseinander.

In kurzen, gemessenen Worten kündigte der Steuermann Franz ihm den Tod des Capitains an und setzte hinzu, daß derselbe ihn beauftragt habe, dem Freunde seine letzten Grüße zu überbringen und Milde

und Versöhnung von ihm zu erbitten. Und als er sich dieses Auftrages entledigt hatte, schloß er:

„Und nun gestattet mir noch einige Worte von meinetwegen. Habt Mitleid, Herr, mit dem jungen Leben, das an Eurer Seite trauert, und laßt die Aermste nicht in ihrem Schmerz vergehen. Fühlt eine menschliche Regung in Euch zu meinem Gunsten, der ich verurtheilt bin, die Sünde meines Vaters zu tragen, und laßt das Testament einer Unglücklichen, das ich in Maja's Hände niederlegte, mein Fürsprecher bei Euch sein. Das traurige Ereigniß führt mich bald nach Europa zurück. Laßt mich von Euch das schöne Geschenk der Versöhnung empfangen; ich will es als das höchste Kleinod in meinem Herzen aufbewahren."

Der kleine Hein ließ die Hand, welche den Brief hielt, sinken. Eine ernste Trauer erfüllte ihn. Maja betrachtete ihn mit ängstlicher Sorge und athmete erst auf, als er endlich ein Zeichen gab, daß er aus tiefem Nachsinnen in die Gegenwart zurückkehre. Er sah zu ihr auf und fragte nicht ohne Zittern, welches seine innere Bewegung kund gab:

„Maja, von welchem Testament ist hier die Rede?"

„Es ist ein versiegeltes Blatt, welches mir anvertraut wurde," entgegnete sie. „Ich sollte es in Deine Hände niederlegen, wenn ich die rechte Stunde gekom=

men glaubte. Bisher wagte ich es nicht, aus Furcht, ich möchte das Gegentheil von dem hervorrufen, was ich beabsichtigte. Aber jetzt, meine ich, sei der Tag gekommen, der zum Frieden mahnt, und ich habe aus meinem innersten Herzen zu Gott gefleht, daß er es Licht werden lasse in Deinem Gemüth, damit der Haß aus ihm verschwinde und die Liebe voll und mächtig hervorbreche."

Mit diesen Worten legte sie ein versiegeltes Schreiben vor ihn nieder, und ihn sanft umarmend, sprach sie mit unterdrücktem Weinen:

„Das ist das letzte Wort einer Unglücklichen, welches an Dich gerichtet ist. Ich verlasse Dich jetzt, damit Du thust, was Dir Dein Herz gebietet. Denke auch an mich; an Deine Maja, die Dir über den Ocean folgte und ihr Geschick unauflöslich an das Deinige knüpfte. Mein Vater hat mich vertrauensvoll an Dein Herz gelegt und seine Rechte und Pflichten auf Dich übertragen. Seliger Geist, schaue herab auf uns und rühre diesen starren Sinn, damit er zu neuem Leben erwache."

Sie entfernte sich, indem sie einen letzten bittenden Blick auf ihn richtete.

Der kleine Hein hielt den Brief in der Hand, den Vater Hildebrand niederschrieb und den Metta Bomann

mit sterbender Hand unterzeichnete. Zögernd schlug er ihn auseinander und ließ den Blick darüber hingleiten. Aber die Buchstaben verschwammen in einander und er vermochte sie nicht zu entziffern.

„Ich ertrage es nicht länger!“ rief er endlich und sprang auf. „Hinaus muß ich in das Freie, damit dieser böse Geist, der sich meiner bemächtigte, weiche, und ich klar sehe und handle, wenn es möglich ist, daß Jemand klar sehen und handeln kann, dessen Gewissen ein Todtschlag belastet.“

Er verließ sein Haus und ging raschen Schrittes am Strande auf und ab. Als der Abend stark herein zu dämmern begann, kehrte er von seiner Wanderung zurück. Anscheinend ruhig trat er in die Stube, zündete ein Licht an und legte den Brief vor sich auf den Tisch.

Maja sah ihn kommen und beoachtete ihn mit großer Spannung. Sie sah, wie er den Brief las und welchen tiefen Eindruck derselbe auf ihn machte. Er legte ihn nieder und hob ihn wieder auf, um ihn noch einmal zu lesen; sie lauschte mit klopfendem Herzen, als er die Lippen bewegte und hörte, wie er vor sich hin sprach:

„Die Aermste! Sie hat viel verschuldet, aber

auch viel gebüßt. Ich bin nicht berufen, an ihr zu rächen, was schon in jener Nacht bestraft ist . . ."

Er unterbrach sich. Maja konnte sich eines Schauers nicht erwehren, als der kleine Hein bei diesen Worten um sich blickte und ein unheimlicher Zug sein Gesicht furchtbar entstellte. Nach einiger Zeit beschwichtigte sich der erste heftige Sturm und, den Brief aus der Hand legend, sagte er:

„Es ist vergeben und vergessen! Friede sei mit ihrer Asche!"

„Amen!" sprach Maja und sank still weinend vor ihm in die Kniee.

„Du hier, mein Kind?" fragte er überrascht, doch lag weder eine Härte, noch eine Bitterkeit in dem Ton seiner Stimme. „Laß mir die Hand frei, Maja!"

Aber sie hielt seine Rechte mit ihren beiden Händen und fuhr fort:

„Du vergiebst ihr und wirfst den Haß von Dir. So lasse den Frieden überall seine Einkehr halten. Ich bitte Dich, wie ich nur bitten kann, und Du wirst mich verstehen."

„Ich verstehe Dich," entgegnete er leise. „Das Unrecht ist gesühnt. Ich will nicht auf den Sohn vererben, was der Vater verschuldete und büßte."

„Dank! Dank aus der Fülle meines Herzens!"

rief sie und drückte die Hand des väterlichen Freundes an ihre Lippen.

Er machte sich sanft von ihr los und sagte mit rührender Zärtlichkeit:

„Geh', mein liebes Kind! Du hast den Geist Deines Vaters angerufen und ich habe seine Nähe gefühlt. Nein, Kind. Du sollst nicht länger weinen; ich will Dir Sonnenschein geben. Der nächste Frühling soll ihn Dir bringen; bis dahin harre und hoffe."

Maja jubelte und wollte die Hand des jetzt so mild gesinnten Freundes an ihr stürmisch klopfendes Herz drücken. Er entzog ihr dieselbe und sprach:

„Geh', liebe Maja, und lasse mich allein. Ich bedarf der Einsamkeit in dieser Stunde."

Sie ging, ohne noch ein Wort zu entgegnen, einen Himmel voll Liebe in der Brust.

Der kleine Hein folgte ihr mit den Augen:

„Sie soll die Hand nicht berühren, die Blut vergossen hat. Ich übte mein Recht, als ich den Mann erschlug, der mir den Vater und die Geliebte tödtete und mein ganzes irdisches Glück vernichtete. Aber sie soll nicht davon berührt werden in ihrer jugendlichen Reinheit. Ihr Glück will ich aufbauen und dann soll auch mein Geschick entschieden werden. Ich will für mich das Recht fordern, das mir gebührt."

Das waren die letzten Worte, die an jenem Abend über seine Lippen kamen. Am nächsten Tage traf er Anstalten, daß Maja sobald als möglich nach Hamburg zur Frau Agathe reise, um sie in ihrem Kummer zu trösten.

Er blieb allein.

Der Winter kam in's Land; nicht nach und nach mit vereinzelten Schneeflocken und Nachtfrösten; sondern mit der Eile des Nordostwindes, der ihn auf seinen Flügeln trug. Auf der Elbe und in den vielen kleinen Häfen, die an ihren beiden Ufern liegen, herrschte eine ungewöhnliche Thätigkeit. Mehrere Fahrzeuge, die des raschen Wechsels nicht gewärtig gewesen waren, rüsteten sich, so schnell sie nur vermochten, ihren Bestimmungsort zu erreichen, um nicht an einem fremden Orte überwintern zu müssen. Schiffe aus See und Schiffe nach See schwammen an einander vorüber. Zu den ersteren gehörte ein Dreimaster unter hannoverscher Flagge, der von Rio de Janeiro kam und mit dem Wimpel vom großen Topp und mit leicht gerefften Marssegeln an Cuxhafen vorübersteuerte.

Schon häuften sich die Eisschollen in dem Strome und es bedurfte die ganze Vorsicht des Lootsen, um ungefährdet an denselben vorüber zu kommen. Anfangs,

als das Schiff mit der Fluth einsegelte, schien die Gefahr nicht bedeutend; aber als es über Brunsbüttel hinaus war und die Ebbe ihm entgegen kam, schob sich das in dem Strome schwimmende Eis übereinander und thürmte sich hier und da zu einzelnen schwimmenden Inseln empor.

„Dort liegt die Bösch!“ sagte der Admiralitätslootse, „und ich verlasse Euch nun, Capitain. Da kommt in dem Boote der Mann, der mich ablöst. Ob Ihr nicht besser gethan hättet, meinem Rathe zu folgen und in Cuxhafen einzulaufen, will ich nicht behaupten; aber wenn das Wetter bleibt, wie es ist, möchte es Euch doch anzurathen sein, in Glückstadt eine Zuflucht für den Winter zu suchen, statt auf dem Strome zu havariren.“

„Ich muß an die Stadt!“ entgegnete der Capitain entschieden und der Lootse sagte, indem er sich verabschiedete:

„Jedermann ist Herr seines Willens, Capitain. Wünsche Euch eine behaltene Reise.“

Er übergab das Commando des Schiffes seinem Nachfolger und fuhr dem Lande zu. Der neue Lootse war ein schweigsamer Mann, der sich an das Steuer stellte und seine Befehle gab. Als das Schiff an

Glückstadt vorüber segelte, war der Strom ziemlich rein vom Eise. Die Bahn lag frei und der Capitain rief:

„Bringt Ihr mich heute Abend noch an die Stadt, zahle ich Euch zehn Thaler aus meiner Tasche.“

Der Lootse nickte, und da der Wind etwas von seiner Heftigkeit nachließ, befahl er, das Reff aus den Marssegeln zu nehmen und das große Bramsegel beizusetzen.

Um diese Zeit war es, als der kleine Hein, auf einer seiner Wanderungen begriffen, in dem Krug von Schulau einkehrte und von den Anwesenden als ein guter Bekannter begrüßt wurde. Der Eingetretene war seit Kurzem ein schweigsamer Mann geworden, und nur wenn er gefragt wurde, gab er kurze Antwort. Er setzte sich mit seinem Kruge in die eine Ecke der großen Stube und, den Kopf in die Hand stützend, überließ er sich seinen Gedanken.

Kopfschüttelnd sah einer der Gäste nach ihm hin und sagte zu seinem Nachbar:

„Muß etwas mit dem Manne vorgegangen sein, was er nicht verwinden kann. Man kennt ihn gar nicht wieder.“

„Das kommt vom Verdruß, Nachbar,“ lautete die Antwort. „Die Gemeinde wählte ihn aus, um ihn an die Spitze der Leute zu stellen, die gegen die Strom=

piraten ausziehen sollten, und als es im besten Gange war, kündigte man ihm den Dienst und Jeder ging den Weg, der ihm paßte. So etwas vergißt ein Kerl nicht, der etwas auf sich hält, und darum ist er immer maulfaul, wenn er hier oder anderswo hinkommt. Ob ich ihn anrede?“

Während die Beiden noch mit einander beriethen, lenkte sich die Aufmerksamkeit auf einen anderen Gast, der am Fenster saß und ein Zeitungsblatt in der Hand hielt. Ein solches verirrte sich nur selten hierher, und das Datum zeigte an, daß es nicht den neuesten Tagen angehörte. Der lesende Gast unterbrach seine Arbeit, die nicht ganz leicht von Statten ging, und fragte:

„Kennt Einer von Euch einen Franz von Bossel aus Neuhaus?“

Bei diesem Namen fuhr der kleine Hein aus seinem Nachsinnen auf und starrte den Sprecher an.

Ein allgemeines „Nein!“ war die Antwort auf diese Frage und Einer setzte hinzu:

„Warum fragt Ihr das?“

„Weil ich den Kerl hier in der Zeitung finde!“

„Ihr seid nicht klug. Wie kann man in einer Zeitung einen Menschen finden?“

„Versteht mich, Nachbar! Nicht so eigentlich von

Fleisch und Blut, sondern wie der Herr Schulmeister in Wedel sagt: sinnbildlich. Ich habe ihn hier schwarz auf weiß. Es ist eine schnakische Geschichte."

„Dann gebt sie uns zum Besten!" sagten Mehrere. „Man hört ohnedies wenig oder nichts und bringt dann doch Etwas nach Hause."

„Erzählen läßt es sich eigentlich nicht, aber wenn Ihr wollt, lese ich es Euch vor, wie es hier steht, bis auf den letzten Buchstaben ganz und gar."

„Thut das, Mann. Ihr seid ja nun einmal der Gelehrte hier in der Gemeinde. Und wenn es sein kann, frisch von der Leber weg, nicht so wie neulich, als Ihr über ein halbes Dutzend Worten stolpertet und nicht wieder auf die Beine kommen konntet. Es war ein hartes Stück Arbeit."

Das Volk lachte und der Vorleser, um allen weiteren Erörterungen vorzubeugen, rief:

„Kund und zu wissen . . . ."

„Steht das da auf dem Blatte, Mann?"

„Nein! Aber ich rufe es Euch zu, weil ich Euch kund und zu wissen thun will, was das Grevengericht des alten Landes hierher geschrieben hat. Merkt nun auf."

Sämmtliche Anwesende folgten dieser Weisung; am gespanntesten aber lauschte der kleine Hein, der mit

vorgebeugtem Leibe dastand, als ob er dem Lesenden die Worte von den Lippen nehmen wollte.

„Es ist hier bei hoher Fluth in der Nähe der Twielenflether Mühle ein männlicher Leichnam angetrieben, der von einem Fischer gefunden worden ist. Der Todte war mit einem Rocke bekleidet, der völlig zerfetzt und dessen Farbe nicht mehr zu erkennen war. Bei der näheren Untersuchung fand sich, daß der Verunglückte mit einem dolchartigen Messer durchbohrt wurde. Der Stich war gerade durch das Herz gegangen. Bei dem gänzlichen Mangel irgend eines Kennzeichens, durch welches seine Persönlichkeit hätte festgestellt werden können, wollte man den Leichnam in der Stille, wie einen Heimathlosen, beerdigen, als ein Landdragoner vortrat, und an Eidesstatt bekräftigte, daß er in dem Todten einen Mann erkenne, den er seit einigen Tagen unausgesetzt verfolge, um ihn wegen Schulden und mehrerer betrüglicher Unterschlagungen zur gefänglichen Haft zu bringen. Darnach wäre der Verunglückte der ehemalige Gutsbesitzer Franz von Bossel aus Neuhaus. Der Landdragoner versicherte, denselben ganz genau wieder zu kennen, so daß ein Irrthum nicht denkbar sei. Er habe ihn ganz in der Nähe gehabt und nur durch einen Zufall sei die Festnahme verhindert worden. Wie der Mann in den

Strom gekommen; ob er getödtet sei, oder ob ein Selbstmord vorliege, vermöge er nicht anzugeben. Er könne nur eidlich versichern, daß am Abend des Tages, da man ihm nahe auf der Ferse gewesen, plötzlich jede Spur von ihm verschwunden und er nicht wieder aufgefunden worden sei. Alle und Jede, welche über diesen Vorgang Etwas anzubringen haben, werden hiermit aufgefordert, sich ungesäumt vor dem Grevengericht einzufinden und sich vernehmen zu lassen, was sie über das Schicksal des verstorbenen Franz von Bossel aus Neuhaus zu sagen haben, weil die Vermuthung nahe liegt, daß hier ein Mord aus unbekannten Ursachen vorliegt, da man einem Bettler und Vagabonden gegenüber auf keinen Raubmord schließen darf."

Mit großer Aufmerksamkeit hatten die Anwesenden dem Vorleser zugehört. Nicht durch einen Laut war er unterbrochen worden. Als er nun aber das Blatt aus der Hand legte und die Zuhörerschaft aufforderte, ihre Meinung zu sagen, brach ein Strom von Worten auf ihn ein. Da wollte Jeder eine Meinung geltend machen, Jeder der Klügste sein und erklären, wie das nicht zu Erklärende sich in der Wirklichkeit begeben habe. Der Wirrwarr schien sich bis zur Unauflöslichkeit zu steigern, als es dem Wirthe gelang, die Ruhe theilweise herzustellen und zu sagen:

„Mit dem Schreien ist es nicht gethan. Wir wollen unsere Meinung Einer nach dem Andern sagen, und der kleine Hein soll uns zuerst kund thun, was er von der Geschichte denkt."

„Das ist recht. Redet, Herr Hein, und sagt uns Euere Ansicht."

Alle wandten sich der Stelle zu, wo der kleine Hein noch kurz vorher, Jedermann sichtbar, stand. Er war fort. Keiner hatte sein Verschwinden bemerkt.

Unheimlich wurden die Gäste durch diesen Vorgang berührt. Sie sahen einander an und wußten es sich nicht klar zu machen. Einer von ihnen flüsterte seinem nächsten Nachbar, mit dem er besonders vertraut war, zu:

„Mir kam es vor, als ob der kleine Hein bei der Stelle: „Mit einem Messer mitten durch das Herz" zusammenfuhr und bleich im Gesicht ward . . ."

„Du bist nicht klug!" unterbrach ihn der Freund heftig. „Wie kann Dir nur solches Zeug in den Sinn kommen. Wenn das Jemand gehört hätte!"

„Schon gut. Es flog mir durch den Kopf und sprang von der Zunge, ich weiß nicht wie. Komm' mit! Wir wollen nach Hause gehen."

Die Beiden entfernten sich. Andere folgten. Jeder fühlte sich bedrückt; Keiner wußte warum; allein Alle

wurden von einer dunklen Empfindung gepeinigt, über welche sie sich keine Rechenscha[ft] zu geben wußten.

Der Dreimaster mit dem Wimpel vom großen Topp und der hannoverschen Flagge von der Gaffel hatte die Bucht von Wedel erreicht. Durch eine Aenderung des Windes schob sich das Eis hier so massenhaft zusammen, daß an ein Weiterkommen nicht zu denken war. Als der Abend hereinbrach, erhob sich der Ostwind stärker. Die Sterne funkelten hell und der Frost war im Zunehmer. Das Schiff befand sich in keiner beneidenswerthen Lage. Es lag nahe dem Lande, von einer schwimmenden Eismasse umgeben.

Der Capitain und der Lootse saßen sich in der Kajüte gegenüber, um zu berathen, ob es mit dem frühen Morgen nicht möglich sein sollte, sich noch mehr dem Strande zu nähern, wo man der Gefahr einer Strömung weniger ausgesetzt sei. Man wollte Menschenkräfte am Lande aufbieten, um dies zu bewirken und zugleich die werthvollen Theile der Ladung an das Land zu schaffen.

Es war das Schiff „Weltefreden," mit welchem der wackere Capitain Jakobsen nach Brasilien segelte und den jungen Franz von Bossel als Obersteuermann mitnahm. Als er in Rio de Janeiro der schweren

Krankheit, die ihn ergriff, unterliegen mußte, übertrug er die volle Gewalt diesem jungen Offizier und befahl ihm, das Schiff, sammt der bereit gehaltenen Ladung, nach Europa überzuführen und sich der Rhederei vorzustellen.

„Du befehligst den „Weltefreden", mein Junge," sagte Capitain Jakobsen. „Mache, daß Alle, die mit Dir zu thun haben, wohl zufrieden sind, wenn Du auf der Elbe vor Anker gehst."

Es war das letzte heitere Wort von den Lippen des Capitains, der seinen Scheidegruß in die Hände seines jungen Nachfolgers niederlegte und dann mit einem leisen „Fahre wohl!" die müden Augen schloß.

Obersteuermann Franz hatte Alles gethan, was in seinen Kräften stand, das ihm anvertraute Schiff heim zu bringen. Jetzt saß er im Eise und es beschwerte sein Herz, daß er kurz vor dem Hafen scheitern, oder mit schwerer Havarie binnen kommen sollte.

„Das steht in Gottes Hand!" sagte der Lootse. „Für unser Gewissen reicht es aus, wenn wir bei der Verklarung beschwören können, daß wir unsere Schuldigkeit thaten. Aber noch ist nicht jede Hoffnung verloren, denn der Wind ist ein geschwinder Vogel, und ehe man es sich versieht, spielt er, wie der Holländer sagt, „Jonkheer Jan op de Neuß." Noch steht das Eis

nicht fest, sondern ist in einer schwankenden Bewegung. Nur hier in dieser Bucht hat es sich dicht aneinander gedrängt. Eine Regenbö aus Südwest macht uns in ein paar Stunden klar. Mir sah es in der Kimmung des Horizontes aus, als wolle das Wetter sich ändern. Warten wir den morgenden Tag ab."

Aber noch lag zwischen der gegenwärtigen Stunde und dem nächsten Morgen eine lange, dunkle Nacht, die manches Verhängnißvolle in ihrem Schooße barg. Der Capitain und sein Lootse waren noch in ihrer Unterredung begriffen, als sie auf dem Verdeck ein unruhiges Hin= und Herlaufen vernahmen. Der Untersteuermann trat ein und sagte:

„Mit Verlaub! Alles Volk ist auf den Beinen. Der Mann auf dem Udkiek will etwas Verdächtiges bemerkt haben. Es habe ausgesehen, als ob es zwei oder drei dunkle Gestalten wären, die von einer Eisscholle zur andern sprangen. Aber wie sollte es möglich sein, daß sich eine vernünftige Creatur auf diese gefährliche Bahn wagt?"

„Das sind die Elbpiraten!" rief der Lootse und erhob sich rasch. „Diesem Volke ist Alles möglich. Sie schrecken vor Nichts zurück und sehen vielleicht dieses Schiff schon als gute Prise an."

„Ist dem Unwesen noch kein Ende gemacht?"

fragte Franz verwundert, und der Lootse, schon auf dem Wege zu der Kajütstreppe, rief zurück:

„Die hundert blanken Pistolen sind noch zu verdienen. Vielleicht hat einer von Euern Leuten das Glück, die goldenen Vögel einzufangen. Ich muß einmal nach dem Rechten sehen."

Franz blieb allein. Die Erwähnung der Elbpiraten und die Vermuthung, daß sie sich in der Nähe seines Schiffes aufhielten, machten einen peinlichen Eindruck auf ihn. Es war nicht das Gefühl der Furcht, die der muthige junge Offizier nicht kannte. Es war auch nicht die unruhige Empfindung, die den Mann beherrscht, der einen Kampf mit einem unbekannten Gegner bestehen soll. Es war vielmehr das lastende Gefühl einer unheilvollen Ahnung, das um so mächtiger wirkt, als es wie ein dunkles Räthsel sich entgegen stellt. Der Führer des „Weltefreden" wollte in dieser Angelegenheit kein müssiger Zuschauer sein. Er bewaffnete sich und begab sich in möglichster Fassung zu den Seinigen auf das Verdeck.

Hier waren bereits mehrere Vorkehrungen getroffen. Außer dem Manne auf dem Udkiek hatten auch Andere die dunklen Schatten gesehen. Sie bewaffneten sich mit Handspaken und eisernen Hämmern. Der Bootsmann ließ aus altem Tauwerk und flüssigem

Pech Fackeln herstellen und die Sturmleitern wurden über den Fallreep gehängt, damit man schnell auf das Eis hinabsteigen könne, wenn die Gestalten, die seit einiger Zeit wieder unsichtbar wurden, sich auf's Neue blicken lassen sollten.

Die räthselhaften Erscheinungen, welche die ganze Mannschaft des „Weltefreden“ in eine solche Aufregung versetzten, waren zwei lustige Gesellen, welche die Besatzung eines Evers ausmachten, der im Eise festgerathen war. Der Schiffer hatte noch zur guten Zeit Gelegenheit gefunden, das Land zu erreichen, und vertraute das Fahrzeug dem Knechte und dem Jungen zur Bewachung an. Als der große Dreimaster in ihre Nähe kam, erregte er ihre Neugier und sie fanden es lustig genug, einen Streifzug nach demselben zu unternehmen. Eine Schale voll heißen Wassers, mit der gehörigen Menge von Zucker und Rum gemischt, hatte ihren Muth mit jedem Zuge gesteigert, und der Junge meinte, es sei nicht genug, in der Nähe des Schiffes sich blicken zu lassen; man müsse auch dasselbe entern und der Mannschaft einen Schreck einjagen.

„Sie bilden sich dann ein, daß wir die Piraten sind, und fangen gottsjämmerlich an zu schreien,“ lachte der Junge hell auf. „Dann geben wir uns zu er=

kennen und spotten die Kerle aus, die sich vor uns fürchteten."

„Das thun wir!" sagte der Knecht, der den größten Theil des glühenden Getränkes in sich aufgenommen hatte. „Und wenn sie dastehen, wie begossene Hunde zur Zeit des Deckwaschens, sollen sie sich mit einer tüchtigen Ration lösen. Ein Volk, welches von so weit her kommt, hat stets einen guten Stoff am Bord."

„Hurrah!" rief der Junge und schwang sich über den Bord des Evers weg auf die schwankende Eisdecke. Sollen die Kerle einen Schreck kriegen, wenn ich durch das Galion zu Deck komme."

Schwerfälliger folgte der Knecht. Beide spähten nach dem Dreimaster, der erst, als sich ihr Auge an die Finsterniß gewöhnt hatte, ihnen sichtbar wurde. Aber mit jedem Schritte weiter verrauchte etwas von der flammenden Courage und diese sank ziemlich tief, als sie auf eine Eisscholle gelangten, die, schwächer als die übrigen, in ein bedenkliches Schwanken gerieth und unter ihren Füßen krachte.

Der kleine Hein verließ den Krug zu Schulau, nachdem er die Aufforderung verlesen hörte, die das Grevengericht des Alten Landes erlassen hatte. Seit der Stunde, da er sein Messer in die Brust des herabgekommenen Franz von Bossel stieß, um sich das

Recht zu nehmen, das man ihm weigerte, fand er nirgend eine bleibende Stätte. Die innere Unruhe jagte ihn von Ort zu Ort. Im Dämmerschein des Abends gewahrte er den Dreimaster vor sich, das einzige Seeschiff, welches weithin sichtbar war. Bei dem Anblick desselben kam eine gewisse Wehmuth über ihn. Es zog ihn mit einer unwiderstehlichen Gewalt zu demselben hin und mit klopfendem Herzen setzte er seinen Fuß auf die unter seinen Tritten sich beugende Eisdecke.

„Der Elbpirat kommt!“ sprach er vor sich hin und ein trübes Lächeln flog über sein Gesicht. „Fürchtet Euch nicht. Seitdem diese Hand sich in Blut tauchte, ist sie ohnmächtig geworden.“

Ein Schuß hallte über die eisige Fläche hin. Er ward am Bord des Schiffes abgefeuert. Der Unter=steuermann, der diesen Schuß that, rief:

„Da laufen die Kerle! Ich habe sie verfehlt.“

Die Kugel flog zwischen dem Knecht und dem Jungen mitten durch. Das Sausen derselben hatte diese vollständig ernüchtert und, sich gegenseitig mit Vorwürfen überhäufend, suchten sie so schnell als mög-lich zu entkommen.

Von dem Deck des Schiffes aus waren sie nicht mehr sichtbar.

„Wir müssen das Gesindel einzufangen suchen!“ rief der Capitain, und die Leute, die nur auf ein solches Wort ihres Chefs gewartet hatten, nahmen dasselbe mit Jubelgeschrei auf. Die Sturmleitern abwärts ging es mit Waffen und sprühenden Pechfackeln auf das Eis.

Der kleine Hein ging in gerader Richtung auf das Schiff los. Die Aenderung des Wetters, von welcher der Lootse vorher gesprochen, trat bereits ein. Ein warmer Wind begann zu wehen. Leiser Sprühregen rieselte herab. Die Fackeln leuchteten unheimlich durch die feuchten Nebel und zischten, wenn die warmen Tropfen darauf niederfielen.

„Was bedeutet das?“ rief der kleine Hein, unwillkührlich seinen Schritt hemmend. „Wie feuerige Schlangen zischt es auf dem Eise hin und her! He! Hollah! Was kommt da gerade auf mich los?“

„Helft! Helft!“ schrieen der Knecht und sein Junge wie aus Einem Munde, indem sie an dem kleinen Hein vorüber stürmten. „Der Teufel ist los und hinter uns her mit Pech und Schwefel. Verdammt ist das Piratenspielen!“

Weitweg waren sie. Glücklich hatten sie sich dem

Arme ihrer Verfolger entzogen, die eine andere Richtung einschlugen.

Mehrere derselben waren bereits unverrichteter Sache an Bord zurückgekehrt.

Franz von Bossel konnte eine innere Unruhe nicht bezwingen. Er trat dem ihm untergebenen Offizier das Commando ab und sagte:

„Ich will selbst einmal nachsehen, wie es dort unten steht. Gebt mir eine Fackel! Was? Keine mehr? Dann geht es auch ohne diese.“

Rasch, ehe es Jemand hindern konnte, war er über den Fallreep weg und rutschte die Sturmleiter hinunter.

„Hollah! Alle Mann hierher!“ rief der zurückbleibende Offizier über Deck. „Schafft mehr Fackeln! Drei oder vier von Euch gehen dem Capitain nach.“

„Hier sind Fackeln!“ antwortete der Bootsmann, der aus dem Kabelgat zu Deck kam.

Die neuen Fackeln leuchteten und die Männer, die dem Capitain zu folgen bestimmt waren, enterten vom Fallreep auf das Eis.

„Haltet Euch steif und kommt allstunds wieder an Bord!“ rief ihnen der Lootse nach. „Der Südwind frischt auf. Es ist Gefahr im Verzuge.“

Die Davoneilenden hörten nicht. Sie forschten

eifrig nach der Spur ihres Führers und suchten seine Aufmerksamkeit durch ein weitklingendes Hollah Ahoi! zu erregen.

Der Capitain war ihnen weit voraus. Er eilte über die schwankenden Schollen weg und mußte manchen Spalt überspringen, manchen Block umgehen, der sich aus zusammen geschobenen Eisstücken gebildet hatte. Da hielt er mitten in seinem Laufe an. Vor ihm tauchte es auf; ein unbestimmtes Etwas .... er konnte es nicht unterscheiden.

„Wer da!“ rief es dem Capitain entgegen.

„Ein Mann!“ schallte es zurück. „Wenn Ihr zu dem Piratengesindel gehört, das den Strom unsicher macht, seht Euch vor. Ihr habt es mit keiner Memme zu thun.“

„Dann sind wir einander ebenbürtig!“ erklang es als Antwort. „Strengt Euere Augen an und Ihr werdet sehen, daß es ein einzelner Mann ist, der Euch gegenüber steht. Uns bleibt Raum und Zeit genug zum Schädel einschlagen. Wir können uns vorher mit Muße betrachten und sehen, ob wir einander gewachsen sind.“

Franz von Bossel folgte unwillkührlich der Aufforderung des Unbekannten, der seinen Weg gekreuzt hatte. Dieser nahm schnell das Wort und sagte:

„Tretet keinen Schritt weiter nach rechts, sonst fallt Ihr in eine offene Lume und seid verloren.“

Er faßte die Hand des Capitains und zog ihn an sich, indem er sprach:

„Ich habe noch wenige Worte von Euch vernommen und doch klingt mir Euere Stimme bekannt.“

„Habt Dank für Euere Warnung!“ sagte der Capitain. „Es geht mir ebenso mit Euch. Und wenn man es nicht fürchten müßte, unter den Leuten, die auf diesen Wegen wandeln, einen Bekannten zu haben . . . .“

„Ihr seid auf einer Jagd nach den Piraten begriffen,“ sagte der Fremde. „Man sieht die Streiflichter Eurer Jagdgenossen überall. Da zieht eine Feuergarbe auf uns heran! Hei! Wie die Funken stieben! Wollt Ihr Euere Gefährten nicht locken?“

„Was für ein Mensch seid Ihr?“ fragte der Capitain, den der Klang dieser Stimme so wundersam berührte und der sie doch nirgends hinzubringen wußte.

„Ich will Euch locken helfen!“ entgegnete der Fremde, der auf jene Frage nicht achtete. „Wollen versuchen, wie weit eines Mannes Stimme durch diese feuchten Nebel zu dringen vermag.“

Er hielt die Hand an den Mund und rief mit mächtiger Stimme:

„Hollah Ahoi!“

Mit vorgestrecktem Kopfe horchten Beide. Nach einer Pause klang ein schwaches „Ahoi!“ zu ihnen herüber.

„Gehört haben sie uns, allein sehen werden sie uns schwerlich, da schon wir Beiden, die sich doch so nahe stehen, nur unsere dunklen Umrisse gewahren. Müssen ihnen ein sichtbares Zeichen geben.“

„Wie wollt Ihr das anfangen?“ fragte der Capitain, der gegen den Fremden stets auf seiner Hut war und ihn nicht aus den Augen ließ.

„Leute meines Gewerbes haben immer allerlei Hülfsmittel bei sich, waran Ihr Andern nicht denkt!“ war die ruhige Antwort. „Wollen sie nicht länger im Ungewissen lassen.“

Er zog Stahl und Stein aus der Tasche und nach einigen Schlägen war seine Zunderbüchse im vollen Glimmen. Er schwenkte sie hin und her, bis sie hell aufleuchtete, und brachte sie dann mit einem Gegenstande in Berührung, den er zwischen den Fingern hielt. Gleich darauf stieg eine Rakete hoch in die Luft.

„Hollah Ahoi!“ scholl nach einigen Secunden der Ruf der Matrosen, die während der Zeit um ein Beträchtliches näher gekommen waren.

„Halloi!“ rief der Fremde zurück und sagte darauf zu dem Capitain:

„Ihr seht, daß mein Mittel geholfen hat. In Kurzem werdet Ihr wieder bei den Eurigen sein. Und wenn Ihr guten Rath annehmen wollt, geht um Mitternacht nicht einsame Wege, wie diese. Sie sind gefährlich.“

„Wer seid Ihr?“ fragte der Capitain in einiger Erregung und suchte dem Fremden näher zu kommen. Dieser wich einen Schritt zurück und sagte:

„Einer, der Euch längst erkannte, Capitain von Bossel. Ihr steht auf einem gefährlichen Boden, Herr. Die offne Lume ist nahe. Hollah! Da sind Euere Fackelträger.“

Die sich nähernden Matrosen schwangen die Fackeln im Winde, damit sie heller aufleuchten sollten, und riefen:

„Capitain! Capitain!“

„Hier!“ rief Franz von Bossel zurück und sah sich von zweien seiner zuverlässigsten Matrosen erreicht, die ihre Freude durch ein lautes Hurrah zu erkennen gaben.

„Jetzt wollen wir uns näher betrachten,“ sagte Capitain von Bossel, indem er einem seiner Leute die Fackel entriß und auf den Fremden zutrat. „Laßt

sehen, wer es ist, der mich bei stockdunkler Nacht am Klange der Stimme erkannte und mich vor offnen Lumen warnte, die zu meinen Füßen liegen."

Er senkte die Fackel und das von unten auf strahlende Licht fiel so, daß es das Angesicht des Fremden grell beleuchtete.

„Allmächtiger Gott!" schrie Franz von Bossel auf und warf die Fackel weit von sich, die sofort erlosch. „Hollah, Christian! Deine Hand!"

Der gerufene Matrose sprang erschrocken näher und hielt den schwankenden Capitain.

Am Bord des Schiffes, welches im Eise lag, wurden brennende Laternen an der Gaffel aufgezogen und gleich darauf niedergeholt. Es war dies das Signal, daß Alle unverzüglich an Bord zurückkehren sollten.

Das Wetter, welches schon früher umgeschlagen war, hatte sich jetzt völlig geändert. Der Südwind brachte eine drückende Schwüle und endlosen Regen mit sich. Er trieb das Eis nach dem Strande und in der Mitte der Bucht entstanden mehrere offene Stellen.

„Capitain, wie sollen wir an Bord kommen?" fragte der Matrose Christian.

„So oder so!" antwortete Franz von Bossel und

wandte sich der Richtung zu, wo das Schiff lag, allein der Fremde hielt ihn zurück und sagte:

„Es ist zu spät und Ihr rennt nur dem gewissen Tode in die Arme. Mögen Jene sehen, wie sie fertig werden . . Ihr kommt mit mir."

Der Capitain widerstand und erst, als er sich überzeugt hatte, daß es unmöglich sei, an Bord zurück zu kehren, gab er nach.

Niedergebeugt von einer Entdeckung, die ihn tief erschütterte, getrennt von dem Schiffe, das seiner Sorge anvertraut war, und ergriffen von dem Gedanken, das Fahrzeug wenigstens jetzt nicht erreichen zu können, war Franz von Bossel kaum im Stande, sich aufrecht zu erhalten.

„Mir nach!" rief der Fremde und wendete sich dem Lande zu. „Wir haben jetzt eine sichere Bahn, denn alles Eis schiebt sich hier im Norden zusammen. Mir her den Rest der Fackel! Ich leuchte vor."

Die Wanderung begann.

Maja war für einige Zeit von Hamburg in das Haus ihres Pflegevaters zurückgekehrt. Der Südwind fegte durch den Schlot und der Regen schlug klirrend gegen die Fenster. Sie empfand ein banges Fürchten und ging in die Wohnstube hinab, wo die sorgende Magd ein helles Feuer angezündet hatte.

Da entstand auf dem Flur ein Geräusch und der Knecht Hanjochen trat gleich darauf ein mit den Worten:

„Besuch!“

Erwartungsvoll blickte Maja nach der Thür und gewahrte den kleinen Hein, der, von Regen triefend und barhäuptig, sich vor Frost schüttelte.

„Rühre mich nicht an!“ rief er ihr entgegen. „Regen und Wind haben mich arg zugerichtet und der letztere hat mir sogar meine Sturmkappe genommen. Gedulde Dich einen Augenblick und Du wirst einen Gast gewahren, den ich Dir mitbrachte. Nimm ihn freundlich auf, Maja, und heiße ihn willkommen. Bald wird er vor Dir erscheinen.“

Er ging in die Kammer, von deren Thür die Inschrift: „Jedem sein Recht!“ entfernt worden war. Maja befand sich in lebhafter Unruhe und sah den nächsten Augenblicken mit Herzklopfen entgegen. Als aber ein Mann auf der Schwelle erschien und mit wohlbekannter Stimme ihren Namen rief, schlug das Herz, das eben noch schwer bedrückte, fröhlich in der Brust und mit dem Ausrufe: „Franz! Lieber Franz!“ schloß sie den Geliebten in ihre Arme.

Nachdem der erste Freudenrausch vorüber war und man sich kurz das jüngst Erlebte mitgetheilt hatte, eilte Maja, dem Freunde einen bequemen Sitz am

Feuer zu bereiten und ihm Erfrischungen zu reichen Dann setzte sie sich zu ihm und ihre Freude sprach sich so unverhohlen aus; sie plauderte so unbefangen und heiter, daß die trübe Stimmung des Freundes allmählich schwand und Beide die Freude des Wiedersehens in ihrer schönsten Reinheit genossen.

Der kleine Hein stand seit längerer Zeit in dem Rahmen der Thür und hörte mit wehmüthig-ernster Stimmung das harmlose Geplauder an. Dann sagte er:

„Guten Abend beisammen! Ihr habt schnell genaue Bekanntschaft mit Eurer Wirthin gemacht, Herr Gast."

Die Jungfrau erhob sich erröthend. Der kleine Hein sah sie freundlich an und sagte:

„Es ist spät und wir sind allesammt der Ruhe bedürftig. Geh', Maja! Wir sehen uns morgen frohen Herzens wieder. Ihr, Herr, könnt in dieser Stube bleiben und mir, bevor Ihr zur Ruhe geht, ein Wort vergönnen. Trennt Euch für kurze Stunden. Bald sollt Ihr für immer vereinigt sein."

Maja ging, nicht ohne sich in der Thür noch einmal nach dem Freunde umzusehen. Der kleine Hein blieb bei seinem Gaste zurück, schürte das Feuer an und sagte:

„Nicht ungenutzt soll unsere Begegnung vorüber

gehen. Ich habe das Testament Eurer Mutter empfangen und Alles vergeben und vergessen. Friede sei mit ihr!"

„Amen!" sagte Franz. „Sie war sehr unglücklich."

„Und Friede sei mit Euch!" fuhr der kleine Hein fort, dem jungen Manne die Hand reichend. „Und nun laßt uns von Eurer und Maja's Zukunft reden."

Franz von Bossel hörte aufmerksam zu, als der kleine Hein zu ihm sprach.

Maja hatte sich in die nordische Welt eingelebt, um der Freunde willen, welche sie dort erwarb; nicht aber fand sie Behagen an dem trüben Himmel, an dem Nebel und den starren Wintern, die das Wasser in Stein verwandeln. Sie hatte das Ungemach still ertragen, ohne ein Wort der Klage. Nun war das Opfer von ihrer Seite nicht mehr nöthig. Das Vermögen der Jungfrau stand zur Verfügung bereit. Wenn mit dem kommenden Frühling die beiden jungen Leute für immer vereinigt würden, sollte Franz mit seiner jungen Frau an Bord gehen und jenseits des Oceans, befreit von allen Kümmernissen, sich und dem Weibe seines Herzens eine neue Heimath gründen.

„Und dort werdet Ihr glücklich sein!" schloß der kleine Hein. „Ich habe Euch Alles sorglich vorbereitet.

Ihr habt dort eine Gegenwart um Euch, die Euch nicht an die Vergangenheit erinnert."

„Wir werden das Glück finden," sagte Franz. „Aber Ihr? Was wird mit Euch?"

„Mir bleibt auf der Welt nur noch Eins zu thun," war die Antwort. „Das Recht, das man mir verweigerte, habe ich mir genommen. Nun ist es an mir, Andern ihr Recht zu geben, und das wird geschehen, wenn wir uns getrennt haben, um uns niemals wieder zu sehen. Doch es ist spät. Begebt Euch zur Ruhe! Morgen will ich Euch wecken."

Franz von Bossel gehorchte und warf sich auf das Lager, welches dem Kaminfeuer zunächst bereitet war. Als der erste Schimmer des Tages durch die Scheiben fiel, stand der kleine Hein vor ihm und sagte:

„Nehmt Euern Frühtrunk und dann rüstet Euch. Euere Leute erwarten Euch bereits. An Bord könnt Ihr nicht, denn die ganze Nordseite starrt von Eis. Aber die Südelbe ist frei bis oben an die Stadt und Euer Schiff, unter Führung des Lootsen, bereits im Auffegeln begriffen. Mein Knecht wird Euch den Fußsteig zeigen, der nach Blankenese führt, wo Ihr leicht ein Fuhrwerk findet. Reiset glücklich!"

„Und Maja?"

„Sie schläft und träumt von ihrem Glücke. Verscheucht die lieblichen Bilder nicht durch einen bittern Abschied. In wenigen Tagen geht sie nach Hamburg zu ihrer Freundin Agathe ... dort werdet Ihr sie finden."

„Und Ihr?"

„Wir sehen uns an Euerm Hochzeitstage wieder. Nun geht! Es ist die höchste Zeit."

Er drängte den jungen Mann zu Thür hinaus und schloß dieselbe.

„Allein! Allein!" stöhnte er und wehrte den hervorbrechenden Thränen nicht.

Der Winter war vorüber. Die Elbe war frei vom Eise und draußen sproßte und keimte das junge Leben in Wald und Feld. Franz von Bossel hatte den „Weltefreden" an Stelle des verstorbenen Capitains glücklich in die Elbe und an die Stadt gebracht. Mit dem Gelde, welches durch die Vorsorge des kleinen Hein ihm aus dem Vermögen seiner Braut zur Verfügung gestellt wurde, kaufte er sich einen Part in das Schiff und behielt das Commando desselben. Zugleich genehmigte die Rhederei, daß er in Rio de Janeiro seinen Wohnsitz nehme, und beauftragte ihn, ihre Geschäfte am dortigen Platze zu leiten. Die

neue Ausrüstung des „Weltefreden“ war beendet und die Ladung vollständig am Bord. Die Mannschaft erwartete ihren jugendlichen Führer. Dieser stand mit seiner schönen Braut am Altar. Einige Freunde des verstorbenen Jakobsen waren als Zeugen gegenwärtig. Der kleine Hein war erst kurz vor der Trauung in der Kirche erschienen und begleitete die Neuvermählten nach Hause.

Dem Ernste der Stunde entsprechend, die zugleich die Trennungsstunde von der bisherigen Heimath war, fand keine Festlichkeit Statt. Man bereitete Alles vor, um an Bord zu gehen, und der kleine Hein gab hier und da einige praktische Rathschläge.

Frau Agathe trat völlig reisefertig zu ihnen. Auf Maja's Staunen erwiederte sie:

„Ich gehe mit Euch. Was hält mich hier, wo mich Alles nur an den Verlust erinnert, den ich nie verschmerzen werde? Ihr werdet wohnen, wo die Asche meines einzigen Freundes ruht. Dort soll auch meine Heimath sein. Wollt Ihr sie mir versagen?“

Statt jeder Antwort umarmte Maja die Freundin. Als Franz zum Aufbruch mahnte, war der kleine Hein verschwunden. Er hatte sich und ihnen den Abschied ersparen wollen. Als aber das Schiff hart an dem Strande hinfuhr, wo das Ufer sich bei Flottbek ab=

wärts bis zum Spiegel des Stromes senkt, sahen sie ihn am Ufer stehen, ihnen mit dem Hut einen Abschiedsgruß winkend.

Der Knecht und die Magd in dem Hause des kleinen Hein saßen beisammen und schauten trübselig drein. Der Herr hatte ihnen den Dienst gekündigt und sie waren im Begriff, ein Haus zu verlassen, unter dessen Dach sie ihre Tage zu beschließen glaubten. Der Lohn, der ihnen zukam, lag in blankem Gelde aufgezählt auf dem Tische, allein sie achteten nicht darauf. Der Knecht schüttelte mit dem Kopfe, während die Magd lautweinend ihrem beschwerten Herzen Luft machte.

„Hollah, Ihr Beiden!“ rief der kleine Hein und deutete auf ein Papier, das er in seiner Hand hielt. „Ich habe mit Euch zu reden. Du, Hanjochen, wirst wohl Acht geben und es dann der Magd verdeutschen, so gut es gehen will.“

Der Knecht nickte zustimmend und der kleine Hein sagte:

„Ich habe Euch gekündigt, weil ich Eurer Dienste nicht mehr bedarf.“

„Machen es Andere besser?“ fragte der Knecht.

„Ich bedarf überhaupt keiner Dienste mehr ... von Niemandem. Ich bin im Begriff, eine weite

Reise anzutreten, von welcher ich nicht zurückkehre. Ihr aber seid alte Leute, die bei Fremden keine Unterkunft finden. Ihr dientet treu, darum ist es Euer Recht, daß ich für Euch sorge, jetzt, da Ihr alt und hülflos seid. Nimm dieses Papier, Hanjochen. Es steht darauf geschrieben, daß dieses Haus, sammt Allem, was dazu gehört, Dein Eigenthum ist, jedoch mit der ausdrücklichen Bedingung, daß Du die Magd hältst, wie Dich selbst, bis sie die Augen schließt. Darauf gieb mir die Hand und dann nimm dies Papier, das Dich zu meinem Erben macht."

Der Knecht wußte nicht, wie ihm geschah. Er leistete den Handschlag. Er nahm die ihm dargebotene Schrift, ohne zu wissen, was er that. Als ihm aber endlich die Erkenntniß kam und er nach dem Herrn rief, der ihn so reich beschenkte, war dieser nirgends zu finden.

Der kleine Hein befand sich auf dem Wege zu einem abgelegenen Häuschen, wo in diesem Augenblicke die bitterste Noth herrschte.

Es war das die Hütte des alten Fischers Drittau, der über die Elbe von Estebrügge her gekommen war, um sich im Holsteinischen niederzulassen, und den hier dasselbe Unglück verfolgte, wie in der Heimath. Es begann mit dem Zertreten der Kohlpflanzen und

endete damit, daß ihm im Herbststurm sein letztes Netz verloren ging. Er war von allen Widerwärtigkeiten beinahe stumpfsinnig geworden und hatte auf die Vorwürfe seiner Frau keine andere Antwort, als ein leises Kopfschütteln. Sie aber verlangte von ihm, daß er sich zusammen nehme und auf neue Erwerbsquellen denke, da es mit den alten nicht mehr recht gehe. Verhungern hätten sie auch im Hannöverschen können und wenn er kein Brod in's Haus schaffe, gehe sie auf und davon und lasse ihn in seinem Elend sitzen.

Jochen-John, sein alter Maat, trat ein und brach dem Zornesausbruch der Frau die Spitze ab, indem er zu Drittau sagte:

„Du sitzest nicht allein auf dem Trockenen. Was ich lange befürchtete, ist nun geschehen. Der alte Ever hat einen Leck bekommen und muß auf den Helgen. Was anfangen während der Zeit, das gezimmert wird und womit soll ich den Zimmermann bezahlen?"

Da gewann der alte Drittau die Sprache wieder und sagte mit großer Bitterkeit:

„Das ist Dir nur geschehen, weil ich den Fuß in Dein Fahrzeug setzte. Hättest Du mich nicht zum Maaten angenommen, wäre Dein Ever heil und ganz. Ich bin nun einmal das Unglück."

Frau Drittau, welche bei dem Eintritt des Jochen-John hinausgegangen war, trat athemlos mit dem Ausrufe wieder herein:

„Der kleine Hein!"

„Ihr habt Unglück, Ihr Zwei!" sagte dieser im Eintreten. „Euer Ever ist leck und die Netze sind im Sturm verloren gegangen. Sonst war ich wohl im Stande, meinen Landsleuten mit einem Stücke Geld auszuhelfen; jetzt vermag ich es nicht mehr, denn ich bin arm, wie Ihr."

Die Männer schwiegen, aber die Frau konnte ihrer Aufregung nicht Herr werden und sagte:

„Warum kommt Ihr denn? Klagen und achselzucken können wir allein."

Ein mattes Lächeln glitt bei diesen Worten über das Gesicht des kleinen Hein; dann sagte er:

„Ich bin gekommen, Euch einen lohnenden Verdienst nachzuweisen. Ein Paar Stunden rudern, eine Strecke landeinwärts marschiren und Ihr bekommt soviel, als Ihr bedürft, Euch wieder aufzuhelfen."

„Treibt keinen Spaß mit uns, Herr," sagte der alte Drittau grollend. „Das könnte ich nicht überwinden."

„Ein Paar Hundert Mark und mehr können darauf gehen, ehe wir Alles wieder herstellen, wie es

gewesen ist. Wer zahlt das für ein paar Stunden Jollenführerarbeit?“ setzte Jochen-John hinzu.

„Ich bürge Euch dafür!“ antwortete der kleine Hein. „Wir nehmen meine Jolle und fahren stromab. Es ist Hochwasser. Bei der Twielenflether Mühle legen wir an und vor Abend ist Alles gethan.“

Er ging aus der Thür und gab ihnen einen Wink, ihm zu folgen. Schweigend gingen die Drei an den Strand.

Das Boot war nach wenigen Augenblicken in voller Fahrt. Während der Reise wurde kein Wort gewechselt. Als das Boot bei der Mühle von Twielenfleth landete, befahl der kleine Hein, dasselbe festzulegen und ihm zu folgen. Die Männer gehorchten und alle Drei gingen landeinwärts nach Stade zu. Als sie die Stadt betraten, stand der kleine Hein vor einem stattlichen Hause still und sagte:

„Dort wohnt der Stadtcommandant!“

Die Männer schwiegen, da sie nicht wußten, was sie daraus machen sollten. Er fuhr fort:

„Ihr wißt, daß die Regierung, um dem Piratenwesen auf der Elbe ein Ende zu machen, Denjenigen eine Belohnung von hundert Pistolen zusicherte, welche die Piraten einliefern würden. Nun denn, geht dort hinein und sagt: der Mann, der ganz allein das

Handwerk des Piraten trieb und auf dem öden Sande den Franz von Bossel erschlug, um sein Recht zu nehmen, ist Niemand anders, als der Hein Petersen aus der Käthnerhütte zu Ritsch und wir bringen ihn Euch."

Entsetzt standen die beiden Männer und blickten mit Schrecken auf den Mann, der ihnen ein so furchtbares Geheimniß erschloß. Sie wagten nicht, Hand an ihn zu legen.

„Gehorcht, oder Ihr tretet das Gesetz mit Füßen!" rief er mit seiner markigen Stimme und blitzte sie mit seinen Augen an, daß es tief in ihr Inneres drang. „Ich gehe Euch voran und leichten Herzens gebe ich dem beleidigten Gesetze sein Recht, nachdem ich mir das meinige genommen."

Er schritt durch die Thür, welche in die Commandantur führte. Beide folgten mit Zagen. Die Thüren fielen hinter ihnen zu.

Das beleidigte Gesetz ward gesühnt.







